This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

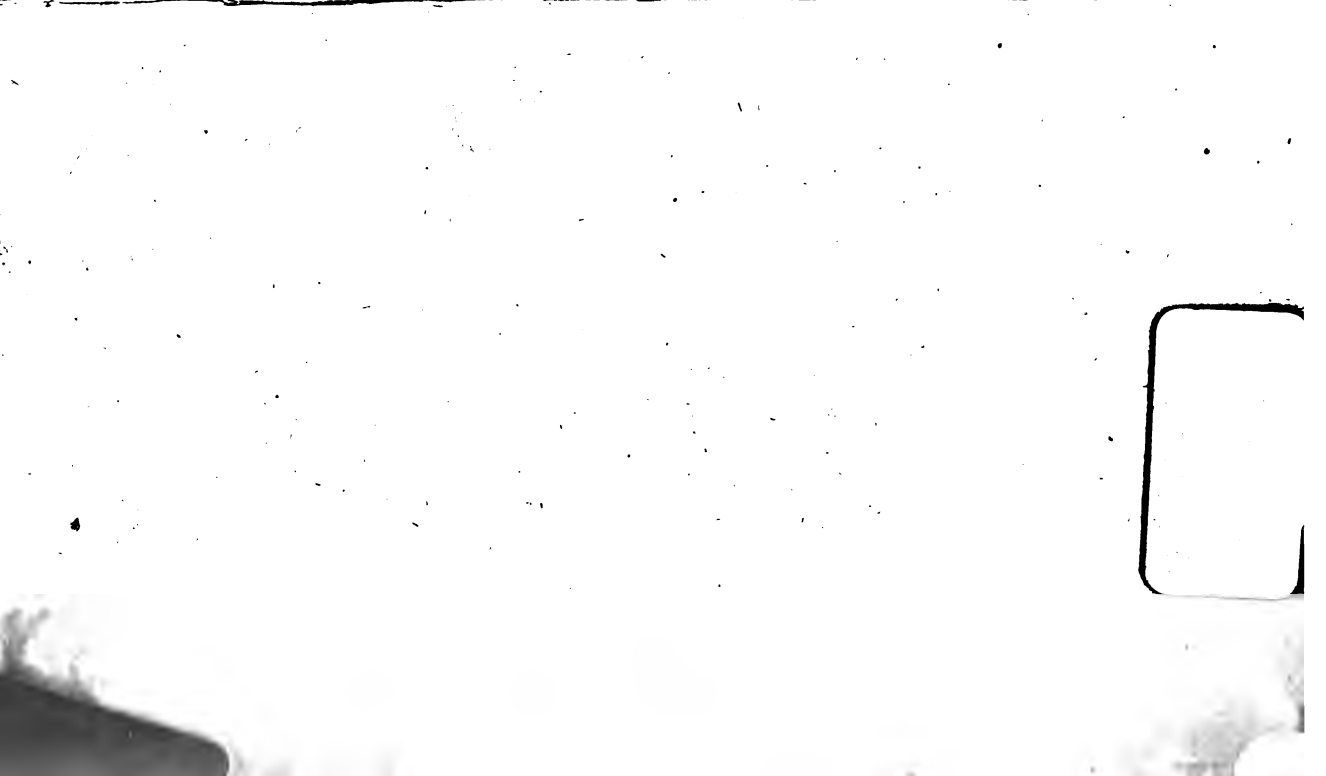
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X004061963



Sammlung

interessanter

und

durchgängig zweckmäßig

abgefaßter

Reisebeschreibungen

für

die Jugend

von

J. H. Campe.

Fünfter Theil.

Mit Allerhöchst. gnädigst. Kaiserl. Königl. Privilegio.

Reutlingen,
gedruckt bey Johannes Grözinger,
1794.

EXCHANGE
OCT 2 20

G
175
.R8
1787
v.5-6
Copy 1

Vorrede.

Den Inhalt zu nachstehendem ersten Abschnitte, welcher Wilhelm Isbrand Bontekus's merkwürdige Abentheuer auf einer Reise nach Ostindien enthält, habe ich aus dem achten Bande der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande entlehnt, und ihn den Zwecken, wozu ich hier schreibe, gemäß bearbeitet.

Die Quelle, woraus ich den Inhalt der darauf folgenden ersten Cookschen Reise um die Welt schöpfte, ist allgemein bekannt, und allgemein gelesen. Es ist die Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere, vom Dokt. Joh. Hawkesworth. Da dieses Werk, wie ich höre, vergriffen ist, und in Teutschland wol kaum wieder aufgelegt werden dürfte: so hofft man, daß gegenwärtiger Auszug aus demselben auch solchen erwachsenen Personen zu statten kommen werde, welche jenes Werk bisher noch nicht gelesen, und jezt

keine Gelegenheit mehr haben, es sich anzuschaffen. Etwas Interessantes und für Leute, die keine Seefahrer sind, Nüzliches, glaube ich nicht ausgelassen zu haben; in Ansehung der Einkleidung aber wird man, hoffe ich, bei aller Simplicität, deren ich mich beflissen habe, doch nicht leicht auf etwas stoßen, welches der Würde eines gesezten Schriftstellers, der zu gesezten Lesern redet, unwürdig wäre; es müßte denn die hin und wieder vorkommende Anrede: Junger Leser! seyn. Der Erwachsene mag hier das Beiwort Junger ungelesen lassen.

Daß die Charte von dem Südmeere und den darauf gemachten neuern Entdeckungen, welche dem dritten Theile dieses Werks beigelegt worden ist, auch zu gegenwärtigem fünften Theile gehöre, bedarf wol kaum einer Erinnerung.

Der Beschluß der merkwürdigen Cookschen Reise wird, so Gott will, in dem sechsten Theile dieser Sammlung zur nächsten Messe erscheinen.

Braunschweig, im Julius 1788.

Der Verfasser.

I.

Wilhelm Isbrand Bontekus merkwürdige Abentheuer auf einer Reise aus Holland nach Ostindien.

An die jungen Leser.

Da ich aus guten Gründen mich verpflichtet fühle, euch allen, meine jungen Freunde und Freundinnen, das Lesen der Romane, so wie überhaupt solcher Bücher, welche nur darauf abzwecken, die Phantasie, die Einbildungskraft und die Empfindungen anzuregen, aus voller Ueberzeugung von ihrer großen Schädlichkeit zu widerrathen: so muß ich darauf denken, euch für dies kleine Opfer, welches ich zu eurem eigenen Besten von euch verlange, durch anderweitige Vergnügungen des Geistes schadlos zu halten. Deswegen habe ich mir bei der gegenwärtigen Sammlung von Reisebeschreibungen zur Regel gemacht; nicht blos das Interessanteste dieses Fachs für euch auszusuchen, sondern auch noch überdem von Zeit zu Zeit eine und die andere von jenen ganz ausserordentlichen Reisebegebenheiten einzuweben, deren Geschichte an Annehmlichkeit und Wunderbarkeit den Romanen völlig gleichkommt, ohne daß wir dadurch, wie von diesen, aus der

wirklichen Welt in die der Phantasien und der Hirngespinnste hinausgeführt werden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich hierzu die im ersten Theile enthaltene Reise des Jakob Heemskerk und die Abentheuer der vier russischen Matrosen auf Spitzbergen, so wie auch die im vierten Theile beschriebenen traurigen Schiksäle der Madam Godin zähle. Denn ich darf hoffen, daß keiner von euch jene wunderbaren, aber wahren Begebenheiten, mit weniger Theilnehmung und Vergnügen gelesen haben wird, als der abentheuerlichste Roman euch nur immer hätte einflößen können.

Auch bei der Abfassung des gegenwärtigen fünften Theils bin ich darauf bedacht gewesen, abermals etwas Seelenbiskuit dieser Art für euch zuzurichten. Ihr werdet dasselbe gleich in der folgenden Reise des Holländers Bonteku finden.

Aber ich muß es nur gestehn, liebe Freunde, daß euer Vergnügen — obgleich ich auch dieses gern und absichtlich zu befördern suche — doch nicht der einzige Zwek ist, den ich bei Erzählungen dieser Art im Auge habe. Und was hätte ich den wol sonst noch für eine besondere Absicht dabei? Ich will sie euch ehrlich sagen; denn ihr seyd ja nun, Gottlob! verständig genug, um nicht mehr nöthig zu haben, daß man euch unmerklich dahin leite, wohin man euch zu eurem eigenen Besten zu bringen sucht.

[redacted]ffet also, daß meine Hauptabsicht bei der-
[redacted] wunderbaren Erzählungen sehr ernsthaft
[redacted]hr wichtig ist. Ich wollte nämlich zuvör-
[redacted]ach dadurch immer mehr und mehr auf die
[redacted]endigkeit der Abhärtung an Leib und Seele
[redacted]ksam machen. Ihr seyd ja eben so gut Menschen, als **Heemskerk**, die russischen **Matrosen**, **Madam Godin** und **Bonteku**! Ihr lebt ja in eben der Welt, worin diese ehemals lebten! Eure künftigen Schiksale stehen ja eben so in der Hand der alleslenkenden und unerforschlichen Vorsehung, als die Schiksale jener Menschen darin standen! Wie? wenn es nun dieser ewigen Vorsehung, nach ihrem unergründlichen aber immer anbetungswürdigen Rathe, gefiele, euch einst etwas Aehnliches erfahren zu lassen? Wenn es ihr gefiele, dich, du junger Freund, aus irgend einer für dich und für das Ganze wohlthätigen Absicht, unter die schwimmenden Eisberge bei **Spitzbergen** oder **Nova Zembla** zu schleudern; oder dich, du junge Freundin, in die unumgängliche Nothwendigkeit zu versezen; eine eben so gefahrvolle Reise zu unternehmen, als **Madam Godin** aus Liebe zu ihrem Gatten unternahm? Und ihr hättet euch in eurer Jugend nicht befliſſen, eurem Körper und eurer Seele diejenige Abhärtung zu geben, welche man unter solchen Umständen nothwendig besitzen muß, wenn man nicht dabei zu Grunde gehen will! Und ihr hättet nicht schon jezt gelernt, wenn es seyn muß, Frost und Hitze, Hunger und Durst, Ungemach und Mühseligkeiten jener Art zu ertra-

gen! — Lieber Himmel! was würde dann aus euch werden?

Denkt doch also ja, so oft ihr schauderhafte Geschichten dieser Art leset: **ich bin ein Mensch; alles, was Menschen begegnen konnte, das kann auch mir begegnen.** Ich will also klug seyn und schon jezt in meiner Jugend mich so gewöhnen, daß ich einst ähnliche Schiksale, wenn es Gottes Wille seyn sollte, sie mir aufzulegen, muthig und standhaft ertragen kann. Und seht, ihr lieben Freunde, dazu, dazu erzähle ich euch Geschichten, wie die von **Heemskerk**, und die von **Bonteku**!

Aber ich habe auch noch eine zweite, nicht minder ernsthafte Absicht dabei; und das ist folgende.

Das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding; jenes so lange es ihm wohl geht; dieses sobald die Stunde der Trübsal schlägt. Da sinkt den meisten Menschen plözlich Hand und Muth; da sehen sie auf einmal des Jammers und Elendes kein Ende; da verzweifeln sie an Gott und sich, und halten es für unmöglich, daß ihr Zustand jemals wieder besser werden könne. Das ist nun sehr schwach und sehr unverständig gehandelt; denn dadurch macht man eben, daß ein kleines Unglük nun wirklich ein recht großes wird. Würden **Heemskerk** und seine Gefährten, würden die **russischen Matrosen, Madam Godin** und **Bonteku** dem Verderben entronnen seyn, wenn sie eben so kleinmüthig

müthig gewesen wären, und wenn sie eben so feigherzig sich der Verzweiflung hätten überlassen wollen? Gewiß nicht!

Also auch dazu, ihr Lieben, sollt ihr Geschichten dieser Art lesen, um daraus zu lernen, wie man in mislichen Umständen und Gefahren sich benehmen müsse; um eure jungen Seelen mit Muth und Entschlossenheit, vornemlich aber mit einem festen und unerschütterlichen Vertrauen auf die Allmacht, Weisheit und Güte der allwaltenden Vorsehung zu bewafnen, die auch noch helfen kann, wo Hülfe und Rettung von Menschen nicht mehr möglich ist. Dazu prägt euch diese schauderhaften und wunderbaren Begebenheiten ins Gedächtniß ein, um sie zu eurem Troste und zu eurer Stärkung dann wieder hervorzurufen, wenn auch ihr einmal in Lagen und Umstände gerathen solltet, wo ihr keine menschliche Hülfe weiter vor euch sähet. Dann möget ihr denken: eben der Gott, dem jene ihre wunderbare Rettung zu einer Zeit verdanken, wo alle Hoffnung für sie verschwunden zu seyn schien, lebt auch heute noch, waltet auch über mich, ist auch mein Vater und wird auch mich erretten wollen und können, wenn es seinem heiligen und gütigen Rathe, der immer auf das geht, was das Beste ist, gemäß seyn wird! Dieser Gedanke wird euch denn mächtig unterstützen, und ihr werdet dadurch stark werden, Dinge zu ertragen, welche jede andere menschliche Seele zu Boden drücken und in Verzweiflung stürzen würden.

Ihr wißt nunmehr meine wohlmeinenden Absichten; sucht sie zu erreichen, und leset nun, was ich aus den angegebenen Gründen in folgender Erzählung zu eurem Vergnügen und zu eurem Nutzen beschrieben habe.

I.

Bonteku's Abreise. Kleinere Widerwärtigkeiten. Ankunft bei der Insel Bourbon. Fahrt von da nach der Marieninsel an der Küste von Madagaskar.

Bonteku — oder, wie die Holländer seinen Namen schreiben, Bontekoe — war ein holländischer Schifskapitain. Er kommandirte das Schiff Neuhorn von 550 Lasten *) und 200 Mann. Dieses ward im Jahr 1618 nach Ostindien beordert.

Nachdem die Ausrüstung vollendet war, ging Bonteku den 28sten December dem Texel oder Tessel — meine jungen Leser wissen doch, was und wo der Texel ist? **) — unter Segel. Die Abfahrt ge-

*) Eine Last ist so viel als 2 Tonnen, und eine Tonne so viel als 20 Centner oder 2000 Pfund. Folglich ist ein Schiff von 550 Lasten ein solches, welches 22,000 Centner oder 2,200,000 Pfund tragen kann.

**) Nämlich eine Insel und Rhede an der Provinz Holland, zwischen dem deutschen Meere und der Süder-

geschah bei gutem Winde und Wetter; aber kaum war man der lezten westlichen Spitze der englischen Küste (the Lands End) gegenüber gekommen: als man schon von den gräßlichen Widerwärtigkeiten und Gefahren, denen man unwissend entgegen lief, einen herben Vorschmak bekam. Es entstanden nämlich plözlich ganz ausserordentliche Windstöße; Berge von Wasser wurden dadurch gegen das Schiff geschleudert; einige dieser Wasserberge überwältigten das Schiff, zerplazten auf dem Ueberlaufe *) desselben, und füllten einen Theil der obersten Räume mit Wasser an.

„Wir sinken! Wir sinken!„ — So erschollen hundert ängstliche Stimmen durchs ganze Schiff; und die Schreienden standen, wie versteinert vor Angst und Schrecken, und wußten nicht, wozu sie greifen sollten. Nur Bonteku kam nicht aus seiner Fassung; er durchlief die innern Räume des Schifs, um nachzusehn, ob das einstürzende Wasser nicht etwa durch irgend einen Leck oder ein offen gelassenes Luftloch dringe; und da er sich überzeugt hatte, daß dies nicht der Fall war: so stellte er Leute an, die das Wasser mit ledernen Eimern wieder ausschöpfen mußten. Aber das gewaltsame Schwanken des Schifs warf die Kisten und Tonnen dergestalt durch einander, daß man erst einen Theil

Südersee, von wo aus die grosen holländischen Schiffe in See zu gehen pflegen.

*) Das oberste Verdek des Schiffes.

Theil derſelben zerſchlagen und über Bord werfen mußte.

Der Sturm tobte indeß unaufhörlich fort. Wind, Wellen und Regen, der ſich ſtromweiſe ergoß, brauſten ſo gewaltig durch einander, daß man weder ſehen und hören, noch feſten Fußes ſtehen konnte. Drei Tage und Nächte dauerte dieſer fürchterliche Zuſtand unaufhörlich fort. Endlich ſchien der Kampf der Elemente ſich zu legen; der trübe Himmel fing an ſich wieder aufzuklären, und es folgte, wie gewöhnlich, auf Sturm und Regen — Sonnenſchein. Aber zu der nämlichen Zeit ereignete ſich ein neues Unglük.

Der lezte Stoß des Abſchieds nehmenden Sturms zerbrach den großen Maſt, in einer Höhe von fünf Klaftern über dem Schiff. Ein neuer Schreck für das Schifsvolk, welches den Schaden wie gewöhnlich, auch diesmal durchs Vergrößerungsglas beurtheilte! Aber Bonteku wußte auch diesmal Rath. Er ließ ſofort eine andere große Segelſtange, die für Nothfälle dieſer Art mitgenommen war, aufrichten und den zerſplitterten Maſt damit zuſammenbinden. Hierdurch erhielt dieſer wieder Feſtigkeit, und ſtand nun von neuem aufrecht da. Der Schaden war hierdurch gehoben, das Schifsvolk beruhiget, und man ſegelte nunmehr, nach überſtandener Noth, ſo froh und luſtig weiter, als wenn man jede Gefahr nun ſchon ganz im Rücken gehabt hätte.

Da meine jungen Leser schon aus der im ersten Theile enthaltenen Reise des Vaskode Gama den Lauf der Schiffe, welche aus Europa nach Ostindien segeln, kennen: so brauche ich ihn hier nicht von neuem anzugeben.

Als man sowol die kanarischen Inseln, als auch die Inseln des grünen Vorgebürges glüklich zurükgelegt hatte, und nunmehr der Mitte unserer Erdkugel, wo sie vom Aequator oder der sogenannten Linie in zwei gleiche Hälften getheilt wird, zusegelte: ereignete sich eine neue Widerwärtigkeit. Es trafen nämlich die in diesen Gegenden sehr gewöhnlichen Windstillen ein. Eine derselben dauerte nicht weniger als drei volle Wochen; in welchen das Schiff, wie eingewurzelt, da stand, und sich nicht aus der Stelle bewegen konnte; ein Umstand, der in dieser Gegend, wo die Sonne den Leuten senkrecht über dem Kopfe steht und brennende Stralen herabgießt, um so viel trauriger und beschwerlicher ist. Endlich gerieth die Luft wieder in Bewegung, und man segelte weiter.

Als man die Gegend des Vorgebirges der guten Hofnung erreicht hatte, wo man anzulegen und sich zu erfrischen wünschte: war ihr widerwärtiges Schikfal ihnen von neuem entgegen. Es wehete nämlich in dieser Gegend so stark, daß sie es nicht wagen durften, sich der Küste zu nähern. Es wurde daher im Schifsrathe beschlossen, daß man beim Cap vorbeisegeln und einen andern Erfrischungsort suchen wollte.

In dieser Absicht steuerte man nunmehr auf die, allen meinen Lesern bekannte große Insel Madagaskar zu. An Bord rissen unterdeß gefährliche Seuchen ein, und warfen einen nach dem andern darnieder. Schon lagen ihrer vierzig in dem klägslichsten, jeder Art von Erquickung beraubten Zustande da, als man die Ludewigsbai an der genannten Insel erreichte, und sich daselbst vor Anker zu legen suchte. Umsonst! Man fand nirgends einen bequemen und sichern Plaz dazu.

Bonteku ließ indessen die Schaluppe aussetzen; stieg mit einigen Leuten hinein, befahl dem Steuermann in seiner Abwesenheit vor dem Busen hin und her zu kreutzen, um sich nicht zu entfernen; und ließ sich hierauf nach der Küste rudern. Allein die Brandung war daselbst so stark, daß man es unmöglich fand, ans Land zu kommen. Da sich indessen einige der Eingebohrnen am Strande sehen ließen: so sprang ein Wagehals unter den Matrosen ins Wasser, und schwamm durch den schäumenden und sprudelnden Wogenbruch zu ihnen hinüber. Hier that man ihm zwar nichts zu leide; aber da er weder Nachrichten in Ansehung eines Ankerplatzes, noch irgend etwas zu leben von ihnen erhalten konnte: so war es ganz umsonst, daß er sich dahin gewagt hatte. Er schwamm also unverrichteter Sache nach der Schaluppe zurük; und diese brachte hier den armen Kranken an Bord die traurige Nachricht, daß kein Labsal für sie allhier zu hoffen wäre. Eine sehr niederschlagende Botschaft!

Es wurde nunmehr beschlossen, die Insel **Bourbon** oder die **Insel von Frankreich** (Isle de France) *) zu besuchen, um, wo möglich, sich dort mit Erfrischungen zu versehen. Man steuerte also nach der Gegend dieser Inseln hin, und erreichte die erstere glüklich. Das Schiff ging daselbst vor Anker. Nun kroch alles, was noch kriechen konnte, aus den Hängematten aufs Verdek, und bat und flehete, daß man sie je eher je lieber ans Land bringen möchte. **Bonteku** gab seine Einwilligung dazu. Allein der **Soupercargo** des Schiffes **), als der zweite Befehlshaber desselben, wollte durchaus nicht darein willigen, weil er besorgte, daß Seeströme das Schiff von seinen Ankern reissen und widrige Winde nachher hindern könnten, die am Lande befindlichen Leute wieder abzuholen. Die Kranken flehteten unterdessen mit gefaltenen Händen, und baten um Erbarmen; aber **Hein Roll** — so hieß der Supercargo — blieb unerbittlich.

Dem guten **Bonteku** ging dies zu Herzen. Als er daher **Rollen** gar nicht bereden konnte, seine Einwilligung dazu zu geben; so nahm er alle Verant-

*) Wovon der erstere damals noch **Mascaregne**, die andere aber die Insel **Moritz** genannt wurde. Beide gehören bekanntlich den Franzosen, und meine jungen Leser werden sie in der Nähe von **Madagaskar** auf jeder Charte von Afrika finden.

) Derjenige, welchem die Ladung des Schiffes anvertraut wird, und den man daher auch den **Kaufmann zu nennen pflegt.

antwortung auf sich, und rief; er wolle jederman auf seine Gefahr ans Land setzen. Diese Erklärung verursachte unbeschreibliche Freude. Die Gesunden halfen den Kranken, und so stiegen alle, welche auf dem Siffe entbehret werden konnten, in die Schaluppen. **Bonteku** gab ihnen ein Segeltuch zu einem Zelte mit, nebst allerlei Vorrathe, Geschirr und einem Koche. Er selbst ging mit ans Land um sie anzuweisen. Ihre Freude beim Aussteigen war unbeschreiblich groß. Der bloße Anblik des grünen Bodens sezte sie in Entzückung. Sie wälzten sich vor Freude im Grase herum, und versicherten! daß sie sich schon zur Hälfte wieder gesund fühlten. So lieb ist dem Menschen die mütterliche Erde!

Dies war übrigens der rechte Ort zur Erquickung kranker Seeleute. Die Bäume wimmelten von Tauben und andern Federvieh, der Strand von Fettgänsen; und diese Thiere, die ich meinen jungen Lesern schon im dritten Theile dieser Sammlung beschrieben habe, waren so zahm, daß man sie fangen oder todtschlagen konnte, ohne daß sie nur einen Versuch machten, sich durch die Flucht zu retten. Auch gab es hier Schildkröten, deren Fleisch eine eben so wohlschmeckende, als zuträgliche Speise für kranke Seefahrer gewährt.

Bonteku freuete sich, seine Kranken so wohl versorgt zu sehn; und da die Sorge für das Schiff ihm selbst nicht erlaubte, lange am Lande zu bleiben:

so

so ließ er sie unter Aufsicht zurük, und begab sich wieder an Bord.

Der Grund, worin er geankert hatte, schien ihm bei genauerer Untersuchung, so unsicher zu seyn, daß er am folgenden Morgen für nöthig erachtete, eine bessere Rhede aufzusuchen. Er befuhr in dieser Absicht die Küste, und fand endlich, in einer Entfernung von fünf Seemeilen, eine Bucht, die einen guten Sandgrund hatte. Nicht weit vom Strande war auch ein Teich voll süßen Wassers befindlich, Fettgänse, Tauben, Papagaien und andere Vögel, gab es hier in noch größerer Menge, als an dem ersten Landungsplatze, und sie waren hier eben so zahm, als dort. Auch fand er zwanzig Schildkröten am Strande im Schatten eines Baumes liegen. Fing man einen Papagai oder andern Vogel, und quälte ihn daß er schreien mußte: so kamen die übrigen seiner Art in Menge herbeigeflogen, als wenn sie ihm helfen wollten, und ließen sich gleichfalls fangen.

Es schien also in jener Rüksicht gut zu seyn, das Schiff von seinem dermaligen Ankerplatze in diese Bai verlegen. Auch die Kranken wurden in Böten dahingeschaft; und nun labten und erquikten sich alle an der reichbesezten offenen Tafel, welche der allgemeine Vater der Natur in dieser Gegend für sie bereitet hatte. Einige belustigten sich mit der Jagd, andere mit Fischen; einige kochten das Gefangene, andere machten Braten davon. Die Kranken genasen, und die Gesunden gewannen neue

Kraft und Muth zur Ertragung neuer Mühseligkeit. Man glaubte im Paradiese zu seyn. Da die Insel damals noch keine Bewohner hatte, so konnte man ohne Scheu sich auf derselben zerstreuen, so weit man wollte.

Jezt ist diese Insel, so wie auch die nicht weit davon gelegene **Insel von Frankreich**, eine französische Colonie, und man zählte auf jener im Jahr 1776 nicht weniger als 6340 weiße Bewohner und 46175 Negersclaven; *) und das vorzüglichste dermalige Product, welches diese Inseln den Franzosen schäzbar macht, sind die bekannten **bourbonschen Kaffeebohnen**, welche, nächst dem arabischen, unter allen die besten sind.

Nachdem man sich hier hinlänglich erholt und gestärkt, auch eine Menge von Erfrischungen an Bord gebracht hatte: so ging man wieder unter Segel. Die Absicht war, auf die Insel **Moritz** oder **Isle de France** zuzusteuern, und daselbst aufs neue anzulegen: allein widrige Winde und Seeströme führten das Schiff so weit davon weg, daß man sie nur am fernen Horizonte ein wenig hervorragen sahe. Sie zu erreichen war unmöglich. Gleichwol war die Zeit noch nicht da, in welcher diejenigen regelmäßigen Winde zu wehen anfangen, mit welchen man von hier aus nach **Batavia** segelt.

Man

*) Histoire des Etablissements des Européens, par Mr. Raynal T. II. pag. 338 — 339.

Man bedauerte daher gar sehr, daß man die Insel Bourbon so früh verlassen hatte; und beschloß nun, einstweilen nach der Marieninsel zu steuern; welche an der nordöstlichen Küste von Madagaskar liegt.

Als sie sich dieser Insel näherten, kamen verschiedene der Eingebohrnen in Kähnen, die aus ausgehöhlten Baumstämmen gemacht waren, ihnen entgegen, und brachten Reis, Hühner und Früchte zu Kauf, die man ihnen für Glaskorallen, Schellen, blecherne Löffel, Messer und dergleichen abhandelte. Sie gaben dabei zu erkennen, daß auf ihrer Insel noch viel mehr zu haben wäre, wobei sie oft die Worte: Bue, Bee und Kukelu wiederholten, die, wie man nachher erfuhr, Kälber, Kühe und Schaafe bedeuteten. Man fand unterdeß eine gute Ankerstelle, und legte das Schiff daselbst fest.

Man ging nunmehr ans Land, und handelte noch einen großen Vorrath von den genannten Lebensmitteln für europäische Kleinigkeiten ein. Einer von den Matrosen hatte eine Geige mit sich genommen, und fing an, den Eingebohrnen darauf vorzuspielen. Dies verursachte ihnen eine unbeschreibliche Freude. Sie tanzten und sprangen, wie Tolle, durcheinander; schrien, sungen und jauchzten. Man reichte einigen von ihnen eine Schale mit Wein; aber indem sie davon trinken wollten, stellten sie sich so wunderlich dabei an, daß auch der Ernsthafteste sich des Lachens nicht enthalten

konnte; denn statt die Schaale an den Mund zu halten, stekten sie, wie Pferde, den Kopf hinein und schlurften.

Die Farbe dieser Leute war schwarzbraun. Ihre ganze Kleidung bestand in einem um den Leib gebundenen Lappen. Von Religionsbegriffen konnte man wenig oder nichts bei ihnen entdecken, man müßte denn dieses dazu rechnen wollen, daß sie vor den Thüren ihrer Wohnungen Ochsenköpfe auf Stangen errichtet hatten, vor denen sie von Zeit zu Zeit niederknieten, als ob sie beteten.

Innerhalb neun Tagen, welche man hier verweilte, erholte sich die ganze Mannschaft so völlig, daß sie ein eben so gesundes Ansehen hatte, als bei ihrer Abreise aus Holland. Das Schiff war unterdeß gereiniget und ausgebessert. Man lichtete also am zehnten Tage die Anker, und ging vergnügt und voll guten Muths wieder unter Segel.

Die armen Kurzsichtigen! Wie ganz anders würde ihnen zu Muthe gewesen seyn, hätten sie in die Zukunft blicken und die schrecklichen Unglüksfälle, die ihrer warteten, vorher sehen können! Aber aus weiser Güte verbirgt die mitleidige Vorsehung den schwachen Sterblichen das, was zukünftig ist, damit sie des Gegenwärtigen genießen mögen. Auch wir wollen den Vorhang nicht eher aufziehen, bis die Stunde da seyn wird, daß das Trauerspiel beginnen muß.

2.

Schrekliche Begebenheit. Folgen derselben. Ankunft der Geretteten auf einer wüsten Insel.

Aber ach! sie ist schon da, diese für unsern Bonteku und seine Gefährten so schaudervolle Stunde! Der Vorhang muß also aufgezogen werden.

Es war der 19te Januar 1619, und man befand sich wieder mitten auf dem grenzenlosen Oceane, als der Schifskellermeister mit einem Stekleuchter in der Hand in den untern Schifsraum hinabstieg, um, wie gewöhnlich, ein Fäßchen mit Branntewein anzufüllen, welches den folgenden Morgen unter das Volk vertheilt werden sollte. Der Mann mußte entweder nie erfahren haben, daß Branntewein zu den feuerfangenden Dingen gehöre, oder er mußte einen Grad von Leichtsinn und Gedankenlosigkeit besitzen, der ihm wenig Ehre macht: denn er befestigte seinen offenen Leuchter an ein Faß, welches über demjenigen lag, aus welchem er den Branntewein heben wollte. Nach geendigtem Geschäfte wollte er den eingeschlagenen Leuchter wieder herausziehen; aber dieser stekte so fest, daß es nicht anders, als mit einer Gewalt geschehen konnte. Darüber entfuhr dem Lichte beim Ausreissen ein Funke und — fiel in das offene Spuntloch des untern Branntweinfasses. Augenbliklich stand das ganze Faß in Flammen.

Der erschrockene Kellermeister rief Feuer! Und Feuer! Feuer! schallte es fürchterlich aus allen Winkeln wieder. Man stürzte in den Raum; sahe mit Entsetzen wie der flammende Branntewein den Boden des Fasses zerspringte, und wie ein brennender Schwefelbach nach dem Steinkohlenhaufen lief, der in eben diesem Raume sich befand. Allen standen bei diesem schrecklichen Anblicke die Haare zu Berge: aber Bonteku, welcher auch herbei geeilt war, behielt noch Gegenwart des Geistes genug, um alles mögliche zu ihrer Rettung zu versuchen. Man schleppte auf seinen Befehl eiligst Wasser herbei; man goß und goß, und — o der Freude! der Brand wurde glüklich gelöscht.

Schon wünschten die Geretteten sich einander Glük; schon war Bonteku wieder auf das Verdek gegangen; schon fing man an, den gehabten Schrecken zu vergessen: als nach einer halben Stunde das fürchterliche Geschrei: Feuer! Feuer! von neuem durchs ganze Schiff erscholl. — Aber nunmehr mag der unglükliche Held meiner Geschichte selbst, und zwar größtentheils in seiner eigenen Manier reden.

„Ich erschrak, sagt Bonteku in seiner Reisebeschreibung, und lief hinab. So wie ich in den Raum kam, sahe ich, daß die Kohlen, die der ausgeronnene Branntewein entzündet hatte, in lichten Flammen standen. Alsobald goßen wir Wasser in erstaunlicher Menge darauf; aber nun ereignete sich ein neuer Zufall. Das auf die Kohlen gegossene Was-

Wasser verursachte einen so dicken, schwefelichten und erstickenden Dampf, daß es fast unmöglich war, im Raume auszuhalten. Ich blieb demohngeachtet da; machte Anstalt, so viel es mir nur möglich war, und ließ die Leute einander ablösen, damit sie frische Luft schöpfen konnten. Einige waren nahe dabei zu ersticken, und hatten Mühe, die Lucken oder Treppenlöcher zu erreichen. Mir selbst wurde so schlimm, daß ich nicht mehr wußte, wo ich war, und den Kopf zuweilen auf eine Tonne legte, wobei ich das Gesicht gegen die Lucken kehrte, um wieder zu Athem zu kommen."

„Als ich es endlich länger nicht mehr aushalten konnte, so sagte ich zu Rollen: laßt uns das Pulver über Bord werfen! Allein er wollte nicht darein willigen. Wenn wir, sagte er, das Pulver auswerfen, so sind wir vermuthlich sicher, daß wir nicht im Feuer umkommen; aber womit wollen wir uns nachher wehren, wenn wir angefallen werden?"

„Die Kohlen brannten unterdeß fort: der Dampf wurde immer dicker und erstickender, und alle, ich selbst mit ihnen, mußten, wenn wir nicht umkommen wollten, den brennenden Raum verlassen."

„Dennoch ließen wir den Muth nicht sinken. Wir hieben mit einer großen Axt Löcher in das untere Verdek, und goßen durch dieselben, so wie auch durch die Lucken, eine erstaunliche Menge Wassers

hinab. Unsere groſse Schaluppe war schon seit drei Wochen in die See gelassen, und hing am Hintertheile des Schifs. Das Boot, welches auf dem Verdecke lag, wurde jezt auch hinuntergelassen, weil es denen, die Wasser schöpften, im Wege lag.“

„Die allgemeine Angst wuchs unterdeß mit jedem Augenblicke; denn man sahe nichts wie Feuer und Wasser vor sich, und keine Hofnung, sich zu retten. Das Schifsvolk fing an, sich auf die Seite zu machen, ließ sich vom Schiffe hinab und schwamm nach der Schaluppe oder nach dem Boote. Als Roll dies bemerkte und seine Verwunderung darüber äußerte, riefen sie ihm zu, er möchte mit einsteigen; sie wollten in See stechen. Seine eigene Furcht bewog ihn, ihre Einladung anzunehmen. Er stieg hinab und sagte: lieben Leute, ihr müßt auf den Capitain warten! Allein da half weder Bitten, noch Befehlen. So bald er in der Schaluppe war, kappten sie das Seil, und fuhren davon.“

„Auf einmal kamen zu mir, der ich noch immer mit Anstalten zum Löschen beschäftiget war, einige der Zurückgebliebenen gelaufen und schrien: ach! Capitain, was sollen wir nun anfangen? Da fahren die Schaluppe und das Boot davon! Ich antwortete: wenn sie uns verlassen, so wollen sie nicht wiederkommen. Hiermit lief ich aufs Verdek, und sahe mit eignen Augen, wie sie davon ruderten. Ich rief hierauf den Meinigen an Bord zu:

die

die Segel gehisset! *) Wir müssen sie einholen; und weigern sie sich, uns an Bord zu nehmen: so wollen wir die Schurken in den Grund segeln, damit sie lernen, was sich gebührt!"

„Die Segel wurden aufgezogen und losgebunden; und wir kamen ihnen auf drei Schifslängen nahe. Allein sie machten eine Wendung und entwischten. Nun, Kinder, sagte ich hierauf, müßen wir uns auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, und sehen, was wir thun können. Wir müssen versuchen, ob wir noch löschen können. Lauft nach der Pulverkammer, und werft die Pulverfässer über Bord, ehe das Feuer dazu kommt. Hierauf nahm ich die Zimmerleute zu mir, und befahl ihnen, geschwind Löcher in die Schifswand zu bohren, und das Schiff anderthalb Klafter hoch mit Wasser anlaufen zu lassen. Aber unglüklicher Weise waren die Wände mit Eisen beschlagen; sie konnten also mit dem Bohrer nicht durchkommen."

Als man sahe, daß auch diese Hofnung fehlschlug, geriethen alle in eine Bestürzung, die nicht zu beschreiben steht. Alles schrie und wehklagte. Man goß indeß noch frisch darauf los, und die Glut schien wirklich abzunehmen. Aber plözlich gerieth das Oel in Flammen; und damit war alle Hülfe verloren. Je mehr man löschte, desto heftiger schlug die Lohe empor. Das brennende Oel lief in alle Winkel, und stekte alles in Brand. Bei diesem zwei-

*) Aufgezogen!

zweifelten Zustande wurde das Heulen und Wehklagen so groß, daß mir die Haare auf dem Kopfe empor stunden, und ein kalter Schweiß mir über den ganzen Leib lief.“

„Sechzig halbe Fässer Pulver waren bereits über Bord geworfen; aber drei hundert waren noch zurük. Jezt, jezt kam der entscheidende Augenblik; das Feuer drang in die Pulverkammer, und mit einem fürchterlichen Knall flogen Schiff und Menschen in die Luft. Es waren noch 119 Personen, welche dieses Unglük traf. Ich selbst war gerade auf dem Verdecke, nicht weit vom Tauwerke des großen Segels, und 63 Mann schöpften in meiner Gegenwart Wasser. In einem Augenblicke waren sie alle weg, ohne daß man sehen konnte, wo sie blieben.“

„Was mich, **Wilhelm Ishrand Bonteku**, betrift, so ergab ich mich darein, eben so, wie meine Gefährten umzukommen. Ich rekte die Hände gen Himmel, und rief: Herr sey mir gnädig und barmherzig! Ich spürte wol, daß ich in der Luft flog; ich dachte auch, es wäre aus mit mir; doch hatte ich noch meinen völligen Verstand, und ließ die Hofnung noch nicht gänzlich sinken. Endlich fiel ich aus der Luft, mitten unter die Trümmern des Schiffes, ins Wasser hinab.“

„Als ich nur erst hier war, so wuchs mir dergestalt der Muth, als wenn ich ein anderer Mensch geworden wäre. Ich sahe mich um; erblikte neben

mir

mir auf der einen Seite den großen Mast, auf der andern den Besaanmast *), die, wie ich, auf dem Wasser schwammen. Ich schwang mich auf jeden; schaute abermals umher, und sagte mit Seufzen: allmächtiger Gott! dies schöne Schiff ist also, wie Sodoma und Gomorra, zu Grunde gerichtet!"

„Bis jezt war ich keines andern Menschen, der außer mir übrig geblieben wäre, gewahr worden. In diesem Augenblicke sahe ich einen sich aus dem Abgrunde empor arbeiten. Er kriegte ein Stük des Boegsprit **) zu packen, schwang sich darauf, und sagte: nun bin ich wieder in der Welt: Ich hörte ihn reden, und sagte: mein Gott! ist hier noch ein anderer Mensch am Leben, als ich? Der junge Mensch hieß Herrmann van Knipnisen, gebürtig aus Cyder."

„Ich sah einen kleinen Mast neben ihm treiben. Weil nun der große, worauf ich saß, sich alle Augenblicke rundum wälzte, und mir dadurch große Beschwerlichkeit verursachte, so rief ich ihm zu: Herrmann! stoß mir die Stange da zu: ich will mich darauf setzen, und zu dir schwimmen, damit wir beide beisammen sind. Er that, was ich verlangte; denn sonst hätte ich unmöglich zu ihm kommen können, weil das Aufsteigen und der Fall mich ganz zerschellert hatten. Ich war am Rücken wund, und hatte zwei Löcher im Kopfe. Bis jezt hatte ich

*) Der hintere Mast.
**) Der vordere schräliegende Mast eines Schiffs.

ich nichts davon gespürt; aber nun wurden die Schmerzen so stark, daß mir beinahe Hören und Sehen verging."

„Wir waren nunmehr ganz nahe beisammen, und jeder hatte ein Stük vom untern Theile des Boegsprits im Arme. Wir blikten umher, ob wir der Schaluppe oder des Boots ansichtig werden könnten; endlich erblikten wir sie, aber weit von uns. Die Sonne wollte eben untergehn. Ich sagte zu meinem Unglüksgefährten: mein Sohn, hier ist alle Hofnung aus! Es wird Nacht; die Schaluppe und das Boot sind weit von uns; wir können es unmöglich die ganze Nacht aushalten. Wir müßen Gott anrufen, und uns in seinen Willen ergeben. Wir fingen an, zu beten, und — unser armes Gebet wurde erhört! Denn kaum waren wir damit fertig: so waren die Schaluppe und das Boot nahe bei uns."

„Ich rif: helft, helft dem Capitain! Einige Matrosen hörten mich, und schrien: Der Capitain lebt noch! Sie näherten sich hierauf den Trümmern, konnten aber nicht zu mir kommen, aus Besorgniß, die großen Stücke möchten ihr Fahrzeug umstoßen."

„Herrmann, dem der Lustsprung nicht viel geschadet hatte, schwamm nach der Schaluppe hin, und wurde aufgenommen. Ich meines Orts rif: wenn ihr mich haben wollt, so müßt ihr mich holen; denn ich bin so zerfallen, daß ich nicht schwimmen kann. Hierauf sprang der Trompeter ins Wasser,

mit

mit der Linie vom Senkblei, die er in der Schaluppe fand, und gab mir das Ende davon in die Hände. Ich wickelte den Strik um den Leib; und wurde hierauf glüklich nach der Schaluppe hingezogen. Allda fand ich unter andern **Rollen**, **Wilhelm van Galen** und den Untersteuermann, Namens **Meynders Kryns**, aus Hoorn gebürtig. Jederman sahe mich mit Erstaunen an."

„Ich hatte hinten in der Schaluppe einen kleinen Verschlag machen lassen, worin zwei Menschen Plaz hatten. Dahinein begab ich mich, um ein wenig auszuruhen. Denn ich befand mich so schwach, daß ich dachte, es würde nicht lange mehr mit mir währen. Der Rücken war mir ganz zerschlagen, und die Löcher im Kopfe schmerzten mich unaussprechlich. Wir hatten zwar einen Schifsbarbier bei uns, aber keine Arzenei. Alle Hülfe, welche dieser mir leisten konnte, bestand darin, daß er Schifszwiebak kaute, und meine Wunden damit belegte. Durch Gottes Hülfe vertrat dies die Stelle eines heilenden Balsams; denn ich wurde davon heil."

„Indem ich mich legte, sagte ich zu **Rollen**: mein Rath wäre, wir blieben diese Nacht unter den Trümmern des Schiffes liegen. Morgen bei Tage könnten wir einige Lebensmittel auffischen; vielleicht fänden wir auch unter den herumschwimmenden Sachen einen Kompaß, dessen wir bedürften, um Land zu suchen. Allein **Rolle** verachtete meinen Rath, und ließ darauf losrudern, als wenn

er

er gewiß gewußt hätte, daß Land in der Nähe wäre. Als aber die Sonne aufging, sahe man weder Land noch Schifstrümmern."

„Jezt kamen die Leute zu mir, um zu sehen, ob ich lebendig oder todt wäre. Capitain, sagten sie, was sollen wir anfangen? Wir sehen kein Land, und haben weder Brod, noch Charte, noch Kompaß — Kinder, antwortete ich, ihr solltet mir gestern Abend gefolgt haben, da ich so treulich rieth, beim Wrak zu bleiben. Ich erinnere mich noch wohl, wie ich auf dem Maste saß, daß Spek, Käse und anderer Vorrath um mich herumschwamm. Das hätten wir diesen Morgen auffischen können. — Lieber Capitain! sagten sie hierauf freundlich zu mir, kommt heraus und führt uns. Ich kann nicht, erwiederte ich; denn ich bin so lahm, daß ich mich nicht von der Stelle rühren kann. Mit ihrer Hülfe wurde ich indeß herausgebracht und auf das Verdek gesezt."

„Hier sahe ich nun, wie man noch immer fortruderte. Ich fragte: wie groß ihr Vorrath wäre? und sie zeigten mir sieben bis acht Pfund Zwiebak. Hört auf zu rudern, sagte ich dann; ihr ermattet euch für die lange Weile, und könnt euch durch Trank und Speise nicht wieder stärken. Aber was sollen wir denn thun? fragten sie; und ich hieß ihnen, die Hemden auszuziehn und Segel davon zu machen. Aber nun fehlte es an Faden. Um diesem Mangel abzuhelfen, ließ ich ein Seil, welches in der Schaluppe lag, aufdrehen und Faden davon machen.

machen. Die im Boote machten es eben so. Man fikte also die Hemden aneinander, und machte kleine Segel daraus.“

„Hierauf zählten wir unsere Mannschaft. In der Schaluppe waren sechs und vierzig, und im Boote sechs und zwanzig; also zusammen zwei und siebenzig. Ich wollte mein Hemde gleichfalls hergeben; aber das wurde, in Betracht meines schlechten Zustandes, einstimmig verbeten. Man gab mir vielmehr noch einen blauen Matrosenkittel und ein Küssen, welches sich in der Schaluppe fand; und sorgte auch noch sonst für mich, so viel es möglich war.“

„Den ersten Tag, da wir mit der Verfertigung der Segel beschäftiget waren, ließen wir uns von den Wellen treiben. Gegen Abend wurden wir damit fertig; und nun ward gesegelt. Wir richteten uns dabei nach den Sternen. Aber da wir nahe bei der Linie waren und die Sonne uns also fast grade über dem Haupte stand: so hatten wir bei Tage sehr viel von einer unausstehlichen Hitze zu leiden. Bei Nacht hingegen erstarrten wir vor Kälte.“

„Am zweiten Tage unsers unseligen Herumirrens auf dem grenzenlosen Meere, verfertigten wir, so gut es gehen wollte, einige Instrumente, durch deren Hülfe wir einigermaaßen die Weltgegend bestimmen konnten, in der wir waren. Ich schnitt auch eine Seecharte in den Boden und verzeichnete

die Inseln Java und Sumatra, nebst der zwischen befindlichen Meerenge. Nach den Beobachtungen, die ich hierauf anstellte, brachte ich heraus, daß wir nur noch zwanzig Meilen vom Lande entfernt wären. Aber wer stand mir für die Richtigkeit jener Beobachtungen, da ich sie mit so groben und unvollkommenen Werkzeugen anstellen mußte?"

„Von den wenigen Pfunden Zwieback verordnete ich einem Jeden täglich seinen Theil, der in einem Stükchen von der Dicke eines Daums bestand. Damit mußte sich Jeder von uns begnügen. Zu trinken hatten wir anfangs gar nichts; da es aber in der Folge regnete: so zog man die Segel ein, breitete sie in der Schaluppe aus, und bediente sich nachher zweier kleinen Tonnen, um das ausgerungene Wasser darin aufzubewahren. Das war denn unser Vorrath für diejenigen Tage, an welchen es nicht regnete. Um ein Gefäß zum Herausschöpfen und zum Trinken zu bekommen, schnitt ich die Spitze von einem Schuh ab. Man war so gütig gegen mich, mir zu erlauben, von diesem kleinen Wasservorrathe für mich selbst zu nehmen, so viel ich wollte; aber ich misbrauchte diese Erlaubniß nicht, sondern begnügte mich mit dem, was jedem Andern zu Theil wurde."

„Das Boot that sein Bestes, uns zu folgen; aber weil wir besser segelten, und von jenen Niemand die Schifffahrt verstand: so baten sie uns jedesmal, so oft sie uns nahe kamen, inständig, daß

wir

wir sie in die Schaluppe nehmen mögten, weil sie besorgten, bei entstehendem Sturme von uns verschlagen zu werden. Allein unsere Leute wollten durchaus nicht darein willigen, und stellten vor, daß wir alle darüber zu Grunde gehen könnten."

„Nach einigen Tagen stieg unser Elend auf den höchsten Gipfel. Der Zwiebak war verzehrt, und wir sahen noch immer nichts, als Wasser und Himmel. Ich wandte alle Mühe an, die Ungeduldigsten zu überreden, wir könnten nicht weit mehr vom Lande seyn: aber meine Vorstellungen fanden wenig Eingang. Sie fingen an verdrießlich über mich zu werden, und sagten: ich betröge mich im Ueberschlage, und führe in die offene See hinein, statt dem Lande zuzusteuern. So standen die Sachen, als uns Gott recht wunderbarer Weise wenigstens so viel Hülfe sandte, als vor jezt erfordert wurde, um uns vor der Verzweiflung zu schützen."

„Verschiedene Meven, welche vermuthlich vom langen Fliegen auf der offenbaren See ermüdet waren, kamen über unser Schiff gestattert, und zwar recht, als wenn sie gefangen seyn wollten. Sie schwebten nämlich so niedrig über uns, daß wir sie mit der Hand erreichen konnten. Jeder von uns fing sich einige davon, rupfte sie, und aß sie roh. Welches Labsal! Welcher Wohlgeschmak! Ich muß gestehn, daß mir in meinem ganzen Leben nie der Honig so süß geschmekt hat, als diese rohen Meven."

„Aber ach! wie bald stellte sich der gierige Hunger von neuem ein, da wir abermals einen ganzen Tag ohne alle Nahrung hinbrachten, und nirgends Land erscheinen wollte! Unsere Leute verloren nunmehr allen Muth; und da das Boot bei uns kam, und die Leute darin abermals flehentlich baten, daß wir sie doch einnehmen mögten: so ward einstimmig beschlossen, ihren Wunsch zu erfüllen. Weil nun einmal doch nichts anders, als der Tod, für uns zu erwarten stand: so wollten wir alle in Gesellschaft sterben. Man nahm sie also ein, und sie brachten ihre Segel und Ruder mit.“

„Hierauf hatten wir dreißig Ruder in der Schaluppe, die wir über die Bänke legten, so daß sie eine Art von Verdek ausmachten. Ich theilte hierauf das Volk in zwei Theile, davon der eine nach dem andern unter dieses Verdek kriechen, und daselbst ruhen durfte. Die Verzweifelung lag jezt allen auf dem Gesichte.“

„Aber es gefiel der Vorsehung, diesen unsern hofnungslosen Zustand noch einmal durch ein Labsal zu unterbrechen, welches sie abermals auf eine wunderbare Art für uns herbeiführte, recht als wenn sie unsern sinkenden Glauben an ihre Allmacht und Güte beschämen wollte. Es hob sich nämlich auf einmal eine Menge fliegende Fische aus dem Meere, die so groß wie Stokfische waren. Verschiedene davon stürzten sich in die Schaluppe. Gierig fiel man darüber her, theilte den Raub, und jeder schlukte roh hinunter, was ihm zugefallen war.“

„Aber

„Aber nunmehr wurden wir vom Durste fast noch empfindlicher, als vorher vom Hunger gequält. Einige wollten das salzige und bittere Seewasser trinken; allein ich sagte zu ihnen: Kinder, thut das nicht! Es wird euch den Durst nicht löschen; aber es wird euch einen Durchfall verursachen, der euch tödten wird. — Einige lekten hierauf an bleiernen Flintenkugeln oder nahmen sie in den Mund; andere tranken ihren Urin. Ich trank den meinigen auch: aber auch dieses ekelhafte und elende Hülfsmittel kam uns wenig zu statten.“

„Indem nun das Elend mit jeder Stunde zunahm, so stieg die Verzweifelung endlich aufs höchste. Einer warf verstörte und wilde Blicke auf den Andern, als wenn er ihn anfallen und zerfleischen wollte. Ja, einige sagten es laut, daß nun nichts anders mehr übrig wäre, als zu diesem lezten schrecklichen Nothmittel zu greifen; und sie schlugen vor, daß man bei dem Schifsjungen anfangen müßte. Hierüber entsezte ich mich so sehr, daß ich fast alle Kraft verlor. Ich rief zu Gott, er mögte etwas so Unmenschliches doch nicht zugeben; und er mögte unsere Noth nicht höher steigen lassen, als er wüßte, daß wir sie ertragen könnten. In diesem Augenblicke mußte ich mich Entsezen sehen, daß einige Matrosen wirklich Hand an den Jungen legten, um ihr gräuliches Vorhaben auszuführen. Ich schrie ihnen zu: Kinder! was wollt ihr machen? Bedenket doch die Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit von dem, was ihr vorhabt, und haltet ein! Ruft den allmächtigen Gott an, der wird sich über euch erbarmen,

und uns Hülfe senden. Glaubt mir, wir können nicht mehr weit vom Lande seyn. Ich zeigte ihnen hierbei auf der eingeschnittenen Charte den täglich zurükgelegten Weg, und den Flek, wo wir, meiner Rechnung nach, an diesem Tage seyn mußten."

„Sie antworteten: es wäre nur gar zu gewiß, daß ich entweder sie, oder mich selbst betröge. Dennoch wollten sie mir noch eine Frist von drei Tagen zugestehen, nach deren Verlauf nichts in der Welt sie abhalten sollte, zu thun, was sie wollten, im Fall auch dann noch kein Land zu sehen wäre. Diesen unmenschlichen Contract mußte ich mir gefallen lassen, ohngeachtet es mir dabei durch Mark und Bein ging. Ich betete inbrünstig zu Gott, er mögte doch verhüten, daß wir unsere Hände nicht mit einer so abscheulichen That besudelten."

„Unterdessen lief die Zeit vorbei, und die Noth wurde so groß, daß ich selbst alle Mühe hatte, mich der Verzweiflung zu erwähren. Einige sagten; wären wir doch nur am Lande, so könnten wir doch wenigstens Gras fressen, wie das Vieh! Ich ermahnte beständig. Allein des andern Tages waren die Kräfte eben sowol weg, als der Muth. Die wenigsten waren mehr im Stande aufzustehn oder sich aufrecht zu halten. Roll war so schwach, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Ich selbst war einer von den Stärksten, ohngeachtet meine Verwundung mich hätte schwächen sollen: denn noch hatte ich so viel Vermögen, daß

ich

ich von einem Ende der Schaluppe bis ans andere gehen konnte.“

„Es war jezt der dreizehnte Tag nach unserer Verunglückung, als sich der Himmel überzog, und ein Regen fiel, der uns einigermaaßen erquikte. Da zugleich eine Windstille eintrat, so konnten wir die Segel abnehmen und sie über die Schaluppe ausbreiten, und auf diese Weise den Regen aufzufangen. Jeder trank nun nach Belieben, und die beiden Fäßchen wurden auch gefüllt. Ich stand damals am Steuer, und urtheilte nach dem gemachten Ueberschlage, daß wir nahe am Lande seyn müßten. Ich hofte, das Wetter sollte sich aufklären, so lange ich noch am Ruder wäre, und wollte deswegen nicht davon weggehn. Allein der dicke Nebel und der noch immer anhaltende Regen machten mich zulezt so starr, daß ich es nicht mehr aushalten konnte, sondern den Quartiermeister rufen mußte, mich abzulösen. Er kam, und ich kroch zu den Andern, um mich wieder etwas zu erwärmen.“

„Der Augenblik, da das unmenschlichste Schauspiel unter uns anheben sollte, war jezt vor der Thür. Aber Dank, Dank sey der Güte unsers Gottes, welche diesen Greuel noch zu rechter Zeit verhinderte! Denn kaum war der Quartiermeister eine Stunde am Steuer gewesen: so verzog sich der Nebel, und er sahe — Land. Er schrie aus vollem Halse: Land! Land! und ein froher Schauder fuhr uns allen durch Mark und Bein. Die Freude

gab auch dem Schwächsten unter uns so viel Kraft wieder, daß er aufstehen konnte, um sich von der Wahrheit der entzückenden Nachricht durch einige Augen zu überzeugen. Der Anblik des Landes, welches jezt wirklich vor uns lag, zerstreute jeden Zweifel, und unsere Herzen zerflossen in Freude und Entzücken. Allein da wir uns dem Strande näherten, war die Brandung so stark, daß wir uns nicht hindurch wagen durften. Wir fuhren etwas weiter; da hatten wir das Glük, eine kleine Bucht zu entdecken, und es gelang uns, in dieselbe einzulaufen. Wir schlugen einen kleinen Anker in den Strand; und nun eilte jederman, ans Ufer zu springen."

So weit **Bonteku.**

3.

Kurzer Aufenthalt auf der wüsten Insel. Landung auf Sumatra. Neue Gefahren und Noth. Flucht von Sumatra.

Das Land, welches man jezt glüklich erreicht hatte, war eine kleine unbewohnte Insel, in der Nachbarschaft einer größern, welche hoffentlich allen meinen jungen Lesern unter dem Namen der Insel **Sumatra** bekannt seyn wird. Das ausgehungerte Volk zerstreute sich, und schwankte umher, um irgend etwas Eßbares zu suchen. Ich aber meines Orts, sagt der fromme und brave **Bonteku**, fiel bei dem

ersten

ersten Tritte, den ich aus dem Schiffe that, auf mein Angesicht, küßte mit Entzücken die Erde, und dankte Gott, dem Allmächtigen, für unsere Rettung.

Man fand auf dieser Insel Kokosnüsse; aber kein trinkbares Wasser. Zum Glük konnte der in den Nüssen enthaltene Saft die Stelle eines Getränks vertreten. Und nun wäre alles gut gewesen, hätten die ausgehungerten sich in ihren ersten Genüssen nur zu mäßigen gewußt. Aber weil sie sich ihrer Begierde nach Nahrung zu sehr überließen, so mußten alle durch heftige Kolikschmerzen dafür büßen, die sie nicht anders zu lindern wußten, als daß sie sich in den Sand des heissen Bodens einscharten und ihre Leiber damit bedekten. Sie genasen indeß am folgenden Tage alle, nachdem sie starke Ausleerungen gehabt hatten.

Man durchirrte hierauf die ganze Insel; fand hie und da zwar menschliche Fußstapfen, aber keine Spur von einer Wohnung. Um nun wieder zu Menschen zu kommen, wurde beschlossen, nach der Insel Sumatra zu segeln, welche nur fünfzehn Meilen von da entfernet war. In dieser Absicht füllte man die Schaluppe mit Kokosnüssen an, und ging hierauf gegen Abend unter Segel. Schon am folgenden Morgen bekam man die Küste jener großen Insel zu Gesichte; aber als man bei derselben anlangte, mußte man lange Zeit vergebens suchen, ehe man eine Stelle fand, wo man landen konnte. Endlich kamen sie an einen Ort, wo ein

Fluß sich ins Meer ergoß, und dieser schien zu ihrer Absicht bequem zu seyn. Als sie aber näher kamen, so sahen sie vor der Mündung eine Sandbank, woran die Wellen sich auf eine so ungestüme Weise brachen, daß Bonteku es nicht wagen wollte, hindurch zu steuren, wenn nicht alle seine Gefährten der Meinung wären, daß es durchaus geschehen mußte. Er ließ sie daher alle in Ordnung treten, und jeden seine Meinung sagen. Die Stimmen aller waren dafür; man fuhr also in Gottes Namen darauf los.

Kaum trat das Schiff in die Brandung ein, so füllte gleich die erste Welle dasselbe bis zur Hälfte mit Wasser an. Man schöpfte in größter Geschwindigkeit mit Hüten, Schuhen und Händen das Wasser wieder hinaus: aber eine zweite noch viel stärkere Welle senkte die Schaluppe beinahe in den Grund. „Kinder! schrie Bonteku, haltet das Schiff im Gleichgewichte, und schöpfet, was ihr schöpfen könnt; sonst sind wir dahin!“ Man schöpfte mit erstaunlichem Eifer. Indem kam die dritte Welle; aber diese war glüklicher Weise schon zu kurz, als daß sie viel Wasser hätte eingießen können; sonst wäre es in der That mit ihnen aus gewesen. Sie kamen glüklich ans Land; und da sie in dem Flusse gutes Trinkwasser zur Löschung ihres langen unbefriedigten Durstes fanden: so vergassen sie bald auch der lezten Gefahr, der sie so eben erst entgangen waren.

Unter den Kräutern und Pflanzen, womit der Boden hier bewachsen war, fand man, zum großen Vergnügen der ganzen Gesellschaft, eine Gattung kleiner Bohnen, die den Holländischen gleich kamen. Man fiel darüber her, und vergaß abermals der Pflicht der Mäßigkeit, wofür man denn, wie natürlich, abermals durch Schmerzen büßen mußte. Einige, welche eine kleine Streiferei auf eine Erdspitze vornahmen, fanden daselbst bei einer noch lodernden Feuerstelle einen Vorrath von Tabak. Dieser Fund, noch mehr aber die dadurch bestätigte Wahrscheinlichkeit, daß sie wieder in der Nachbarschaft von Menschen wären, machten ihnen recht große Freude. Man fällte einige Bäume, machte ein tüchtiges Feuer an, und die Gesellschaft sezte sich um dasselbe herum und rauchte den gefundenen Tabak.

Als der Abend darüber heranrükte, stellte Bonteku an drei verschiedenen Orten Schildwachen aus. Der Mond war damals gerade im Abnehmen. In den ersten nächtlichen Stunden blieb alles ruhig, nur daß die Gesellschaft häufig über Bauchgrimmen klagte, welches man sich durch unmäßiges Bohnenessen zugezogen hatte. Aber eben da die Schmerzen am heftigsten waren, rief eine der Schildwachen; daß eine große Menge von Eingebohrnen im Anmarsch wäre. Augenbliklich waren alle auf den Füßen; denn was konnte man von einem nächtlichen Besuche dieser Art anders erwarten, als etwas Feindseliges? Zum Unglük hatte man keine andere Waffen, als einen alten rostigen Degen und zwei Aexte.

Nichts

Nichts desto weniger war man entschlossen, sich seiner Haut zu wehren; und sein Leben wenigstens so theuer zu verkaufen, als man könnte. In dieser Entschließung bewafneten sie sich mit Feuerbränden, und so marschirten sie dem Feinde kek entgegen.

Die feurigen Knittel und die herumfliegende Funken gaben dem kleinen Corps ein recht furchtbares Ansehn, und jagten dem Feinde, der nicht wissen konnte, was man sonst für Waffen führe, eine solche Furcht ein, daß er die Flucht ergriff und sich in die Waldung verstekte. Man kehrte hierauf wieder zu der Feuerstelle zurük, und brachte die ganze Nacht, nicht ohne Unruhe und Besorgniß, mit Wachen hin. **Bonteku** aber und **Roll** besezten die Schaluppe, um sicher zu seyn, daß diese Zuflucht ihnen nicht abgeschnitten würde.

Am folgenden Morgen kamen drei Insukaner mit Aufgang der Sonne, und gingen dem Strande zu. **Bonteku** schikte ihnen drei Mann entgegen, die schon ehemals in Indien gewesen und daher mit der Sprache und Lebensart des Landes nicht ganz unbekannt waren. Diese wurden von jenen gefragt: wer sie wären? und ihre Antwort war: verunglükte Handelsleute, die ihr Schiff durch Feuer verloren hätten, und welche Lebensmittel von ihnen zu kaufen wünschten. Indem sie so mit einander redeten, suchten die Indianer sich der Schaluppe zu nähern, vermuthlich um zu sehen, ob man Waffen darin hätte. Aber **Bonteku** war vorsichtig gewesen und hatte das Schiff mit den Segeln bedekt, so daß nie-

niemand hineinsehen konnte. Als hierauf die Indianer ihre Neugierde in Ansehung der Waffen nicht bergen konnten: so ward ihnen zur Antwort gegeben, daß man mit Flinten, Pulver und Blei reichlich versehen wäre. Man kaufte ihnen hierauf einige gekochte Hühner und Reis ab, die sie bei sich hatten; und auf Bonteku's Rath sezte man sich, als wenn man von keiner Furcht etwas wüßte, in ihrer Gegenwart nieder, und verzehrte das Eingehandelte mit einem Appetite, welcher die Indianer in Verwunderung sezte. Sie schienen übrigens mit der erhaltenen Bezahlung zufrieden zu seyn, und zogen ruhig ab.

Da es unsern Abentheurern hier um nichts anders zu thun war, als sich mit Lebensmitteln zu versorgen, um hiernächst die Fahrt nach Batavia anzutreten; so entschloß sich Bonteku nebst einigen seiner Leute, in einen indianischen Kahn zu treten, der am Ufer des Flusses stand, und damit bis nach einem Dorfe hinauf zu rudern, welches man in der Ferne liegen sah. Dieser Vorsaz wurde denn auch auf der Stelle ausgeführt. Er langte bei dem Dorfe an; kaufte zuvörderst einen Vorrath von Reis und Hühnern, den er den Zurükgebliebenen zuschikte; und nahm hierauf selbst, nebst seinen Gefährten, eine gute Mahlzeit ein. Zum Getränk verkaufte man ihm eine Art von Wein, der aus dem Safte eines gewissen Baums gemacht war. Die Eingebohrnen standen dabei in Menge um sie herum, und zählten gleichsam jeden Bissen, den sie in den Mund stekten.

Nach

Nach geendigter Mahlzeit kaufte ihnen Bonteku einen Büffel ab, der aber so scheu war, daß man ihn nicht greifen konnte. Es fing darüber an, Abend zu werden. Um nun nicht zu viel zu wagen, gab er seinen vier Gefährten zu erkennen, daß es rathsam wäre, wieder nach der Schaluppe zurükzukehren. Allein diese, welche keine Gefahr besorgten, baten ihn so inständig, sie die Nacht über da zu lassen, daß er endlich, wiewol ungern darein willigte, und sich allein auf den Weg nach dem Kahne machte.

Und nunmehr, da sich hier abermals eine Scene eröfnet, die niemand besser, als derjenige beschreiben kann, der selbst eine Rolle dabei spielte, sey es mir erlaubt, unsern ehrlichen Bonteku noch einmal reden zu lassen.

„Als ich, sagt er, zu der Pirogue — das ist, zu dem indianischen Fahrzeuge — ans Ufer zurük kam: fand ich daselbst eine große Menge Indianer, die im Wortwechsel begriffen zu seyn schienen. Mir kam es vor, als wenn einige wollten, man sollte mich ungehindert abziehen lassen, andere hingegen, man sollte sich meiner bemächtigen. Ich faßte indeß ein Herz, pakte zwei von ihnen beim Arme, und stieß sie gegen den Kahn, als wenn ich ihr Herr gewesen wäre. Sie machten hierzu zwar ein sämisches Gesicht, gehorchten indeß und sezten sich, der eine vorn, der andere hinten auf die Ruderbank. Ich selbst trat in die Mitte, und so fuhren wir ab.“

„Je

„Jeder von ihnen hatte einen Dolch an der Seite; ich hingegen war völlig unbewafnet: mein Leben stund also in ihrer Hand. Nachdem wir eine Strecke gefahren waren, kam der, welcher hinten saß, auf mich zu, und forderte durch Zeichen Geld. Ich zog eine kleine Münze aus der Tasche und gab sie ihm. Er betrachtete sie ein Weilchen mit einiger Unschlüßigkeit, wickelte sie aber doch endlich in einen Lappen; den er am Gürtel hängen hatte, und sezte sich wieder nieder. Nun stand der zweite auf, und machte eben dergleichen Zeichen. Er emfing ein Stük, wie der vorige, betrachtete es auf beiden Seiten, schien aber noch unschlüßiger zu seyn, als jener, ob er es nehmen oder mich anpacken sollte. Ich merkte gar wohl die große Gefahr, worin ich schwebte; und das Herz pochte mir gewaltig.“

„Unterdessen fuhren wir mit großer Geschwindigkeit den Fluß hinab. Auf halbem Wege geriethen meine beiden Führer in einen heftigen Wortwechsel, und aus ihren Gebehrten konnte ich schliessen, daß die Frage unter ihnen war: ob sie über mich herfallen sollten? Ich erschrak darüber, daß mir die Glieder zitterten. In der Angst hub ich die Augen gen Himmel, und rief den Allmächtigen um Hülfe in der Noth an. Da war es, als ob mir einer sagte, ich sollte singen. Ein wunderliches Mittel; die Furcht zu vertreiben! Dennoch ergriff ich es. Ich sang also aus vollem Halse, daß es auf beiden Seiten des Flusses im Walde wiederschallte; und so erfuhr ich an mir selbst, was ich oft gehört, aber nie geglaubt hatte, daß die gröste

Furcht

Furcht einen Menschen zum Singen bringen könne. Die beiden Insulaner, denen mein Singen spaßhafter vorkommen mußte, als es gemeint war, sperrten vor heftigem Lachen das Maul so gewaltig auf, daß ich ihnen bis in den Schlund sehen konnte; indeß glaubte ich in ihren Blicken zu lesen, daß sie mir weder Furcht noch Argwohn zutrauten."

„Indem ich nun immerfort mit gleicher Anstrengung sang: so ging die Barke so schnell, daß ich bald unsere Schaluppe erblikte. Ich winkte hierauf unsern Leuten, und sie kamen sogleich ans Ufer gelaufen. Ich gab alsdann meinen Führern zu verstehn, daß sie beide im Vordertheil zusammentreten, und in dieser Stellung landen sollten. Dies geschahe; und so war ich sicher, daß mir keiner einen Fang von hinten geben konnte. Ich trat hierauf wohlbehalten ans Land, und die beiden Indianer ruderten zurük."

„Die Nacht über blieb alles ruhig. Als aber die Sonne aufging, und unsere vier Leute mit dem Büffel noch immer ausblieben: so fingen wir an zu argwöhnen, daß es nicht richtig mit ihnen stehen müße. Bald darauf sahen wir zwei Insulaner erscheinen, die etwas vor sich hertrieben. Es war ein Büffel, aber nicht der, den ich gestern gekauft hatte. Einer von uns, der etwas von der Landessprache verstand, mußte hierauf fragen: warum sie nicht den rechten Büffel brächten, und wo unsere vier Gefährten blieben? Die Indianer antworteten: man hätte jenen nicht fortbringen können, diese aber kämen

kämen bald nach und brächten einen andern. Diese Antwort beruhigte uns einigermaaßen."

„Als ich bemerkte, daß der gebrachte Büffel fast eben so wild und unbändig war, als der gestrige: so ließ ich ihm die Füße mit der Axt lähmen. Aber kaum stürzte er hierauf nieder, so fingen die Indianer an zu heulen und auf eine fürchterliche Weise zu schreien. Dies schien ein verabredetes Signal zu seyn; denn in dem nämlichen Augenblicke stürmte eine Menge von Indianern aus dem Walde heraus, deren vierzig bis fünfzig gerade auf uns zurannten. „Kinder, rief ich meinen Leuten zu, haltet euch wohl! Dies Lumpengesindel soll's uns noch nicht thun!" Aber kaum hatte ich dies gesprochen, so sahe ich noch einen ganzen Schwarm, meistens mit Schilden, einer Art von Schwertern, und mit kleinen Wurfspießen bewafnet, die man **Assagaien** nennt, hervorstürzen, und den Weg nach unserer Schaluppe nehmen. Dieser Anblik änderte meine Gedanken. „Kinder! rief ich jezt, lauft nach der Schaluppe, sonst sind wir alle verloren!" Wir rannten alle zugleich dahin; und wer nicht zeitig genug hineinspringen konnte, der warf sich ins Wasser und schwamm nach."

„Unsere Feinde folgten uns auf dem Fuße nach. Zum Unglük konnten wir nicht so geschwind abstoßen, als die Noth es erforderte. Die Segel waren über die ganze Schaluppe, in Gestalt eines Zeltes, ausgespannt; und ehe wir hinein kommen konnten, waren uns die Indianer auf dem Halse, und

kannten verschiedenen von unsern Leuten die Assagajen dergestalt in den Leib, daß ihnen die Gedärme herausfielen. Wir fochten indeß mit den beiden Aexten und mit dem rostigen Degen erstaunlich um uns herum. Besonders zeichnete sich unser Schifsbecker, ein langer starker Mann, durch seine Tapferkeit aus. Zum Unglük wollte der Anker sich nicht losziehen lassen. Ich rief daher dem Schifsbecker zu: hau ab das Seil! Allein er konnte nicht damit zu Stande kommen. Ich sprang daher zu ihm hin, und legte das Seil auf den Bord der Schaluppe; worauf er es ohne Mühe entzwei hieb. Nun stießen wir ab. Die Indianer verfolgten uns zwar, indem sie ins Wasser wadeten; aber da sie bald den Grund verloren, so mußten sie ablassen."

„Wir fischten nunmehr diejenigen von unsern Leuten auf, die um uns herschwammen, weil sie nicht gleich hatten in die Schaluppe kommen können. Aber jezt, da wir den Mordgewehren der Indianer entgangen waren, drohete uns der gefährliche Wogenbruch, durch den wir nothwendig hindurch mußten, den Tod. Unsere Feinde, die unsern Untergang daselbst für unvermeidlich hielten, liefen auf die Landspitze, um Zeugen davon zu seyn, und uns aufzulauren. Allein die Vorsehung hatte ein anderes beschlossen. Sie, welche uns nun schon mehrmals auf die wunderbarste Weise geretet hatte, wußte auch jezt ein Mittel, uns noch einmal dem Verderben zu entreissen. Der Wind nämlich, der bis auf diesen Augenblik von der See her wehete, mußte sich plözlich drehen, und vom Lande

her

her blasen. Dies verminderte sogleich die Wuth der Wellen und förderte unsern Auslauf. Unsere Schaluppe schnitt glüklich durch, und erreichte die offene See.“

„Und nun erst hatten wir Zeit, unsern ganzen Verlust zu bemerken. Das erste, was uns in die Augen fiel, war der brave Schiffsbecker, der so ritterlich gefochten hatte, und der mit einem vergifteten Gewehr nahe am Nabel verwundet war. Das Fleisch rings herum war bereits schwarz, ohngeachtet nur erst einige Minuten darüber verflossen waren. Ich vertrat die Stelle des Feldschers, und schnitt ihm das schwarze Fleisch heraus, damit das Gift nicht weiter um sich fressen könnte. Allein ich quälte ihn umsonst. Er fiel im Augenblicke todt zur Erde, und wir warfen ihn ins Wasser. Als wir hierauf unse Leute zählten, so fehlten uns sechzehn, die vier Mann mit eingerechnet, die in dem indianischen Dorfe übernachtet hatten. Es ging uns sehr nahe, daß wir diese hatten verlassen müssen; aber wir trösteten uns wieder mit dem Gedanken, daß ihnen wahrscheinlicher Weise damals kein Leid mehr widerfahren konnte, weil sie vermuthlich die ersten Schlachtopfer gewesen waren.“

4.

Abermalige Landung auf Sumatra. Bonteku entdekt auf einem Berge die Fahrt nach der Insel Java. Ankunft zu Batavia.

Ich fahre fort, unsern wackern Bonteku selbst reden zu lassen, weil ich versichert bin, daß meine jungen Leser auch das Ende seiner merkwürdigen Geschichte am liebsten aus seinem eigenen Munde hören werden.

„Wir hatten jezt, wie gesagt, den Wind hinter uns; aber wir hielten uns an der Küste. Unser Vorrath an Lebensmitteln bestand nur in einigen Hünern und etwas Reis. Dies, unter fünfzig Menschen ausgetheilt, hielt nicht lange vor; wir mußten also wieder ans Land, und wir liefen in die erste Bai, die uns vorkam.“

„An dem Strande derselben sahen wir zwar eine Menge Indianer stehn; aber sie liefen alle davon, sobald wir auf sie zufuhren. Da wir von diesen Unmenschen doch keine Hülfe erwarten konnten, so war es uns lieb, daß sie sich davon machten. Wir fanden indeß frisches Wasser, und auf den nächsten Klippen Austern und Seeschnecken die Fülle. Glüklicher Weise hatten wir einen Hut voll Pfeffer an Bord, den ich in dem indianischen Dorfe kaufte; und dieser diente uns jezt dazu, die Austern damit zu würzen. Als wir uns gesättiget hatten, stekte

jeder

jeder die Taschen voll, und wir machten uns mit zwei Fäßchen süßen Wassers wieder in die Schaluppe."

„Ich schlug beim Wegfahren vor, wir wollten etwas weiter in die See stechen, um desto geschwinder fortzukommen. Mein Rath wurde genehmiget; aber bald wäre er uns theuer zu stehen gekommen. Denn während der Nacht machte sich ein heftiger Sturm auf, der uns gewaltig zusezte. Unser kleines Fahrzeug hielt sich indeß gut; und da wir den Sturm glüklich überlebten: so hatten wir Ursache auch in diesem Zufalle die Lenkung der göttlichen Vorsehung zu erfahren. Denn wären wir in der Nähe des Strandes geblieben: so würden wir gewiß bei entstandenem Sturme in den nächsten Fluß gelaufen seyn. Daselbst würden wir aber, wie wir in der Folge erfuhren, unmenschliche Indianer gefunden haben, die schon manchen Holländer in die andere Welt geschikt hatten. So thut der Himmel oft den Menschen Gutes, indem sie thörichter Weise Ursache zu haben wähnen, über ihn zu murren!"

„Mit anbrechendem Tage sahen wir drei Inseln vor uns liegen. Wir beschlossen bei einer derselben auszusteigen, ob wir gleich für unbewohnt hielten, in der Hofnung, daß wir vielleicht einige Lebensmittel antreffen würden. Wir fanden daselbst eine Gattung Rohr, von der Dicke eines Beins. Davon höhlten wir verschiedene Stücke, bis auf den untersten Knoten, mit einem Stocke aus; füllten sie hierauf mit Wasser, und verstopften sie oben

mit einem Pfropfe. Auf diese Weise versorgten wir uns reichlich mit Trinkwasser. Es gab hieselbst auch Palmbäume, auf deren Gipfel eine Art Blumenkohl wächst, den man essen kann. Sonst fanden wir auf der ganzen Insel nichts."

"Eines Tages, da ich am Fuße eines hohen Felsen stand kam mir eine ausserordentliche Lust an hinaufzusteigen und zu versuchen, ob ich etwan irgend etwas zu entdecken vermögte, was uns nüzlich werden könnte. Aller Hoffnung, daß wir die Fahrt nach der Insel Java finden würden, beruhete lediglich auf mich, weil ich der einzige von der Gesellschaft war, der die Schiffart verstand. Ich selbst aber war unglüklicher Weise nie in Indien gewesen; auch hatte ich weder Compaß, noch irgend ein anders tüchtiges Schiffergeräth. Ich konnte daher nur nach Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen handeln, und war meiner Sache gar nicht gewiß. Dies beunruhigte mich gar sehr und mit beklommenem Herzen stieg ich den Felsen hinan."

"Als ich oben auf der Spitze war: so verlor sich mein Gesicht in dem unermeßlichen Raume des Himmels und der See. Land erblikte ich nirgends. Voll Jammers fiel ich bei dieser trostlosen Aussicht auf meine Knie und betete unter Seufzen und Thränen so heftig, daß ich es nicht zu beschreiben vermag. Jezt wollte ich wieder hinabsteigen: und warf meine Augen noch einmal rund umher. Da kam es mir vor, als verzögen sich die Wolken, die den fernen Horizont bedekten; und nicht lange, so wurde

es

es wirklich hell, und ich erblikte in weiter Entfernung zwei hohe blaue Berge. Sogleich fiel mir ein, daß ich einst in Holland von Wilhelm Schouten, der zweimal in Ostindien gewesen war, gehört hatte: auf dem Vorgebirge von Java stünden zwei hohe Berge, die von fern gesehn, sich so zu zeigen pflegten, wie diejenigen, welche ich jezt vor mir hatte. Wie freute ich mich, daß ich ehemals nicht unterlassen hatte, auf diesen Umstand in der Erzählung zu achten; und wie sehr bestärkte mich dies in dem Grundsatze: daß man Augen, Ohren und Geist immer offen haben muß, um alles, was uns vorkommt, recht genau zu merken, weil man nicht wissen kann, wozu es uns einst nüzlich seyn würde."

„Voll Freuden stieg ich den Berg hinab, und erzählte meine Gefährten, was ich entdekt hatte. Auch diese wurden dadurch neu belebt. Jeder trug hierauf mit großem Eifer Wasser und Palmöhl in die Schaluppe. Man machte die Segel zurechte; und da der Wind gerade günstig war, so fuhren wir ungesäumt von dannen."

„Ich steuerte gerade auf die Oefnung zwischen den beiden wahrgenommenen Bergen zu; und als die Nacht darüber einbrach, richtete ich mich nach den Sternen. Um Mitternacht sahen wir Feuer. Wir glaubten Anfangs, daß es von einer Fischerbarke herrührte: aber da wir näher kamen, bemerkten wir, daß wir bei einer kleinen Insel vorbeisegelten. Als wir um die Ecke derselben herum waren, sahen wir auf der andern Seite abermals Feuer;

und diesmal schlossen wir, aus einigen Zeichen, daß es von Fischern herrühren müsse."

„Mit Anbruch des Tages bekamen wir Windstille. Wir befanden uns, ohne es zu wissen, in einem Busen von Java. Ein Matrose stieg auf den Mast, und rief sogleich: er sehe eine Menge Schiffe und könne drei und zwanzig zählen. Eine entzückende Botschaft! Vor Freude hüpften und schrien wir, wie die Kinder. Man sezte sich sofort an die Ruder, und trieb die Schaluppe eifrigst auf die Flotte los."

„Als wir dieser ins Gesicht kamen, befand der Anführer derselben, der holländische Admiral Friedrich Houtmant von Alkmar, sich gerade auf seiner Gallerie, und betrachtete uns durchs Fernglas mit großer Verwunderung, weil er nicht wußte, was er aus uns machen sollte. Er schikte uns hierauf ein Boot entgegen, um zu hören, wer wir wären. Die Leute darin erkannten uns: denn sie waren auf einem der Schiffe gekommen, die mit uns zugleich aus dem Texel segelten, und von denen wir uns nachher trennten. Sie nahmen Rollen und mich in ihr Boot, und führten uns zum Admiral, dessen Schiff die Dordrechtsche Jungfer hieß."

„Der Admiral hieß uns willkommen. Aber weil ihn der bloße Anblik unserer von Noth, Hunger und Kummer entstellten Leiber überzeugte, daß eine Mahlzeit uns mehr, als eine lange Unterredung behagen würde: so ließ er ungesäumt den Tisch decken. Als ich hier nun Brod und andere gewohnte Speisen auf-

auftragen sah: so wurde mir von freudiger Rührung das Herz so beklemmt, daß mir die Thränen über die Backen liefen, und daß ich anfangs gar nicht essen konnte. Auch für unsere Leute wurde gesorgt; man vertheilte sie auf die Schiffe, und bewirthete sie daselbst brüderlich."

„Jezt erzählte ich dem Admiral alle unsere Schikſale, die ihn in Erstaunen sezten. Er beschloß hierauf uns nach Batavia, der Hauptstadt von Java, zum Generalstatthalter der holländischen Besitzungen in Indien zu schicken; und dieser Vorsaz wurde denn auch sogleich ins Werk gerichtet, nachdem man uns zuvor mit indianischen Kleidungsstücken versehen hatte."

„Wir ließen uns bei unserer Ankunft sogleich zum Statthalter führen; und ich machte demselben eine umständliche Beschreibung von unsern Abentheuern. Er hörte mir aufmerksam zu, und ließ mich fortreden, ohne mich zu unterbrechen. Als ich fertig war, sagte er ganz trocken: „es ist ein großes Unglük; aber wer kann helfen?" Er ließ hierauf spanischen Wein bringen, nahm einen goldenen Becher, und trank meine und Rollens Gesundheit, jede besonders. Und nun fing er an, treuherziger und gesprächiger zu werden."

„Acht Tage lang ließ er uns an seiner Tafel speisen. Endlich, da sich eine Gelegenheit anbot, uns wieder anzustellen: so machte er mich zum Capitain, Rollen aber zum Supercargo eines Schiffs

von zwei und dreißig Kanonen, welches Bergerboot hieß; und wir freueten uns herzlich, daß wir, als bisherige Unglüksgefährten, nun auch künftig wieder auf Einem Schiffe dienen sollten.“

„Unsere fernern Schikſale gehören nicht hieher.“

II.

Beschreibung

einer

Reise um die Erdkugel,

angestellt

von dem englischen Schifskapitain Cook, und den Gelehrten Banks und Solander in den Jahren 1768 — 1771.

I.

Absicht dieser Reise. Vorläufige Beschreibung der dazu verbundenen Reisegesellschaft.

Ich lade meine jungen Leser diesmal zu einer Seereise ein, die unter allen, welche man bis dahin unternommen hatte, ohnstreitig eine der wichtigsten und zugleich eine der interessantesten ist. Die Absicht derselben war zweifach. Man wollte zuvörderst eine gewisse astronomische Beobachtung anstellen, wozu die englische Akademie der Wissenschaften einen Ort jenseits der Erdkugel vorgeschlagen hatte; und, wenn man dies Geschäft vollendet hätte, so wollte man von da aus auf neue Länderentdeckungen in der noch lange nicht überall befahrnen und unermeßlich großen Südsee auslaufen; beides auf Befehl des Königes von Großbrittanien, **Georg III.**

Das Schiff, welches hierzu ausgerüstet wurde, hieß der **Endeavour** — man lese **Endivur**, auf Deutsch der **Unterwinder** — und der Anführer desselben **Cook**; ein Name, der meinen lieben Lesern vermuthlich schon lange bekannt und ehrwürdig geworden ist. Da dieser merkwürdige Mann der

von

vornehmste Held unserer dermaligen Geschichte seyn wird: so darf ich glauben, daß meinen jungen Lesern nicht unangenehm seyn werde, erst eins und das andere aus seinem frühern Leben zu hören, bevor sie ihn auf der großen Schaubühne des Oceans, als Weltumsegler, erblicken werden. Hier sind also einige seiner vorzüglichsten Lebensumstände, bis auf die Zeit, da er den Endeavour bestieg, um neue Welttheile zu entdecken.*)

James Cook ward im Jahre 1728 in der englischen Grafschaft York gebohren. Sein Vater war ein gemeiner Landmann, der sich von der Bebauung einiger Ländereien ernährte, die er doch nur von einem, wie es scheint, gütigen Herrn gepachtet hatte. Der junge Cook hatte sich also auch keiner sorgfältigen Erziehung zu erfreuen. Sein Vater konnte ihn nur in eine Dorfschule schicken, wo er, außer dem Lesen, nur noch etwas schreiben und rechnen und den Katechismus lernte. Wer hätte nun glauben sollen, daß nach einer solchen Erziehung ein solcher Mann aus ihm hätte werden können! Aber große Seelen bedürfen zu ihrer Ausbildung nur wenig Anleitung; sie bilden sich größtentheils selbst.

So auch Cook. Aber seine Dürftigkeit machte es ihm schwer, sich zu etwas Vorzüglichem empor zu

*) In einem Auszuge aus einem, in Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur befindlichen Aufsatze von Herrn Professor Lichtenberg. Erster Jahrgang, eilftes Stük.

zu arbeiten. In seinem dreizehnten Jahre gab ihn sein Vater einem Schiffer aus Whitby, der Steinkohlen von Newkastle nach London zu führen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Lehrjahre arbeitete er als Schiffsjunge mühsam durch, und diente nachher auf den nämlichen Reisen von Newkastle nach London eine Zeitlang als gemeiner Matrose.

Auf einer dieser Reisen ereignete es sich einmal, daß das Schiff, zu welchem er gehörte, verkauft wurde. Um nun wieder nach Newkastle zu kommen, erbot er sich auf einem andern Schiffe gegen bloße Verköstigung als Matrose zu arbeiten. Allein der Schiffer brauchte keinen Matrosen mehr; bot ihm aber die ledig gewordene Schiffskochsstelle an, wenn er sie anders versehen könnte. Cook übernahm diesen Dienst, und führte also seinen Namen *) einmal mit der That. Bald darauf wurde er auf einem andern Schiffe als Gehülfe des Schiffers oder Steuermann gebraucht, und bei dieser Stelle war es, wo seine Talente anfingen, sich zu entwickeln. Was nämlich bei solchen kurzen Reisen an den Küsten hin tausend Andere an seiner Stelle nicht erkennen, das fühlte er bald, nämlich, daß man ohne Mathematik Zeitlebens ein schlechter Steuermann bleiben müsse. Eine unerschütterliche Beharrlichkeit in Verfolgung dessen, was er sich einmal zu erreichen vorgesezt hatte, ist ein Hauptzug in Cooks Cha-

*) Cook bedeutet nämlich einen Koch.

Charakter. Hier fing er an sich zu äußern. Er machte alles Geld, das er auf seinen Reisen erspart hatte, mit dem, was ihm sein Vater noch herab, zusammen, und nahm Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunst.

Nachdem er sich gute Kenntnisse hierin erworben hatte, so wird ihm auch der Kohlenhandel und das Küstenbefahren zu einförmig. Er breitete sich mehr aus, und that eine Reise nach der Ostsee, nach St. Petersburg und Wiburg, auch eine nach Norwegen.

Um diese Zeit machte der mit Frankreich ausgebrochene Krieg die Nachfrage nach geschikten Seeleuten sehr groß. Auch Cook wurde aufgesucht, und als Meisters-Gehülfe angestellt. Er wohnte als solcher der Eroberung von Louisburg und Cap Breton mit bei. Ob er nun gleich hier noch nicht auf dem Wege war, der geschwind zu hohen Stellen führt: so fand sein stilles Verdienst doch bessere Beobachter. Man sahe bald, daß seine Kenntnisse sich weit von den Kenntnissen seines Gleichen unterschieden. Denn er verwandte alle Zeit, die seine Amtspflichten ihm übrig ließen, auf das Studiren, und er las die besten Werke der Engländer über das Seewesen. Er dehnte hiebei seinen Fleiß über alles aus, dessen Kenntniß einem Seemanne auf irgend eine Weise nüzlich werden kann. Dabei war er — und o! mögten meine jungen Leser sich diesen schönen Zug in seinem Charakter doch ganz besonders zur Nachahmung merken! — pünklich und unermüdlich in seiner Pflicht.

Auch

Auch dadurch zog er sich die Aufmerksamkeit und die Achtung seiner Obern zu.

Als daher im Jahr 1759 England die Eroberung von Quebek beschloß, so bekam **Cook** eine Stelle als Schifsmeister auf der Flotte des Admirals **Saunders**. Er zeichnet sich dabei durch eine That aus, die einem ungemeinen Muth und eine heroische Verachtung des Todes erforderte. Quebek wird von zwei Flüssen, den Laurenz- und Charlesstrom bewässert. Nun hatte man beschlossen, die Stadt von der Seite des leztern anzugreifen; um aber den Feind irre zu führen und ihn glauben zu machen, man sey Willens, den Laurenzstrom hinauf, an der Stadt vorbei zu gehn, und oberhalb derselben etwas zu unternehmen: so mußte **Cook** alle Nacht in einem Boote mit einigen Leuten den Fluß hinauf rudern, und überall **Boyen** *) zu Wegweisern für die Flotte zu legen. Der Feind wurde dieses bald gewahr und feuerte unaufhörlich auf ihn; allein er ließ sich das nicht irre machen, sondern fuhr mit der ihm eigenen Beharrlichkeit und Pünktlichkeit fort. Alle Morgen kamen die Franzosen und nahmen die Boyen wieder weg, und alle Abend kam **Cook** und legte wieder andere, und ließ wieder auf sich feuern, und

*) Holzstücken oder Tonnen, welche vermittelst eines Seils oder einer Kette an den Anker, oder an einen schweren Stein befestiget sind, und indem sie auf der Oberfläche schwimmen, den Ort, wo der Anker liegt, oder das Fuhrwasser, das ist, diejenige Richtung anzeigen, wo das Wasser tief genug ist, um große Schiffe zu tragen.

und dies alles — bloß um den Feind auf eine falsche Muthmaßung zu leiten.

Der Angriff geschah endlich beim Charlesfluß; allein er hatte nicht den Erfolg, den man sich davon versprochen hatte. Der General **Wolf** änderte daher seinen Plan: **Cook** mußte fortfahren, Boyen auszulegen und auf sich schießen zu lassen; und endlich mußte wirklich geschehn, was man anfangs den Feind bloß glauben machen wollte; die ganze brittische Seemacht ging nämlich, unter **Cooks** Führung, der die Krümmungen des Fahrwassers bei seinen nächtlichen Expeditionen, vollkommen kennen gelernt hatte, in einer Nacht den Strom glüklich hinauf; man kam dadurch dem französischen General **Montcalm** in den Rücken; die Stadt und ganz Canada wurde erobert. Beide Heerführer verloren dabei ihr Leben.

Nach dieser Eroberung blieb **Cook**, nebst dem Schiffe, worauf er sich befand, an der Küste von Nordamerika bis zum Frieden.

Nach dem Frieden wollte die englische Regierung die Küsten der großen und wegen ihrer Fischerei für England unschäzbaren Insel **Newfoundland** so genau als möglich aufnehmen lassen. Auch hierzu wurde **Cook** gewählt: denn seine Stärke in allen hierzu nöthigen Kenntnissen, so wie sein großer Diensteifer, waren nunmehr bekannt. Man gab ihm ein kleines Schiff, nebst zehn bis zwölf Mann; er kaufte sich einige gute mathematische Instrumen-

mente; und so segelte er nach dem Orte seiner Bestimmung ab. Mit unermüdetem Fleiße nahm er hierauf in den vier Jahren, von 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste von Newfoundland auf, und gab nach und nach Specialcharten davon heraus, die mit bewundernswürdiger Genauigkeit gezeichnet sind.

Was diese Verrichtung äußerst beschwerlich machte, war, daß er immer im December nach England gehen, und den folgenden März wieder eine geliebte Familie verlassen mußte, um nach einer Insel zurükzukehren, in deren tiefen Buchten das Eis nicht selten bis in den Junius liegt. Ja er selbst hat einmal einige aus Norden dahin getriebene Eisberge bemerkt, die den ganzen Sommer über nicht schmolzen, und noch tief in den zweiten hineinlagen. Dabei ist das Land an der Küste schlecht bewohnt; höchstens trift man daselbst nur Fischer und Holzhändler an, die weder Ackerbau noch Viehzucht treiben. Das Innere des Landes bewohnen noch die alten Eingebohrnen, ein wildes ungeselliges Volk; und in dem nördlichen und nordwestlichen Theile der Insel sind die rohen und oft treulosen Esquimaux. Frische Lebensmittel müssen hier also durch die Fischerei und die Jagd verschaft werden. Die erstere überließ Cook seinen Matrosen, die leztere übernahm er selbst; und er kam niemals anders als mit Gänsen, Enten und andern Vögeln, womit die dortigen Ufer und Felsen oft ganz bedekt sind, reichlich beladen zurük. Auch erinnerte er sich einmal einen weißen Bären erlegt zu haben, den er

des Esquimaux überließ, die ihn verzehrten und viel Fett daraus schmolzen.

Auf einer dieser Jagden hatte er das Unglük, daß einmal sein Pulverhorn, eben als er es in der Hand hatte, Feuer fing, ihm den Daumen der rechten Hand zerschmetterte und einige andere Finger beschädigte. Die Wunde wurde zwar durch den Chirurgus von einem der Kriegsschiffe, die zur Bedeckung der Fischerei dort immer liegen, bald geheilt; allein Cook konnte sich doch nun beim Schreiben des Daumens nicht mehr bedienen, und hielt seit der Zeit immer die Feder zwischen dem Mittel- und Zeigefinger.

Ein Hauptcharakterzug dieses Mannes war die Sparsamkeit; eine an sich gute und löbliche Eigenschaft, die aber von ihm, wie es scheint, ein wenig zu weit getrieben wurde. Ohngeachtet er außer seiner Gage, als Meister des Schiffes, noch täglich eine halbe Guinee als Landmesser bekam: so entzog er sich dennoch sogar die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens. Er trank z. B. seinen Tee niemals mit Zucker, sondern mit schwarzen Sirup; ja sogar die Talglichter, die ihm die Regierung vergütete, brannte er nicht, sondern dafür Thran, den man aus Seehundsfett schmolz. Da er indeß hierdurch niemand Unrecht that, so müßte man, um die Moralität dieses Verfahrens richtig zu beurtheilen, sowol seine ganze Lage, als auch besonders die Bewegungsgründe kennen, von denen er sich dabei

bei leiten ließ. Hatte er z. B. eine Familie zu versorgen, die, wenn er arm aus der Welt ging, hülflos zurükblieb: so war es bei der gefährlichen Lebensart, welcher er sich gewidmet hatte, hausväterlich und brav von ihm gehandelt, daß er sich selbst alle Gemächlichkeiten und Vergnügungen des Lebens entzog, um etwas zu sammeln, welches seine Familie auf den Fall seines Todes vor Mangel schützen konnte. War es ihm ferner bei dieser ausserordentlichen Sparsamkeit vielleicht auch darum zu thun, seinen Leib und seine Seele auf die einfachsten Bedürfnisse herabzusetzen, weil er wußte, daß das stark und kraftvoll an Leib und Seele macht, und weil er vorher sahe, daß er künftig in Lagen und Umstände kommen könnte, wo es ihm oft, nicht bloß an den Bequemlichkeiten, sondern auch an den Nothwendigkeiten des Lebens fehlen würde: so war es abermals gut und weise von ihm gehandelt, sich auf diese knappen Zeiten durch freiwillige Uebungen in einer simpeln und sparsamen Lebensart vorzubereiten. Wer hat hiebei in sein Innerstes geschaut, und wer darf sich also auch anmaßen, darüber zu urtheilen?

So viel ist indeß wol gewiß, daß, außer seiner niedirigen Erziehung, auch sein Aufenthalt in jenen wilden Einöden und die Lebensart, die er daselbst führte, einen Theil des finstern Wesens und der ungeselligen, oft zu weit getriebenen Zurükhaltung, die man nachher an ihm bemerkte, bewirkt haben mögen.

Während dieser Zeit hatte sich Cook ein kleines Haus mit einem kleinen Garten nahe an dem östlichen Ende von London gekauft, wo er seine Winter zubrachte; und da dachte er nun wol seine Tage als Schifsmeister und Landmesser im Dienst der Admiralität zu beschliessen. Denn der Sprung vom Schifsmeister zum Lieutenant oder Capitain ist äusserst schwer und selten. Indessen Cook, der zu etwas Größerem aufgehoben war, that ihn wirklich, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Die königliche Societät der Wissenschaften zu London hielt zur Beförderung astronomischer Kenntnisse für vortheilhaft, den Durchgang der Venus durch die Sonne, das ist, denjenigen Zeitpunkt, da der Planet Venus bei seinen Umwälzungen um die Sonne zwischen dieser und der Erde so zu stehen kommen würde, daß er vor der Sonnenscheibe vorüberzugehen schiene, auf einer Insel des stillen Meeres beobachten zu lassen. Diese Begebenheit am Himmel sollte sich, wie man berechnet hatte, im Sommer 1769 ereignen. Die Societät stellte daher dem Könige den Nutzen einer solchen Beobachtung vor; die Sache wurde genehmiget, und die Admiralität wurde befehliget, ein Schiff dazu ausrüsten zu lassen.

Jezt war die Frage, wer dieses Schiff kommandiren sollte? und die Wahl traf unsern Cook. Und nun war er endlich an der Stelle, auf die er gesezt werden mußte, um seine großen Talente vollends zu entwickeln, und sie zum Nutzen der Welt in ihrer gan-

ganzen Stärke und in ihrem ganzen Umfange wirken zu lassen.

Das Uebrige, was zur Schilderung des Charakters dieses außerordentlichen Mannes gehört, verspare ich billig bis auf die Zeit, da ich einst unter erneuerter Rührung und mit widerstrebender Hand, den unglüklichen Tod desselben in diesem Werke beschreiben werde. Jezt wollen wir ihn handeln sehn.

Aber vorher noch ein Wort von seinen, gleichfalls sehr verdienten und ehrenwerthen Reisegefährten!

Der erste und merkwürdigste darunter war **Joseph Banks**, ein Gelehrter. Das Verdienst desselben, sich den Mühseligkeiten und Gefahren einer so langen und mißlichen Reise unterzogen zu haben, ist um so viel größer, je weniger man ihn zu so etwas erzogen hatte, und je uneigennüziger und reiner die Bewegungsgründe waren, die ihn dazu vermögten. Er war der Sohn eines reichen Gutsherrn, der zwar für die Wissenschaften, aber auch zu alle den Gemächlichkeiten und Vergnügungen erzogen wurde, welche der Ueberfluß mit sich führt. Dabei hätte er nun wol unmöglich diejenige Abhärtung an Leib und Seele gewinnen können, die zu einer so gefahrvollen Unternehmung nothwendig erfordert wird: allein ein brennendes Verlangen, die Natur genauer kennen zu lernen, als es aus Büchern geschehen kann, bewog ihn, jenen Bequemlichkeiten

und Vergnügungen schon in einem frühen Alter freiwillig zu entsagen, und mit Verschmähung einer wollüstigen Ruhe seine Lieblingswissenschaft durch eigene Beobachtungen und Entdeckungen anzubauen. Seht da, ihr jungen Freunde, das unverkennbare Merkmal des künftigen großen Mannes!

Kaum hatte er daher die hohe Schule zu **Oxford** verlassen, als er aus eigenem Antriebe, so wie auf eigene Kosten, über das atlantische Weltmeer hinsegelte, und die obengenannte Insel **Newfoundland** — und die nicht weit davon belegene Küste von **Labrador** in dem nördlichen Theile von Amerika zu besuchen. Diese Reise war die Schule, in welcher er auf die Beschwerlichkeiten und Gefahren einer Reise um die Erdkugel vorbereitet wurde. Anstatt durch das, was er bei diesem ersten Versuche ausgestanden hatte, von ähnlichen Unternehmungen abgeschrekt zu werden, wurde seine Begierde darnach nur noch stärker und unwiderstehlicher. Kaum hatte er daher bei seiner Zurükkunft vernommen, daß der **Endeavour** auf Entdeckungen ausgeschikt werden sollte: als er sogleich beschloß dieser Unternehmung beizutreten.

Der edle Bewegungsgrund, der ihn dazu vermogte, war zweifach. Er hofte, theils sein Vaterland, wenn er glüklich zurük käme, mit nüzlichen Kenntnissen, die er auf seiner Reise einsammeln würde, zu bereichern, theils aber auch jenen rohen und ungesitteten Nationen, zu welchen die Vorseh-

sehung ihn führen würde, irgend etwas zu hinterlassen, welches auf eine oder die andere Weise zur Verbesserung ihres Zustandes dienen könnte. Er ging hierbei in seiner Großmuth und Freigebigkeit so weit, daß er einen Theil der Ausrüstungskosten und den Unterhalt verschiedener Personen, die er mitzureisen bewog, aus seinen eigenen Mitteln bestritt. Ja, er übernahm nicht bloß die Verpflegung dieser Personen, sondern hielt auch Herrn Cook selbst an seinem Tische frei, und zahlte demselben noch obenein für den Gebrauch der Kajüte und alles andern Gelasses für sich und seine Freunde eine sehr ansehnliche Summe.

Unter diesen von ihm gewählten Reisegefährten, war auch Doktor Solander, ein Schwede, der unter den Augen des berühmten Linnäus aufgewachsen war, und ausgebreitete Naturkenntnisse, besonders in der Kräuterkunde erworben hatte. Einen solchen Mann zum Begleiter zu haben, schien Hrn. Banks mit Recht etwas sehr Wünschenswürdiges zu seyn; und der Erfolg bewies, daß er sich darin nicht geirrt hatte. Außer diesem und einem Astronomen, Namens Green, nahm er noch zwei Zeichner, wovon der eine die Landschaften und Figuren, der andere die verschiedenen Gegenstände der natürlichen Geschichte, die man zu finden hoffte, abbilden sollte. Noch befanden sich in seinem Gefolge ein Secretair und vier Bediente, worunter zwei Schwarze waren.

Und nunmehr, da ich meine jungen Leser mit den Hauptpersonen dieser merkwürdigen Geschichte vorläufig bekannt gemacht habe, können wir das Schiff, ohne weitern Aufenthalt, absegeln lassen.

2.

Abreise von Plymouth. Ankunft bei der Insel Madera. Fahrt von da nach Rio de Janeiro in Brasilien.

Es war am 26sten August 1768, als man auf der Rhede von Plymouth die Anker lichtete, und mit einem günstigen Winde in See lief. Nach einigen Tagen, da man den Kanal bereits zurükgelegt hatte und im offenen Weltmeer fuhr, erblikte man verschiedene von den Vögeln, welche die Matrosen, ich weiß nicht warum, der Mutter Careys Hühnchen nennen, und für Vorboten eines Sturms ansehen. Es zeigte sich auch diesmal, daß dergleichen Erfahrungen des gemeinen Mannes nicht immer ohne Grund sind; denn der Sturm stellte sich am folgenden Tage wirklich ein, und verursachte den Reisenden einigen Schaden, der jedoch nicht sehr beträchtlich war. Er führte nämlich außer einem kleinen Boote, auch drei bis vier Dutzend Stük Federvieh über Bord, welche in den Wellen ersoffen.

Ohne fernere Zufälle erreichte man schon am 12ten September die Insel Madera, und legte

das

das Schiff auf der Rheede von Funchal, der Hauptstadt dieser Insel, vor Anker. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein trauriger Vorfall. Das Seil der Boye riß nämlich den Oberbootsmann, Hrn. Weir über Bord, und er ging mit dem Anker zugleich unter. Dies geschahe vor den Augen des Schifsvolks; sie hoben daher den Anker so geschwind, als möglich, wieder auf: allein zu spät! der Körper kam zwar wieder herauf; allein er war in das Seil verwickelt und — todt.

Der erste Anblik der Insel Madera von der See her, ist ungemein reizend. Soweit das Auge reicht, sieht man die Berge mit Weinreben bekleidet, zwischen welchen Hecken von Granatbäumen, Mirthen, wilden Rosenstöcken und Citronenbäumen hinlaufen, um das Eigenthum des Einen von dem Eigenthume des Andern zu trennen. Ein so schönes und lachendes Ansehen hatte diese Insel nicht immer. Als im Jahr 1419 die Portugiesen sich entdekten, war sie mit einem einzigen undurchdringlichen Wald bedekt. Diesen zündeten sie an; und man versichert, daß der Brand sieben Jahre gedauert habe, bevor die ganze ungeheure Waldung wäre in Asche verwandelt worden. Von dieser Asche, worin man nachher Weinstöcke pflanzte, leitet man noch jezt die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens her.

Die Spalten der Berge, die schwarze Farbe der Steine, und die mit der Erde vermischte Lava, die

die man hier findet, geben einen starken Vermuthungsgrund, daß die ganze Insel von uralten Zeiten durch Auswürfe unterirdischer Feuer entstanden sey.

Die einzige Waare, mit welcher diese Insel Handlung treibt, ist Wein. Dieser bekanntlich von sehr edler Art; aber wenn man hört, auf welche Weise derselbe hier gekeltert wird, so mögte man auf den Genuß desselben für immer Verzicht thun. Die Trauben werden nämlich in ein viereckiges hölzernes Gefäß gethan. Die Winzer ziehen alsdann ihre Strümpfe und Wämser aus, steigen hinein, und pressen mit ihren Füßen und Ellenbogen so viel Saft heraus, als sie können. Nur die Ueberbleibsel der auf diese Weise zermalmten Trauben, werden unter eine Art von Kelter gebracht, um die noch übrigen Säfte vollends auszupressen. Das ist der Ursprung eines Weins, der dem zarten Gaume unserer feinen Herrn und Damen so lieblich schmecket!

Man sieht auf der ganzen Insel keine Art von Fuhrwerk mit Rädern; vermuthlich weil die Einwohner zu träge sind, um Wege anzulegen, auf denen sich fahren läßt, denn an Pferden und Maulthieren fehlt es ihnen nicht. Aber statt dieser brauchen sie lieber Menschen, um den Wein aus den Weinbergen, wo er gekeltert wird, fortbringen zu lassen. Dies geschieht in hokledernen Schläuchen, welche auf den Köpfen getragen werden. Was allhier einem Fuhrwerke einigermaaßen ähnlich

lich sieht, ist ein Bret, das in der Mitte ein wenig ausgehöhlt ist, und an einer mit Riemen befestigten Stange gezogen wird. Aber auch auf diese Erfindung würde sie vielleicht nie gerathen seyn, wenn nicht die Engländer eine Art von Weingefäßen bei ihnen eingeführt hätten, die zum Tragen zu groß sind, und daher auf einem solchen Brette fortgeschleift werden müßen.

Vermuthlich thun Fleiß und Erfindungskraft der Menschen hier deswegen so wenig, weil die Natur hier so viel thut. Denn so pflegt es immer zu gehn. Wo es den Menschen zu leicht gemacht wird, die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens zu erhalten, da werden sie nachläßig und träge; da schlummern ihre Verstandesfähigkeiten ein, und bleiben unentwickelt, weil man kein Bedürfniß hat, sie durch Uebungen auszubilden und zu stärken. Bedürfnisse! Seht da, ihr jungen Freunde, die stärkste unter allen Triebfedern, welche der Himmel zu unserer Vervollkommnung in Bewegung gesezt hat. Aber diesen glüklichen Erfolg haben sie nur dann, wenn wir ihnen selbst abzuhelfen suchen, und ohne Noth niemals zugeben, daß dies von Andern geschehe. Wollen wir also recht geschikt, brav und edel werden: so müßten wir frühzeitig anfangen, auf Gemächlichkeit und auf die Dienste anderer Menschen, so sehr wir können, Verzicht zu thun, uns selbst zu bedienen, uns selbst zu rathen und zu helfen, und recht eifersüchtig darauf zu seyn, daß nichts von Andern für

uns geschehe, was wir mit eigenen Kräften nur immer bestreiten können. So wächst man zusehends an Kraft und Geschicklichkeit, dem Körper und der Seele nach; so entwickeln sich alle unsere Fähigkeiten, und so wird man ein brauchbarer und gemeinnütziger Mann für Vaterland und Welt. Mögten meine jungen Freunde nicht alle solche Männer werden?

Unsere Reisenden besuchten auf dieser Insel zwei der dortigen Klöster, deren eins ein Franziscaner, das andere ein Nonnenkloster war. Die ehrlichen Väter des erstern empfingen sie mit großer Höflichkeit, ohngeachtet sie in ihren Augen nur Ketzer, das ist, Irrgläubige waren. Es war eben Donnerstag und zwar kurz vor der Abendmahlzeit. „Wir wollen sie nicht einladen, sagten sie, mit uns zu Nacht zu speisen, weil wir nicht dazu vorbereitet sind; aber wenn es Ihnen gefällt, morgen wieder zu kommen: so wollen wir für Sie einen welschen Hahn braten lassen, ob es gleich für uns Fastag ist.“ Diese tolerante und gastfreie Denkungsart vergnügte unsere Reisenden sehr.

Der Besuch in dem Nonnenkloster lief gleichfalls nicht ohne Vergnügen ab; nur daß dieses von anderer Art war. Die guten Nonnen waren nämlich herzlich dumm, und gaben daher durch die albernen Fragen, die sie thaten, viel zu lachen. Sie hatten gehört, daß unter den Reisenden Philosophen wären, und unter diesem Namen mogten sie sich, in ihrer Einfalt, Leute denken, die alles wüßten,

auf

auf alle Fragen Antwort geben und sogar auch prophezeihen könnten. Das bewiesen ihre lächerlichen Fragen. — Sie wollten z. B. wissen: wann es wieder donnern würde? Ob innerhalb den Mauern ihres Klosters ein Quell frischen Wassers zu finden wäre? woran es ihnen vermuthlich fehlte. Man kann denken, daß die Antworten unserer Reisenden auf dergleichen Fragen keineswegs genugthuend waren, und daß sie ihnen daher in den Augen der guten Nonnen wenig Ehre bringen mogten. Sie blieben indeß sehr höflich, und über die maaßen gesprächig, so daß sie, so lange der Besuch währte, gar nicht aufhörten zu reden.

Man versorgte sich hier mit allerhand Arten von Erfrischungen, und segelte hierauf am 19ten September weiter.

Der Lauf des Schiffes ging unweit der Insel **Teneriffa** vorbei. Hier gewährte ihnen der auf dieser Insel liegende **Pico** oder **Spizberg**, der bekanntlich einer der höchsten Berge in der Welt ist, ein überaus sehenswürdiges Schauspiel. Die Sonne war bereits eine Zeitlang untergegangen; der Fuß des Berges und die ganze Insel schon längst in dicke Finsterniß gehüllt, als der Gipfel dieses Riesenberges noch im hellsten Sonnenglanze, wie in Feuer stand. Kein Pinsel hätte diese erhabene Naturscene nachzuahmen vermogt.

Ehemals warf dieser Spizber Feuer aus; seit vielen Jahren aber hat er aufgehört. Indessen soll

noch

noch jezt nahe am Gipfel desselben aus den daselbst befindlichen Ritzen eine solche Hitze steigen, daß man die Hand nicht nahe daran halten kann.

In dieser Gegend des Meers sahe man eine große Menge fliegender Fische, die sich, durch Hülfe ihrer großen Floßfedern, deren sie sich statt der Flügel bedienen, über die Oberfläche des Wassers in die Luft erhoben. Diese Geschöpfe schienen, aus den Kajütenfenstern betrachtet, unbeschreiblich schön, weil man in dieser Höhe ihren Bauch und ihre Seiten zu sehen bekömmt, welche wie geglättetes Silber glänzen: wenn man sie aber vom Verdek aus betrachtete, wo man ihnen nur auf den Rücken sehen konnte, der von dunkler Farbe ist: so hatten sie kein so schönes Ansehn.

Verschiedene Tage nachher hatte man ein ähnliches Schauspiel. Die See schien rings umher in Feuer zu stehn, und warf lichte Strahlen aus; eine Erscheinung, deren die Seefahrer so oft erwähnen, ohne daß man wegen des Grundes derselben zu einer entschiedenen Gewißheit kommen konnte. Unsere Reisenden hielten dafür, daß sie von gewissen glänzenden Thieren herrühren müße; und die Erfahrung zeigte, daß man ganz richtig gemuthmaaßet habe. Man warf nämlich ein feines Netz aus und fing damit eine Art von Seethieren, die zu denen zu gehören schienen, welchen unter dem Namen **Medusa** bekannt sind. Man fand, als man diese Thiere auf dem Verdecke hatte, daß sie ein weißes Licht von sich gaben, und geschmolzenem Metalle ähn-

ähnlich sahen. Man fing zugleich einige sehr kleine Krabben — eine Art von Zwergen unter den Krebsen — welche gleichfalls so viel Feuerglanz, als ein Johanniswürmchen, von sich werfen. Herr **Banks** bemerkte mit Vergnügen, daß diese Art von Krabben, so wie auch verschiedene andere Seethiere, die er auf der Fahrt bis hierher bereits entdekt hatte, bisher noch nicht bekannt gewesen waren.

Man befand sich jezt in dem Striche des **Passatwindes**, *) welcher dieser Weltgegend eigen ist, und welcher die Schiffe, fast ohne Mithülfe des Steuermanns, von selbst nach Amerika treibt. Die Fahrt ging daher schnell und ruhig von statten, und schon am 8ten November erblikte man, bei Tages Anbruch, die Küste von Brasilien. Man steuerte hierauf nach **Rio de Janeiro**, einer meinen jungen Lesern aus dem dritten Theile dieser Reisen bekannten Stadt der Portugisen, wo der Vicekönig von Brasilien residirt.

Sobald das Schiff auf der Rhede dieser Hauptstadt angekommen war, schikte **Cook** einer seiner Officiere an den Vicekönig ab, um ihm seine Ankunft zu melden, und zugleich die Erlaubniß nachzusuchen, ans Land gehen zu dürfen, um frische Lebensmittel einzukaufen. Nach verschiedenen Formalitä-

*) Es nennt man diejenigen beständigen Winde, welche auf gewissen Meeren zu gewissen Jahrszeiten ordentlich und anhaltend zu wehen pflegen.

malitäten und Untersuchungen über die Beschaffenheit des Schiffes und über die Absicht seiner Reise, wurde diese Bitte endlich gewährt. Cook ließ sich hierauf ans Land setzen.

Er machte dem Vicekönig seine Aufwartung. Auf die Frage: wohin die Reise gelte? meldete er ihm, daß sein Schiff nach einer Insel der Südsee bestimmt sey, um daselbst den Durchgang der Venus zu beobachten. Allein es fand sich, daß der Herr Vicekönig ein so erbärmlicher Astronom war, daß er fragte: „ob das nicht so viel heiße, daß der Nordstern durch den Südpol gehen würde?“ Ich hoffe, daß der jüngste meiner Leser schon so viel Kenntniß vom Himmel habe, um das Ungereimte und Lächerliche dieser Frage einzusehn.

Cook bat um die Erlaubniß für die Herrn Banks und Solander, ein wenig ins Land gehen zu dürfen, um Kräuter zu sammeln: allein Se. Excellenz geruhete, ihm diese Bitte rund abzuschlagen. Ihm selbst wurde ein portugisischer Officier beigesellt, der ihm nicht von der Seite kommen durfte. Cook fand sich dadurch beleidiget, und forderte eine Erklärung, wozu dieses solle? Man antwortete ihm, daß der begleitende Officier eine Ehrenwache wäre. Er verbat sich diese Gunst; allein umsonst! Man bestand darauf, daß er sie annehmen müße. Neben das englische Schiff wurde ein Boot mit Soldaten, als ein Wachtschiff, gelegt, um zu verhindern, daß außer dem Capitain und der benöthigten Anzahl von Matrosen niemand ans Land ginge.

So

Sowol Cook selbst, als auch seine gelehrten Reisegefährten, empfanden diesen Zwang mit lebhaftem Unwillen, und versuchten alles, bald durch schriftliche bald durch mündliche Vorstellungen, um den Vicekönig zu bewegen, diese lästige Einschränkung aufzuheben. Allein vergebens! Er gab ihm jedesmal die trockene Antwort: daß der König von Portugal es so haben wollte. Man zankte sich dieserwegen einige Tage lang, und es fehlte nicht viel, so wäre es zu ernsthaften Auftritten darüber gekommen; aber am Ende sahe man sich doch genöthiget, nachzugeben, weil man nicht mächtig genug war, um die Sache mit Gewalt durchzusetzen.

Da indeß ein kranker Mönch in der Stadt um die Hülfe des Schiffarztes bat: so nahm D. Solander die gute Gelegenheit wahr, und ging unter diesem Titel ans Land, wo das Volk ihm viel Höflichkeiten erwies. Auch Herr Banks fand Mittel, der Aufmerksamkeit des portugisischen Wachtboots zu entwischen, und ließ sich vor Tages Anbruch ans Land setzen. Er begab sich indeß nicht nach der Stadt, sondern ging den Gegenständen seiner Wißbegierde auf dem Felde nach, und brachte seine Zeit mit Kräutersammeln zu. Dieser zweifache kleine Betrug war indeß bekannt geworden; und der Vicekönig hatte Befehl gegeben, diese Herren, wenn sie sich noch einmal am Lande blicken ließen, in Verhaft zu nehmen. Sie mußten daher auf eine Wiederholung Verzicht thun.

Diese Unannehmlichkeiten bewogen den Capitain, seine Abreise zu beschleunigen. Sobald man daher den benöthigten Wasservorrath eingenommen hatte, that er dem Vicekönig seine bevorstehende Abreise kund, und bat um einen Piloten, der das Schiff in die See hinausführte. Dies wurde alsobald zugestanden. Der Pilote kam, und man ging unter Segel.

Als man aber bei dem vornehmsten Festungswerke der Stadt vorbeifahren wollte: war man nicht wenig erstaunt, sich auf einmal mit zwei scharfen Kanonenschüssen begrüßt zu sehen. Man warf augenbliklich die Anker aus, und schikte nach der Festung, um sich zu erkundigen, was das zu bedeuten habe? Der kommandirende Officier ließ zur Antwort sagen: daß er vom Vicekönig keinen Befehl erhalten habe, das englische Schiff durchzulassen, und daß ohne dergleichen Befehl, kein Schiff dies Festungswerk passiren dürfe. Cook schikte hierauf sofort zum Vicekönig, um ihn fragen zu lassen: woran es liege, daß der erforderliche Befehl nicht ausgefertiget worden sey, da man ihm doch die bevorstehende Abfahrt gemeldet habe? Das Boot brachte endlich nach langem Aufenthalt die Antwort zurük: der Befehl sey schon seit einigen Tagen geschrieben gewesen, aber durch eine seltsame Nachläßigkeit nicht an den gehörigen Ort gekommen. Man lichtete hierauf wieder die Anker, und segelte ungehindert ab.

Da von der Stadt Rio de Janeiro bereits im dritten Theile dieses Werks geredet worden ist: so füge ich jener Beschreibung nur noch folgende Bemerkungen unserer dermaligen Reisenden hinzu.

Die Stadt ist groß, ansehnlich, und sehr regelmäßig gebaut. Die Straßen sind alle schnurgerade und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Kirchen sind sehr schön; und man sieht hier mehr religiöses Gepränge, als an irgend einem römisch-katholischen Orte in Europa. An jedem Tage giebt es wenigstens Eine öffentliche Procession, die durch Vortragung von allerhand sehr prächtigen Heiligenbildern und Reliquien ansehnlich gemacht wird. So oft man dabei an die Ecke einer Straße kommt, sagt man mit großer Feierlichkeit gewisse Gebete her, wofür die Einwohner milde Gaben entrichten müßen.

Zur Zeit des Aufenthalts unserer Reisenden an diesem Orte, wurde eine neue Kirche erbaut; und zur Bestreitung der Kosten hatte die dazu gehörige Gemeinde die Erlaubniß, wöchentlich einmal in Procession durch die Stadt zu ziehn, um Allmosen einzufordern. Dies geschahe allemal des Nachts. Alle Knaben von einem gewissen Alter, selbst die aus den vornehmsten Häusern nicht ausgenommen, mußten dieser Feierlichkeit beiwohnen. Jeder von ihnen war in einen schwarzen Priesterrok gekleidet; und über diesen hin ein kurzer rother Ueberrok bis an den Unterleib hinab. Dabei

trug jeder eine sechs bis sieben Fuß lange Stange, an deren Ende eine Laterne befestiget war. Die große Menge solcher Laternen verursachte ein so starkes Licht, daß die Leute auf dem Schiffe anfänglich meinten, die Stadt stehe in Brand.

Fast vor jedem Hause steht ein Tisch mit einem gläsernen Kasten, worin der Schutzheilige des Hauses aufgestellt ist; und vor einem jeden dieser Bilder wird des Nachts eine brennende Lampe unterhalten. Nirgends ist man wol in der Anrufung solcher Heiligenbilder eifriger, als hier. Das Volk betet und singt bei ihnen so kräftig, daß man sie des Nachts sehr deutlich am Bord des Schiffes hören konnte, ohngeachtet dasselbe ziemlich weit von der Stadt entfernt lag. Vermuthlich gut gemeint; ob aber das Herz und die Sitten dabei an Veredelung gewinnen mögen? Das ist eine andere Frage.

Was unsere Reisenden hierüber zu beobachten Gelegenheit hatten, scheint die alte Bemerkung zu bestätigen, daß die Religion da am wenigsten auf die Gesinnungen der Menschen zu wirken pflegt, wo sie am wenigsten in äußerliche Gebräuche, Ceremoniel und Pomp ausgeartet ist. So sahe z. B. einer von ihnen an hellem lichten Tage zwei Männer, dem Ansehen nach, ganz freundschaftlich mit einander sprechen; aber auf einmal zog der eine ein Messer hervor, und stieß es dem andern in den Leib; und da er sahe, daß sein Gegner davon nicht alsobald niederstürzte, so riß er das Messer wieder aus der

Wun-

Wunde heraus und versezte ihm noch einen Stich damit. Dann erst begab er sich aufs Laufen, um eine Kirche zu erreichen. Die Kirchen nämlich sind hier Freistätte für jede Art von Verbrecher. Wer seine Zuflucht dahin nimmt, den kann der Arm der Obrigkeit nicht erreichen, sein Verbrechen sey so groß, als es wolle. Ein verderblicher Gebrauch, der leider! noch an mehreren Orten herrscht.

Die hiesige Regierung ist sehr despotisch. Sie besteht aus dem Vicekönig, dem Statthalter des Orts, und einem Rathskollegio. Ohne die Einwilligung dieses gesammten Staatsraths sollte eigentlich keine gerichtliche Handlung vollzogen werden. Aber sowol der Vicekönig, als auch der Statthalter, nehmen es sich nicht selten heraus, Leute eigenmächtig und unverhörter Sache ins Gefängniß zu werfen, oder in Ketten nach Lissabon zu schicken, ohne einmal den Freunden oder der Familie des Unglüklichen anzuzeigen, welches Verbrechens man ihn beschuldige oder wohin man ihn geschikt habe. Wehe den armen Menschen, die einer willkührlichen Gewalt unterworfen sind! Und wohl, wohl uns, die wir unter dem Schutze des Gesetzes leben, und das schrekliche Ungeheuer — Despotismus genannt — nur aus Büchern und Zeitungen kennen! Mögte es doch der allgütigen Vorsehung gefallen, dieses unser Glük über den ganzen Erdboden zu verbreiten!

Man findet in dieser Gegend eine große Menge von Gold und Diamanten: aber die Regierung

sorgt dafür, daß, außer ihr, niemand etwas davon ab bekomme. Sie macht nämlich diejenigen Gegenden, wo dergleichen gefunden werden, zu einem Heiligthume, welches niemand betreten darf, als wer von dem Vicekönig selbst dahin geschikt wird. Zu diesem Behuf sind in einer gewissen Entfernung von der Stadt die Grenzen bestimmt, über welche hinaus niemand gehen darf. An diesen Grenzen patrouillirt beständig eine Wache, und wer sich jenseits derselben betreffen läßt, der wird sofort in Verhaft genommen und ins Gefängniß geworfen. Da hilft keine Ausrede und keine Entschuldigung, auch wenn sie noch so gegründet ist.

In welcher Gegend des Landes die eigentlichen Goldbergwerke seyn mögen, das erfährt niemand, als die Unglüklichen, welche verurtheilt sind, darin zu arbeiten. Wer durch seine Neubegierde sich verleiten ließe, dieser Gegend nachzuspühren, der würde dabei nichts geringeres als sein Leben, aufs Spiel setzen. Denn wenn jemand auf dem Wege dahin betroffen wird, und keinen augenscheinlichen Beweis geben kann, daß er daselbst Geschäfte habe, der wird ohne weitere Umstände an dem nächsten Baum aufgehangen.

Aus diesen Bergwerken wird ohne Zweifel viel Gold gezogen: aber wenn man hört, wie viel Menschen jährlich dabei aufgeopfert werden, so fühlt ein mitleidiges Herz sich von Schaudern und Entsetzen ergriffen. Kannst du es glauben, junger deutscher Leser? Um einige Klumpen unnützen

Gol-

Goldes aus der Erde hervorzuwühlen, werden bloß in diesem Lande, jährlich 40000 unglükliche Menschen aufgeopfert, die man Sklaven nennt! Du staunst? Noch nicht genug; unsere Reisenden versicherten sogar, von guter Hand gehört zu haben, daß zwei Jahre vor ihrer Ankunft an diesem Orte jene ungeheure Zahl, vermuthlich einer ansteckenden Seuche wegen, so unzureichend gewesen sey, daß man noch 20000 andere Sklaven habe müßen nachkommen lassen. — Schande über die christlichen Tirannen, die das edelste Geschöpf Gottes, ihren Mitmenschen, wie eine der verworfensten Thierarten behandeln, und so viel Tausende von ihnen dem Verderben preis geben, um ihren Golddurst zu befriedigen!

Von den Edelgesteinen, welche hier in Menge gefunden werden, läßt die Regierung jährlich nur eine gewisse Anzahl einsammeln, damit nicht der Werth derselben durch Verbreitung einer zu großen Menge fallen möge. Dieses Einsammeln erfordert gemeiniglich nur einen einzigen Monat. Wer sich nachher in diesen kostbaren Gegenden, es sey aus welcher Ursache es wolle, antreffen läßt, der wird ohne Gnade und Barmherzigkeit hingerichtet.

Der Soldat steht hier in außerordentlich großem Ansehn. Alle übrigen Stände sind überaus ehrerbietig und demüthig dagegen. Vergäße jemand vor einem ihm begegnenden Officier den Hut abzuziehn! so würde man ihn sogleich zu Boden schlagen. So geringschätzig indessen der Officier mit dem Bürger

umgeht, so unterthänig muß er sich doch selbst gegen den Vicekönig betragen. Man hat ihnen recht erniedrigende Ehrenbezeugungen gegen denselben aufgelegt. So müßen sie z. B. Tag täglich dreimal in seinem Vorsaale erscheinen, und anfragen: ob er etwas zu befehlen habe? ohngeachtet sie einmal wie das andere zur Antwort erhalten: es giebt nichts neues. Durch diese regelmäßigen Aufwartungen werden sie gehindert, ins Land zu gehn; und das scheint denn auch die Absicht bei dieser Anordnung zu seyn.

Genug von diesem Orte.

3.

Fahrt von Rio de Janeiro nach der Straße le Maire. Abentheuer auf dem Feuerlande.

Nachdem man wieder das offene Meer erreicht hatte und gen Süden steuerte, beobachtete man eines Tages, daß die See mit breiten gelben Streifen bedekt war, deren einige eine englische Meile lang und ohngefähr 1000 Fuß breit seyn mogten. Man fing ein wenig von dem also gefärbten Wasser auf, und fand es mit unzählichen kleinen Wesen angefüllt, von denen man sogar durch Hülfe des Vergrößerungsglases, nicht entscheiden konnte, ob es Thierchen oder Pflänzchen wären? Woher sie kamen?

und

und wozu sie bestimmt seyn mögten? das konnten unsere Naturforscher gleichfalls nicht errathen. So groß und unerschöpflich ist die Mannigfaltigkeit der Werke Gottes im Kleinen, wie im Großen!

Mit dem Anfange des Jänners näherte man sich der Mündung der magellanischen Straße, doch ohne in dieselbe einzulaufen, weil Cook beschlossen hatte, seine Fahrt nicht durch diese, sondern rund um das sogenannte Feuerland herum zu nehmen. Die Witterung wurde von Tage zu Tage kälter, ohngeachtet es hier jezt mitten im Sommer war. Cook ließ daher Wämser und Beinkleider von dicken wollenem Zeuge unter das Schifsvolk vertheilen.

Den 11ten erreichte man das Feuerland; und nun bitte ich meine jungen Leser, die beim dritten Theile dieses Werks befindliche Charte vor sich hinzulegen, worauf sie den Lauf, den das Schiff von hieran nahm, verzeichnet finden werden. An der östlichen Küste des Feuerlandes liegt ein Eiland, die Staateninsel genannt. Der Kanal, welcher diese Insel von der Küste des Feuerlandes trennt, heißt die Straße de Maire. Durch diese wurde hingesteuert.

Da man innerhalb derselben eine Bucht fand, welche statt eines Hafens dienen konnte, und die Herrn Banks und Solander sehnlich wünschten, ans Land zu gehn, und ihren Naturforschungstrieb zu befriedigen: so willfahrt ihnen der Capitain, und warf die Anker aus. Nach dem Mittagsessen

stieg

stieg er selbst mit ihnen ins Boot, und ließ sich nach der Küste rudern. Es währte nicht lange, so ließen sich in einiger Entfernung dreißig bis vierzig Indianer sehn; wichen aber, wie man sich ihnen nähern wollte, aus Furchtsamkeit zurük. Die Herrn Banks und Solander traten hierauf allein vor; worauf zwei von ihnen umkehrten, etwas näher kamen, und sich alsdann niedersezten. Sobald die beiden zu ihnen kamen, standen sie wieder auf, und jeder von ihnen warf den kleinen Stecken, den er in der Hand hatte, seitwärts von sich weg. Vermuthlich sollte das ein Zeichen ihrer friedfertigen Gesinnungen seyn. Nachdem sie dies gethan hatten, liefen sie hurtig gegen ihre Gefährten hin, die ohngefähr 150 Fuß hinter ihnen stehen geblieben waren, und winkten hierauf den beiden Herrn, daß sie ihnen folgen sollten. Dies geschahe, und die Indianer empfingen sie unter vielen plumpen Freundschaftsbezeugungen.

Herr Banks theilte dagegen einige Glaskorallen und Bänder unter sie aus, die ihnen ungemein zu gefallen schienen. Da hierdurch ein vollkommenes Zutrauen auf beiden Seiten gestiftet war: so traten nun auch der Capitain und sein Gefolge hinzu, und man unterhielt sich, so gut man konnte, durch Zeichen.

Als man endlich wieder umkehrte, liefen drei Indianer mit, und wurden an Bord genommen. Hier verrichtete einer derselben, den man für einen Priester hielt, allerlei Feierlichkeiten, die man für Teufels-

Teufelsbeschwörungen, das ist, für solche Formeln und Ceremonien ansah, wodurch der einfältige Indianer die bösen Geister vertreiben wollte, die in dem Schiffe sich etwan aufhalten mögten. Meine jungen Leser wissen nämlich schon aus den vorhergehenden Erzählungen, daß diese unwissenden Leute viel von Geistern träumen, und alles, was sie in ihrer Dummheit nicht begreifen können, für Wirkungen derselben halten. So oft dieser Mann in irgend eine Abtheilung des Schifs hineintrat, wo er noch nicht gewesen war, oder ihm irgend etwas in die Augen fiel, welches er vorher noch nicht beobachtet hatte: so schrie er einige Minuten lang aus vollem Halse, wobei er sich weder zu seinen Gefährten, noch zu einem der Schifsgesellschaft wandte.

Man sezte ihnen Brod und Rindfleisch vor; sie aßen es, schienen aber keinen sonderlichen Geschmak daran zu finden. Gleichwohl nahmen sie alles, was sie nicht verzehren konnten, mit. Man reichte ihnen hierauf Wein und andere starke Getränke; aber sie waren nicht zu bewegen, auch nur einen Tropfen davon hinunter zu schlucken. Sie gaben es vielmehr mit den deutlichsten Merkmalen des Ekels zurük.

Die menschliche Natur ist bei diesen armseligen Geschöpfen fast nur in ihrer äußerlichen Bildung merklich: so wenig äußern sie von allen den hohen Anlagen und Fähigkeiten, welche den Menschen zum edelsten und bewundernswürdigsten unter allen bekannten Geschöpfen Gottes machen. Selbst die

Neu-

Neugier, welche schon bei den kleinsten Kindern rege zu werden pflegt, scheint ihnen beinahe gänzlich zu fehlen. Denn ohngeachtet jeder neue Gegenstand, den man ihnen zeigte, in ihren Augen eine Art von Wunderwerk seyn mußte: so äußerten sie doch im geringsten keine Verwunderung und kein Vergnügen darüber, sondern sahen vielmehr alles mit stupider Gleichgültigkeit an. Selbst an dem Geschrei des Teufelsbeschwörers schien die Empfindung des Bewunderns ganz und gar keinen Antheil zu haben.

Nachdem sie ohngefähr zwei Stunden an Bord gewesen waren, bezeugten sie Verlangen, wieder ans Land zurük zu kehren. Der Capitain ließ sie daher wieder zurükführen, und Herr **Banks** gab ihnen das Geleite. Er führte sie ihren Landsleuten wieder zu; bemerkte aber sowol bei diesen, als bei jenen, die an Bord gewesen waren, einerlei achtlose Gleichgültigkeit. Diese äußerten nämlich eben so wenig Begierde, ihre Begebenheiten zu erzählen, als jene, sie zu hören. Herr **Banks** kehrte wohlbehalten nach dem Schiffe zurük, und die Indianer gingen landeinwärts.

Tags darauf nahmen die Herrn **Banks**, **Solander** und **Green**, nebst dem Schifsarzte **Monkhouse** und dem Zeichner **Buchan**, in Begleitung einiger Matrosen und Bedienten, eine Streiferei ins Land vor. Ihre Absicht war von dem Schiffe ab, soweit als möglich, in das Innere des Landes ein-

einzudringen, um die Producte desselben zu beobachten; und dann gegen Abend wieder zurükzukehren. So viel man von weitem erkennen konnte, waren die Berge unten herum mit Holz bewachsen; weiter oben glaubte man Ebenen zu bemerken, und über diesen hinauf bis an den Gipfel schien ein bloßer nakter Fels zu seyn. Herr Banks hofte, daß man wol durch den Wald würde hindurch dringen können, und zweifelte gar nicht, jenseits desselben ein Land zu finden, das noch kein Kräuterforscher jemals besucht hätte, und wo man eine reiche Ernde an merkwürdigen Pflanzen würde halten können. Sie traten also guten Muthes den Weg dahin an.

Rauh und unwegsam war die Wildniß, durch welche sie sich erst durcharbeiten mußten; und ein großer Theil des Tages verstrich, bevor sie diejenige Gegend, welche sie eigentlich besuchen wollten, zu Gesicht bekamen. Sie erreichten endlich das, was sie für eine Ebene gehalten hatten; aber zu ihrem großen Verdruße sahen sie jezt einen weiten Sumpf vor sich, der mit niedrigem Birkengesträuch bedekt war. Dieses war ohngefähr drei Fuß hoch und so sehr durch einander gewachsen, daß man es nicht auf die Seite biegen konnte, um sich einen Weg hindurch zu bahnen. Man mußte also mit unbeschreiblicher Mühe über dasselbe hinsteigen, und sichs gefallen lassen, bei jedem Schritte auf die Erde bis an den Knöchel in Morast zu sinken.

Nicht genug; um das Unangenehme und Beschwerliche dieser Wanderschaft zu vergrößern, mußte nun

nun auch das Wetter, welches bis dahin schön und heiter gewesen war, auf einmal trübe und kalt werden. Der Wind fing plözlich an in heftigen Stößen zu wehen und sehr schneidend zu werden. Zulezt erfolgte Schneegestöber. Wohlgemerkt, daß es in der Mitte des Jänners, also für diese Weltgegend mitten im Sommer war!

Sie ermunterten sich indeß durch den Gedanken, daß sie den beschwerlichen Theil des Weges bald zurükgelegt haben würden; sprachen sich wechselseitig einander Muth zu, und drangen immer weiter fort. Sie hatten aber kaum zwei Drittheile der sumpfigen Gegend zurükgelegt, als schon einer von ihnen, der Zeichner Buchan, ohnmächtig niederfiel. Man zündete ein Feuer an, und ließ ihn, nebst einigen andern Entkräfteten dabei zurük.

Die Uebrigen erreichten endlich eine Anhöhe, wo die beiden Naturforscher, durch die Entdeckung vieler neuen Kräuter, für die überstandenen Beschwerlichkeiten einigermaßen schadlos gehalten wurden.

Der Schnee hatte sich unterdeß vermehrt, die Kälte war heftiger geworden, und der Tag fing an sich zu neigen. Vor dem nächsten Morgen nach dem Schiffe wieder zurükzukehren, schien eine gänzliche Unmöglichkeit zu seyn. Aber auf einem solchen Gebirge, unter einem so rauhen Himmel, ohne Obdach und Erquickung eine ganze Nacht hinzubringen, war entsezlich; und doch half nunmehr kein anderer Rath.

Man

Man schikte daher nach denen, die beim Feuer gelassen waren, zurük, um sie, wo möglich, auch auf den Berg zu führen, von wannen sie sich denn sämtlich in den Wald begeben, allda eine Hütte von Zweigen bauen und darin übernachten wollten.

Abends um acht Uhr war die Gesellschaft beisammen; und sie traten nunmehr den Weg nach dem Gehölze an. Herr Solander beschwor seine Gefährten, sich doch ja in ununterbrochener Bewegung zu erhalten, und sich des Schlafs zu erwehren, so stark die Versuchung dazu auch immer seyn mögte: denn, fügte er hinzu, wer sich niedersezt, der schläft ein, und wer einschläft, der wird nicht wieder erwachen.

Herr Banks nahm es über sich, den Nachtrab zu führen. Aber noch ehe man das Gehölz erreichen konnte, nahm die Käte dergestalt zu, daß Dr. Solander selbst die Neigung zum Schlaf, von der er kurz vorher die Andern gewarnt hatte, ganz unwiderstehlich fand. Er verlangte durchaus, daß man ihm erlauben sollte, sich niederzulegen. Vergebens ermahnte und bat ihn Hr. Banks; er sank nieder, strekte sich in den Schnee hin; und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn wachend zu erhalten.

Einer von Herrn Banks Bedienten fing an die nämliche Ermattung zu fühlen. Herr Banks schikte daher fünf Personen von der Gesellschaft voraus, um an dem ersten dem besten Orte ein

Feuer anzulegen, und er selbst blieb bei den Entkräfteten zurük.

Endlich brachte man diese wieder auf die Füße; aber es dauerte nicht lange, so betheuerten sie aufs neue, daß es ihnen, weiter zu gehen, nun schlechterdings unmöglich wäre. Alle Vorstellungen und alle Bitten waren vergebens. Weder Herr Banks, noch seine Gehülfen waren im Stande, sie fortzuschleppen; man mußte sie daher beide niedersitzen lassen. Es dauerte nicht zwei Minuten, so waren beide schon in einen Schlaf verfallen.

Unterdessen kehrten einige von dem Vortrab mit der angenehmen Nachricht zurük, daß in einer Entfernung von ein paar tausend Schritten ein Feuer angemacht wäre. Man verdoppelte darauf die Bemühung, die Schlafenden wieder zu ermuntern; und in Ansehung des Herrn Solanders kam man endlich glüklich damit zu Stande. Aber ohngeachtet derselbe erst seit fünf Minuten eingeschlafen wär, so hatte er doch schon den Gebrauch aller seiner Gliedmaaßen verloren; und seine Muskeln waren dergestalt eingeschrumpft, daß ihm die Schuhe von den Füßen fielen. Der Bediente hingegen war ganz gar nicht wieder zu ermuntern. Herr Banks ließ daher seinen andern schwarzen Bedienten, nebst einem Matrosen, welche beide am wenigsten gelitten zu haben scheinen; bei ihm zurük, und versprach diesen, sie ablösen zu lassen, sobald ein paar andere von der Gesellschaft sich ein wenig würden er-

erwärmt haben. Und so schleppte man den Doktor Solander fort, und langte endlich glüklich bei der Feuerstelle an.

Gleich darauf wurden einige Männer abgesandt, um mit Hülfe der Zurükgebliebenen den armen erstarrten Matrosen herbeizuschaffen: allein nach einer halben Stunde kamen diese zurük, und berichteten, daß sie die ganze Gegend durchsucht, aber weder den Schlafenden, noch seine beiden Gesellschafter gefunden hätten. Dies verursachte eine allgemeine Betrübniß.

Herr Banks, welcher diesem Vorfalle nachsann, vermißte eine Flasche mit Rumm, und gerieth daher auf die Vermuthung, daß die beiden zurükgelassenen Männer vielleicht versucht haben mögten, den Schlafenden damit zu ermuntern, und da sie vielleicht selbst zuviel davon getrunken, fortgetaumelt wären, ohne die ihnen versprochenen Wegweiser zu erwarten. Zu noch größerem Unglücke fing es an, immer heftiger zu schneien, und man mußte daher alle Hofnung aufgeben, die armen Verirrten jemals wieder lebendig zu sehen.

Gleichwohl hörte man zur großen Freude der ganzen Gesellschaft gegen zwölf Uhr in einiger Entfernung rufen. Man lief augenbliklich hin, und fand den Matrosen, welcher kraftlos daher schwankte und sogleich zum Feuer gebracht wurde. Herr Banks ging hierauf weiter, um auch die beiden andern aufzusuchen. Er fand sie endlich auch,

aber in dem kläglichsten Zustande. Der eine stand zwar noch auf den Füßen, er war aber unvermögend einen Schritt zu thun; der andere hingegen lag auf dem Boden und war schon so unempfindlich, wie ein Stein.

Man that was man konnte, um beide fortzuschleppen; aber die vereinigten Kräfte der ganzen Gesellschaft waren dazu nicht hinreichend. Man gab sich hierauf alle nur erſinnliche Mühe, um an dem Orte, wo sie waren, ein Feuer anzuzünden: aber auch dies konnte des gefallenen und noch immer herabfallenden dicken Schnees wegen auf keine Weise zu Stande gebracht werden. Mit wehmüthigem Bedauren sahe man sich daher in der traurigen Nothwendigkeit, diese Unglüklichen ihrem Schikſale zu überlaſſen, weil es, ohne einige Lebensgefahr, nicht möglich war, sich länger bei ihnen aufzuhalten. Man machte ihnen daher ein Lager von Zweigen, und eilte hierauf mit traurigem Herzen wieder nach dem Walde zurük. Diese Eile war um so viel nöthiger, da schon eine von denen, welche die Erſtarrten retten wollten, anfingen, gleichfalls fühllos werden, so daß man sie nur noch mit genauer Noth zum Feuer schleppen konnte.

Die ganze Nacht wurde hierauf in einem Zustande hingebracht, den das Vergangene, das Gegenwärtige und das Künftige gleich entſezlich machten. Die zwei Zurükgebliebenen mußte man für so gut, als todt halten; ein Theil der Uebrigen war krank

und

und ohnmächtig, und statt aller Lebensmittel hatte man nur einen einzigen geschossenen Geier.

Endlich brach der Tag wieder an. Rund umher war nichts, als Schnee, zu sehen. Die Kälte war noch eben so schneidend, als zuvor. Es war ihnen daher unmöglich, den Rükweg anzutreten, wenn sie sich nicht der äußersten Lebensgefahr aussetzen wollten.

Man schikte einige ab, um sich nach den im Gesträuch zurükgebliebenen Unglüklichen umzusehn. Diese kehrten aber bald mit der traurigen Bothschaft zurük, daß sie völlig todt wären.

Hunger und Entkräftung fingen nunmehr an, der ganzen Gesellschaft stark zuzusetzen. Man zog daher dem Geier die Haut ab, zerlegte ihn in zehn gleiche Theile, und Jeder röstete hierauf seinen Antheil am Feuer, so gut er konnte. Mit diesem kärglichen Frühstük mußten sie sich denn begnügen.

Gegen zehn Uhr wurde das Wetter etwas gelinder; sie machten sich daher auch gleich auf den Weg, um die Rükreise nach dem Schiffe anzutreten. Es glükte ihnen auch, sich durchzuarbeiten. Sobald sie an Bord kamen, wünschten sie einander zu ihrer Rettung Glük, mit einer Freude, die niemand fühlen kann, als wer in so verzweifelten Umständen sich jemals selbst befunden hat.

Diese Geschichte mag meinen Lesern zu einem Beweise von der fürchterlichen Strenge dieser Himmelsgegend dienen.

4.

Beschreibung der Einwohner des Feuerlandes. Fahrt von da nach der Insel Otaheite.

Die Herrn **Banks** und **Solander** ließen sich durch das ausgestandene Abentheuer nicht abschrecken; sondern stellten von Zeit zu Zeit wiederholte Streifereien ins Land an, und ihre Lieblingswissenschaft, die Naturgeschichte, durch Entdeckungen zu bereichern.

Eines Tages, da sie gehört hatten, daß in einer Entfernung von einer halben deutschen Meile ein indianisches Dorf befindlich wäre, machten sie sich auf den Weg dahin; wobei sie sich oft gefallen lassen mußten, bis ans Knie in Morast zu sinken. Sie kamen indeß glüklich zur Stelle; und als sie sich den Hütten näherten, traten ihnen zwei der Einwohner in ihrem besten Staate entgegen, und fingen, sobald sie zu ihnen herangekommen waren, aus vollem Halse an zu schreien, ohne sich dabei weder an die Fremdlinge noch an ihre Mitgefährten zu wenden, gerade so, wie der eine Indianer es einige Tage vorher am Bord des Schiffes gethan hatte. Nachdem

sie

sie eine Zeitlang also fortgeschrien hatten, führten sie ihre Gäste nach den Hütten.

Diese lagen auf einer dürren Anhöhe, die mit Gehölz bewachsen war. Es waren deren ohngefähr fünfzehn, alle von den rohesten und einfachsten Bauart, die man sich nur denken kann. Es waren nämlich bloß einige wenige Stangen, welche sie dergestalt in die Erde gesteckt hatten, daß sie sich gegen einander neigten, oben zusammen liefen und eine kegelförmige Gestalt ausmachten. Auf der Windseite waren sie mit einigen wenigen Zweigen und mit etwas Gras gedekt; auf der entgegengesezten Seite war ein Theil der Hütte offen gelassen; und diese Oefnung diente sowol zur Thüre, als auch zum Feuerheerde.

Von Hausgeräthschaft war hier nichts zu sehen. Ein wenig Gras, welches rings um die innere Seite der Hütte lag, diente ihnen statt der Stühle und Betten. Außerdem bestand der ganze Reichthum einer solchen Hütte in einem Handkorbe, einem Ranzen, und in der Blase irgend eines Thiers, derer sie sich statt eines Wassergefäßes bedienten. Man muß freilich gestehn, daß das nicht viel ist; aber da die Besitzer desselben nichts, als nur dieses nöthig haben, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen und vergnügt zu seyn: so darf man wol behaupten, daß sie reicher, als unsere reichsten Wollüstlinge sind, welche bei allen ihren Schätzen und Kostbarkeiten doch immer mehr Wünsche und Begierden haben, als sie damit zu stillen vermögen.

Die Einwohner dieses indianischen Dorfs machten einen kleinen Stamm aus, der, alles zusammengerechnet, Männer und Weiber, jung und alt, nicht über fünfzig Personen stark war. Der Farbe nach sahen sie aus, wie Eisenrost mit Oel vermischt; ihr Haar war lang und schwarz, und ihre ganze Kleidung bestand aus dem Felle eines Guanicoes*) oder aus der Haut eines Seekalbes, welche sie ohne alle Zubereitung, und so, wie sie von des Thieres Rücken kommt, über die Schultern werfen. Ein Stük von einer solchen Haut ziehen sie über die Füße, und schnüren es alsdann, gleich einem Beutel, um die Knöchel herum fest zusammen. Ein anderes Stük dient den Weibern zu einer Schürze. Alle übrigen Theile ihres Körpers werden bloß gelassen.

Die Männer unter ihnen waren groß und vierschrötig, die Weiber hingegen viel kleiner. So armselig und dürftig diese Leute übrigens sind, so lieben sie doch den Putz so gut, als wir, nur daß ihr Geschmak in der Art sich auszuputzen von dem unsrigen abgeht. Ihnen scheint nichts mehr zu kleiden, als das Bemahlen des Angesichts mit allerhand Figuren. Die Gegend um die Augen war fast durchgängig weiß gelassen; aber der ganze übrige Theil des Gesichts mit senkrechten, roten und schwarzen Streifen geziert. Allein die Gestalt dieser Streifen war bei Jedem anders, so daß kaum zwei derselben ein-

*) Siehe den dritten Theil.

einander völlig ähnlich waren. Es scheint auch, daß sie bei gewissen besondern Gelegenheiten noch mehr sorgfalt auf diese Zierathen wenden und dieselben reichlicher anbringen. Denn die beiden Junker, welche den Herrn Banks und Solander entgegen gingen, waren hin und her, fast über den ganzen Körper mit schwarzen Streifen bemahlt, so daß sie ein recht stattliches Ansehn hatten.

Sowol Männer als Weiber trugen Armbänder, so gut sie dergleichen aus kleinen Muscheln oder Knochen hatten verfertigen können; die Weiber an dem Gelenke der Hand und an den Knöcheln, die Männer aber bloß an dem ersteren. Damit indessen auch sie in Ermangelung der Fußzierathen, nicht weniger geputzt wären, als die Weiber: so trugen sie noch eine Art von Kopfbinde, die das Ansehen hatte, als wenn sie aus gesponnener brauner Wolle bestünde. Alles, was roth war, gefiel ihnen ganz vorzüglich: und Glaskorallen waren ihnen lieber als Messer und Beile. Dieser lezte Zug ist denn wol unter allen der stärkste und auffallendste Beweis ihrer ausnehmenden Dummheit; und zeigt, daß sie weiter nichts als große Kinder sind.

Ihre Sprache wird durch die Gurgel geredet. Manche von ihren Wörten klingen daher gerade so, als der Laut, den wir von uns zu geben pflegen, wenn uns etwas in der Kehle stekt, daß wir gern herausbringen mögten. Herr Banks merkte sich davon zwei, die, seiner Meinung nach, Glaskorallen und Wasser bei ihnen bedeuten. Denn so oft sie

jene verlangten, sagten sie halleca, und als man sie durch Zeichen fragte, wo Wasser zu finden wäre: so thaten sie, als ob sie tränken, wiesen hernach sowol auf die Wassergefäße, als auch auf den Ort, wo es Wasser gab, und riefen: Oodâ!

So viel man bemerken konnte, haben sie wol keine andere Art von Speise als Schaalenfische. Denn ob es gleich nahe am Strande Seekälber gab, so schienen sie doch kein Werkzeug zu haben, um sie zu fangen. Das Einsammeln der Muscheln scheint das Geschäft ihrer Weiber zu seyn. Denn so oft die Ebbezeit eintrat, sahe man diese am Strande, und zwar mit einem Korbe in der einen Hand, mit einem zugespizten und mit Widerhaken versehenen Stecken in der andern und mit einem Ranzen auf dem Rücken. Vermittelst des Steckens stoßen sie die Muscheln und andere Schaalenfische, die an Felsen kleben, ab, ziehen sie mit dem Haken nach sich! werfen sie in den Handkorb, und leeren diesen, so oft er voll ist, in den Ranzen aus.

Die Waffen der Männer bestanden aus Bogen und Pfeilen. Diese waren fast das Einzige, dessen Verfertigung Aemsigkeit und einige Erfindungskraft verrieth. Der Bogen war nicht ungeschikt gemacht, und die Pfeile waren zierlicher, als man sie aus der Hand solcher rohen Menschen erwarten sollte. Sie waren von Holz, aber sehr glatt polirt, und die Spitze, welche aus Glas oder Feuersteinen bestand, war mit bewundernswürdiger Geschiklichkeit ausgearbeitet und an das Holz befestiget.

Bei dem Worte **Glas** wird dem jungen Leser die Frage auf den Lippen schweben: wie diese rohen Naturmenschen dergleichen bekommen konnten? Dieselbe Frage findet auch in Ansehung einiger andern europäischen Sachen Statt, die man bei ihnen bemerkte, und sie unmöglich selbst verfertigen konnten, wozu z. B. Knöpfe, Ringe, Tuch und Zwillig gehörten. Unsere Reisenden schlossen daraus, daß diese Leute bisweilen gen Norden hin wandern müßten, wo sie dergleichen an der **magellanischen Straße** von europäischen Schiffen bekommen konnten; ich hingegen bin geneigt zu glauben, daß Menschen, die so ganz und gar keine andere Bedürfnisse zu haben schienen, als welche sie in der Gegend, wo man sie fand, befriedigen konnten, wol nicht leicht auf den Einfall gerathen können, weite Reisen vorzunehmen. Mir ist es daher wahrscheinlicher, daß die europäischen Waaren, die man bei ihnen fand, sich von dem französischen Schiffe des Herrn **Bougainville** herschreiben mogten, welches ein Jahr vorher an der nämlichen Seite des Feuerlandes vor Anker lag.

Bougainville erzählt nämlich ausdrüklich, daß er den Eingebohrnen, unter verschiedenen andern Sachen, aus Glas hinterlassen habe. Er theilt bei dieser Gelegenheit eine Anekdote von seinem Schifspriester und einem indianischen Knaben mit, die uns zweifeln läßt, wer von beiden der größte Dummkopf gewesen sey, der indianische Knabe oder der europäische Priester? Die Anekdote ist folgende.

Der Knabe, welcher noch niemals Glas gesehen hatte, glaubte, daß es etwas Genießbares wäre, schlukte ein abgebissenes Stük davon hinunter und mußte darüber unter den heftigsten Schmerzen den Geist aufgeben. Indeß nun der arme Junge unter Convulsionen zappelte, eilte der Priester, ihm so geschwind und so unmerklich als möglich die christliche Taufe anzubringen, so daß die Umstehenden es kaum gewahr wurden, was er vornahm. Und so hofte er die Seele des kleinen Heiden den Krallen des Teufels glüklich entrissen zu haben. Was doch für Begriffe dieser Mann sich von Gott und von der Taufe machen mußte!

Diese Leute wußten, dem Ansehen nach: nichts von Oberherrschaft und Unterwürfigkeit; sondern es schien eine völlige Gleichheit unter ihnen zu herrschen: dennoch glaubte man zu bemerken, daß sie in der vollkommensten Eintracht und Freundschaft mit einander lebten. Ihr gänzlicher Mangel an andern Begierden, außer solchen, die sie leicht und ohne jemandes Schaden zu befriedigen wissen, macht dies begreiflich, was bei Menschen, die so viele und vielerlei Bedürfnisse haben, als wir, für ein Wunder gelten könnte.

Im Ganzen betrachtet, schienen sie übrigens nicht nur die armseligsten, sondern auch die dümmsten von allen menschlichen Wesen zu seyn. Aber so entblößt sie auch von allen Bequemlichkeiten und von allen feineren Vergnügungen des Lebens waren; so rauh und gräulich das Land und das Klima

ist,

ist, worin sie leben, und so wenig sie die Mittel, sich gegen die Strenge der Witterung unter einem so unfreundlichen Himmel zu verwahren, kennen und besitzen: so waren sie doch sehr vergnügt. Sie schienen weiter nichts zu wünschen, als was sie besaßen; sogar vor allem, was man ihnen anbot, gefiel ihnen, dem Ansehen nach, nichts, als ein elender Schmuk, dessen sie gerade am ersten hätten entbehren können, nämlich Glaskorallen.

Es ist merkwürdig, daß die hiesigen Hunde bellen, welches sonst diejenigen, welche von amerikanischer Zucht sind, niemals thun. Außer diesen Hunden, kam unsern Reisenden kein anderes vierfüßiges Thier zu Gesicht, als Seekälber und Seelöwen. Ihre Erndte an unbekannten Pflanzen hingegen war desto größer. —

Nachdem man hier einen Vorrath von Holz und Wasser eingenommen hatte, so ging man wieder unter Segel, und steuerte um das sogenannte **Cap Horn** herum, welches bekanntlich die äußerste südliche Spitze des Feuerlandes ist. Seinen Namen hat dieses Vorgebirge von einem holländischen Seefahrer **le Maire** erhalten, welcher aus der Stadt **Horn** gebürtig war. Nach eben demselben wird auch die Straße zwischen dem **Staatenlande** und dem **Feuerlande** die **Straße le Maire** genannt, weil er der erste war, der im Jahr 1616 hindurch fuhr und das Feuerland umsegelte.

des Schifs. Als man ihn nach einer Weile suchte, fand man, daß er — sich über Bord gestürzt habe! Und nun erst wurde die Sache dem Capitain gemeldet.

Ich sagte, daß die Geschichte von diesem unglüklichen Vorfalle für meine jungen Leser lehrreich werden könnte; und wodurch denn das? Dadurch, daß sie daraus lernen können, wie viel Ursache man habe, des zarten Ehrgefühls eines edlen und ehrliebenden Menschen zu schonen; weil auf ein solches Gemüth nichts empfindlicher und schmerzhafter wirkt, als wenn man es durch Verachtung kränkt. Jedes dahin abzielende Wort ist für Seelen dieser Art ein scharfer Dolchstich, der sie bis in ihr Innerstes verwundet, der sie oft auf lange Zeit unglüklich und elend macht, ja, der sie oft in gänzliche Verzweiflung stürzt. Viele, vielleicht die meisten Selbstmörder hatten zu der schwarzen That, wodurch sie sich ihr Leben raubten, keine andere Veranlassung, als diese. Seyd also behutsam, ihr Lieben! und hütet euch, einen ehrliebenden Menschen durch Spott oder Beschimpfung zu kränken. Denn was für peinigende Gewissensbisse würdet ihr empfunden haben, wäret ihr einer von denen gewesen, die den jungen Soldaten durch die ihm bewiesene Verachtung dahin brachten, daß er zum Mörder an sich selbst wurde! Sucht euch diese Vorstellung ein wenig lebhaft und geläufig zu machen, damit sie zu rechter Zeit in euer Gedächtniß zurükkehre und euch warne, wenn Leichtsinn oder Affekt euch jemals in Gefahr bringen sollten, euer Gewissen mit einer so schweren Verschuldung zu beladen. —

Der Verluſt des jungen Soldaten wurde um ſo mehr bedauert, da er ſich ſonſt immer ungemein ruhig und ordentlich betragen hatte, und weil ſeine Verzweiflung ſelbſt ein Beweis eines edlen Gemüths war, dem Beſchimpfung unter allen Leiden das unerträglichſte iſt.

Erſt am 4ten März, alſo ohngefähr ſechs Wochen nach der Abfahrt aus der Meerenge le Maire, bekam man zum erſtenmale wieder Land zu Geſicht. Man befand ſich damals unter dem 19ten Grade ſüdlicher Breite. Es war eine Inſel von eiförmiger Geſtalt, in deren Mitte ſich eine ſo genannte Lagune, das iſt, ein See von Salzwaſſer, befand, der ungleich größer war, als das Land, welches ihn einſchloß.

Man lief gegen die Nordſeite der Inſel hin, fand aber nirgends einen Ankergrund. Die ganze Inſel war mit Bäumen bewachſen, worunter man Kokos- und Palmbäume unterſchied. Unſere Reiſenden ſahen verſchiedene von den Eingebohrnen am Strande, und zählten deren bis auf vier und zwanzig. Sie ſchienen groß zu ſeyn und ungemein dicke Köpfe zu haben; vielleicht aber hatten ſie etwas, das man nicht unterſcheiden konnte, um dieſelben gewickelt. Sie waren übrigens kupferfarbig und hatten langes ſchwarzes Haar. Einige von ihnen gingen dem Schiffe gegenüber längſt dem Strande hin, und trugen Spieße oder Stangen in den Händen, die zweimal ſo hoch als ſie ſelber waren. So lange ſie ſo am Strande gingen, ſchienen ſie nakt zu ſeyn; ſobald aber das Schiff vorbeigeſegelt war,

gingen sie hinweg und kleideten sich in etwas, das ihnen ein weißeres Ansehn gab, als sie von Natur hatten. Ihre Wohnungen lagen im Schatten einiger Palmbäume auf einer Anhöhe. Unsern Reisenden, die seit langer Zeit, außer den öden Bergen des Feuerlandes, nichts als Himmel und Wasser gesehen hatten, schienen diese Haine ein irdisches Paradies zu seyn. Man gab diesem Eilande den Namen der **Lagunen-Insel**; unter welchem Namen sie denn auch auf unserer Charte steht.

Man entdekte nach und nach noch vier andere Inseln, wobei man aber eben so wenig sich verweilen konnte. Man nannte sie **Thrumb-Cap**, die **Bogen-Insel**, die **Gruppen-** und die **Vögel-Insel**. Diese Namen führe ich hier bloß deswegen an, damit meine Leser dem Laufe des Schiffes um so viel leichter auf der Charte folgen können.

Am 10ten April bekam man die vom Capitain **Wallis** bereits entdekte und benahmte **Osnabrük-Insel** zu Gesicht. Aber auch bei dieser segelte man vorüber, weil man eilte, den eigentlichen Bestimmungsort des Schiffes, die Insel **Otaheite** zu erreichen, in deren Nähe man sich jezt befand.

Es war Nachmittags den 10ten April, als einige von der Schifsgesellschaft, die nach dieser Insel aussahen, in demjenigen Theile des Gesichtskreises, wo sie zum Vorschein kommen mußte, Land zu bemerken glaubten. Es wurde indeß Abend, ohne, daß man mit Gewißheit entscheiden konnte, ob sie

recht

recht gesehen hatten, oder nicht. Allein mit Anbruch des folgenden Morgens lag die Insel unverkennbar da; und ihr Anblik verursachte der ganzen Schifsgesellschaft, die sich sehr darnach gesehnt hatte, ausnehmend große Freude.

§.

Ankunft zu Otaheite, vom Capitain Wallis die Georgien-Insel genannt. Landung. Gütiger Empfang. Trauriger Vorfall auf dem Lande.

Als man am folgenden Tage der Insel nahe genug kam, um von den Eingebohrnen bemerkt zu werden: stießen verschiedene Kähne vom Strande ab, und liefen auf das Schiff zu. Man lud die darauf befindlichen Indianer durch Zeichen ein, an Bord zu kommen; aber umsonst; Einige derselben kamen zwar in ihren Kähnen bis dicht ans Schiff, aber hinaufsteigen wollten sie nicht. In jedem Kahne hatten sie junge Plantanen und Zweige von einem andern Baume, den die Indianer E'Midho nennen. Diese waren, wie man in der Folge erfuhr, Sinnbilder des Friedens; und als solche wurden sie an der Seite des Schifs von den Indianern herauf gereicht, wobei sie zugleich einige Zeichen machten, die man anfangs nicht verstand. Endlich errieth man ihr Verlangen; sie wollten, daß diese Friedens-

zeichen an irgend einem Orte des Schifs aufgesteckt werden mögten, damit sie frei und öffentlich gesehen werden könnten. Man willfohrte ihnen hierin gern; und sie bezeugten insgesammt das gröſte Vergnügen darüber. Hierauf kaufte man ihnen ihre Ladungen ab, die aus Kokosnüssen und mancherlei andern Früchten bestanden, welche für unsere Seefahrer ein groſes Labsal waren.

Während der einfallenden Nacht steuerte man allmählig näher an die Küste hin; und am folgenden Morgen kam man in einer Bai, an der Nordseite der Insel, glüklich vor Anker.

Alsobald umringten die Eingebohrnen das Schiff mit ihren Kähnen, und brachten Früchte und kleine Fische, die sie für indianisches Geld, das ist, für Glaskorallen, verhandelten. Sie hatten auch ein junges Schwein bei sich; aber dieses wollten sie für nichts geringeres, als für ein Beil verkaufen. Allein die Engländer weigerten sich aus guten Gründen, es dafür einzutauschen, weil sie besorgten, daß sie nachher immer Beile würden geben müßen, so oft sie Schweine haben wollten, welches ihren Vorrath leicht hätte erschöpfen können.

Unter den Früchten, welche man ihnen brachte, war auch die sogenannte **Brodfrucht**. Diese wächst auf einem Baume, die ohngefähr so groß ist, als eine mittelmäßige Eiche. Die Blätter desselben sind oft anderthalb Fuß lang, von länglichter Gestalt, mit tiefen Krümmungen, wie die Feigen-

genblätter, versehn. Die Frucht ist so groß, als der Kopf eines Kindes und beinahe eben so gestaltet. Ihre Aussenseite ist nezförmig, die Haut dünn. Zwischen dieser Haut und einem inwendigen kleinen Kern, liegt das Fleisch oder der eßbare Theil dieser Frucht, welcher schneeweiß und so locker wie frisch gebackenes Brod ist. Man genießt aber diese Substanz nicht roh, sondern röstet sie erst am Feuer, nachdem man sie zu diesem Behuf in drei oder vier Theile zerschnitten hat. Dann schmekt sie ohngefähr wie die Krume eines mit Kartoffelmehl vermischten Waizenbrodts.

Von hier an, wo die Auftritte interessanter und die Beobachtungen unserer Reisenden immer wichtiger werden, will ich den Anführer derselben, den unsterblichen **Cook**, selbst erzählen lassen, und ihm von Zeit zu Zeit nur da in die Rede fallen, wo ich für meine jungen Leser ein Wort hinzuzufügen haben werde.

Unter denen, welche bei uns an Bord kamen, befand sich auch ein ältlicher Mann, der, wie wir nachher erfuhren, **Owhah** hieß. Der Lieutenant **Gore** und Andere, welche mit dem Capitain **Wallis** hier gewesen waren, erkannten ihn augenblicklich für denjenigen wieder, der ihnen damals viel nüzliche Dienste erwiesen hatte, und dessen in der Beschreibung jener Reise häufig Erwähnung geschehen ist. Ich suchte daher, ihm durch allerhand kleine Geschenke Vergnügen zu machen, um uns seiner

Freundschaft und Dienstleistungen auch für diesmal zu versichern.

Da zu vermuthen stand, daß wir uns eine ziemlich lange Zeit allhier aufhalten würden; so mußte ich nothwendig darauf bedacht seyn, jeder übeln Bewegung der Eingebohrnen vorzubauen, und zugleich zu verhüten, daß diejenigen Dinge, deren wir uns hier statt des Geldes zum Einkauf der benöthigten Lebensmittel bedienen mußten, nicht durch zu reichliches oder unordentliches Ausgeben, am Werthe fallen mögten. Ich sezte daher folgende Regeln deren Beobachtung ich allen unsern Leuten, bei schwerer Strafe einschärfen ließ:

1) Jederman soll den Eingebohrnen mit der größten Leutseligkeit begegnen, und durch alle rechtmäßige Mittel sich bestreben, ihre Freundschaft zu erwerben und zu erhalten.

2) Nur einige dazu ernannte Personen sollen den Einkauf besorgen, und außer diesen soll niemand, wer er auch seyn mag, mit den Eingebohrnen Handel treiben.

3) Ein Jeder; dem am Lande irgend ein Dienst anvertrauet werden wird, soll denselben mit der strengsten Aufmerksamkeit verrichten, und wofern er nachläßiger Weise irgend etwas von seiner Bewafnung verliert oder sich stehlen läßt, so soll er nicht nur den Werth desselben an seiner Löhnung einbüßen, sondern auch noch über dem verhältnißmäßig bestraft werden.

4. Eben

4) Eben so soll es auch mit denen gehalten werden, welche überwiesen werden können, daß sie sich irgend etwas von den Schifsvorräthen zugeeignet und unerlaubten Handel damit getrieben haben.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, ging ich mit den Herrn **Banks** und **Solander**, einer Parthei bewafneter Mannschaft und unserm Freunde **Owhah** ans Land. Einige hundert Eingebohrne empfingen uns beim Aussteigen; ihre Blicke waren bewillkommend, ihr Anstand und ihr ganzes Betragen ungemein ehrerbietig. Der erste, welcher sich uns zu nähern wagte, kroch beinahe auf Händen und Füßen heran. Er überreichte uns das bei ihnen gebräuchliche Friedenszeichen, einen grünen Zweig; und wir nahmen denselben mit freundlicher und vergnügter Miene an. Da wir bemerkten, daß jeder der Anwesenden einen solchen Zweig in der Hand hielt, so pflükte auch jeder von uns einen solchen ab, und trug denselben auf die nämliche Art.

Sie begleiteten uns hierauf nach dem Platze, wo der **Delphin** sein Wasser eingenommen hatte. Auf dem Wege dahin, machten sie an einer gewissen Stelle halt, rauften alles auf dem Boden befindliche Gras aus, und die Vornehmsten unter ihnen warfen sodann ihre grünen Zweige auf diese nakte Stelle hin. Sie winkten uns, daß wir es mit den unsrigen eben so machen mögten; und wir willfahrten ihnen sogleich. Um die Ceremonie desto feierlicher zu machen, ließ ich die Seesoldaten sich in Ordnung

stellen und aufmarschiren, wobei jeder seinen Zweig auf die beschriebene Stelle werfen mußte. Wir andern machten es denn eben so.

Wir gelangten an die Wasserstelle, und die guten Leute gaben uns zu verstehn, daß wir dieselbe einnehmen mögten. Wir fanden aber, daß dieser Ort für unsere Absichten nicht wohl taugt. Man führte uns also weiter; und die Indianer fingen nach und nach an, etwas vertraulicher zu werden. Wir schenkten ihnen, um ihnen noch mehr Zutrauen und Freundschaft einzuflößen, Glaskorallen, nebst andern dergleichen Kleinigkeiten, worüber sie viel Vergnügen an den Tag legten.

Der Weg, den man uns führte, ging durch anmuthige Lustwälder von Bäumen, die mit Kokosnüssen und Brodfrucht beladen waren. Unter diesen Bäumen lagen die Wohnungen der Eingebohrnen zerstreut umher, und sie bestanden mehrentheils aus einem bloßen Dache von Seitenwände. Wir glaubten in Arkadien zu seyn.

Diejenigen unter uns, welche schon mit dem Capitain Wallis hier gewesen waren, bemerkten unter allen den Leuten, die sich um uns her versammlet hatten, keine einzige Standesperson. Auch bemerkten wir in dieser ganzen Gegend zu unserm Leidwesen nicht mehr als zwei Schweine, und nicht ein einziges Stük Federvieh. Wir kamen an den Ort, wo ehemals das Gebäude gestanden hatte, welches sie den Pallaß der Königin nannten; allein

es

es war verschwunden. Man vermuthete hieraus; daß die Oberhäupter der Nation nach irgend einer andern Gegend gezogen seyn müßten; und es ward beschlossen, sie am folgenden Tage aufzusuchen.

Ehe wir aber am andern Morgen unsere Wanderschaft antreten konnten, waren schon verschiedene Kähne zu uns herangekommen. Zwei davon waren voller Leute, die, ihrer Kleidung und ihrem Betragen nach, wichtige Personen sein mußten. Zwei derselben kamen an Bord, und jeder von ihnen wählte sich unter uns einen Freund. Der eine, der, wie wir erfuhren, Mataha hieß, wählte Herrn Banks, der andre mich. Die Ceremonie bestand darin, daß sie einen großen Theil ihrer Kleider auszogen und uns anlegten; wogegen wir hinwiederum jeden von ihnen ein Beil und einige Glaskorallen schenkten.

Nachdem das Freundschaftsbündniß solcher Gestalt geschlossen war, so luden sie uns durch Zeichen nach ihren Wohnungen ein, und wiesen dabei nach Südwesten. Da ich nun ohnedem einen bequemern Hafen zu finden wünschte; so willigte ich ein. Ich ließ also zwei Böte ausheben, und ging mit den Herrn Banks und Solander, nebst verschiedenen Andern, an Bord derselben, um unter Anführung unserer indianischen Freunde die Reise anzutreten.

Nachdem wir ohngefähr eine Seemeile weit gerudert waren, winkten sie uns, daß wir ans Land

gehen sollten, und gaben uns zu verstehen, daß dies der Ort ihres Aufenthalts wäre. Wir stiegen also aus, und der Zulauf des Volks war so groß, daß wir uns bald von etlichen Personen ganz umringt sahen.

Man führte uns in ein Haus, welches viel größer war, als alle, die wir bis dahin gesehen hatten. Beim Eintritt in dasselbe erblikten wir einen Mann von mittlerem Alter, der, wie wir nachmals erfuhren, Tootahah hieß. Man breitete sogleich Matten für uns aus, und ersuchte uns, ihm gegen über Plaz zu nehmen.

Die Unterhaltung fing hierauf damit an, daß Tootahah einen Hahn und eine Henne bringen ließ, die er Herrn Banks und mir überreichte. Auf dieses Geschenk folgte ein anderes, welches in einem Stücke Tuch bestand, dessen Verfertigung weiter unten beschrieben werden soll. Es war mit etwas Wohlriechendem zugerichtet, welches ganz angenehm duftete. Die Eingebohrnen schienen auf diesen Umstand einen großen Werth zu legen, und sie gaben sich viel Mühe, uns aufmerksam darauf zu machen. Dasjenige Stük, welches Herr Banks erhielt, war 33 Fuß lang und 6 Fuß breit. Er erwiederte dieses Geschenk mit einem seidenen Halstuche, welches er damals eben trug, und mit einem leinenen Schnupftuche. Tootahah legte diesen neuen Staat sogleich mit einer höchstvergnügten und selbstgefälligen Miene an; und es herrschte nunmehr eine völlige Zutraulichkeit zwischen den Eingebohrnen und uns.

Nach-

Nachdem wir in Gesellschaft verschiedener indianischen Damen einige andere Wohnungen besehen hatten, beurlaubten wir uns bei unserm guten Freunde und gingen weiter längst der Küste hin. Wir waren kaum eine Viertelstunde gegangen, so begegnete uns, an der Spitze einer großen Menge Leute, ein anderer Anführer, Namens **Tubourai Tamaide**, mit dem wir denn ebenfalls erst einen Friedensvertrag zu bestätigen hatten. Die Ceremonie einer solchen Bestätigung war uns nun schon besser bekannt. Sie besteht nämlich darin, daß man sich gegenseitig einen grünen Zweig überreicht, hierauf die rechte Hand auf die linke Brust legt und das Wort **Tajo** ausspricht, welches, wie wir vermutheten, **Freund** bedeutet. Der Anführer gab uns hierauf zu verstehen, daß, wenn uns etwa zu essen beliebte, alles in Bereitschaft wäre. Wir nahmen sein Anerbieten an, und ließen uns eine nach der Landesart zubereitete Mahlzeit von Fischen, Brodfrucht, Kokosnüssen und Plantanen, herzlich wohl schmecken. Die Indianer aßen einige Fische zur Abwechselung roh, und nöthigten uns auch dazu; allein für dieses Gericht bedankten wir uns doch.

Die Gesellschaft wurde während der Mahlzeit sehr vertraut und heiter; aber ein unangenehmer Vorfall unterbrach unser Vergnügen plözlich. Dr. **Solander** nämlich und Herr **Monkhouse** beschwerten sich, daß man ihnen die Taschen ausgeleert hätte. Ersterem war ein kleines Taschen-Per-

spek-

spektiv, lezterem eine Schnupftabaksdose gestohlen worden. Man beschwerte sich darüber bei dem Oberhaupte; und da man nicht gleich Anstalt zur Zurükgabe des Gestohlenen machte, sprang Herr Banks hurtig auf, ergriff seine Büchse und stampfte mit derselben gegen den Boden. Diese Drohung jagte der ganzen indianischen Gesellschaft ein solches Schrecken ein, daß alle in der äußersten Bestürzung zum Hause hinaus rannten, ausgenommen das Oberhaupt, drei Frauenspersonen und noch ein paar andere, die, ihrer Kleidung nach, gleichfalls Standespersonen zu seyn schienen.

Das Oberhaupt nahm, mit allen Aeußerungen von Bestürzung und Betrübniß, Herrn Banks bei der Hand, und führte ihn zu einem großen Vorrathe von hiesigen Landestüchern hin, die am Ende des Hauses lagen. Hier bot er ihm ein Stük nach dem andern an, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er so viel, als ihm davon beliebte, oder auch alles nehmen mögte, um den erlittenen Verlust dadurch zu ersetzen. Allein Herr Banks legte alles auf die Seite, und gab ihm zu verstehen, daß er nichts als das verlange, was seinen Gefährten diebischer Weise entwendet worden wäre.

Hierauf ging Tubourai Tamaide in aller Eile fort, ließ seine Gemahlin bei Herrn Banks zurük, und gab ihm zu verstehen, daß er nur so lange Gedult haben mögte, bis er selbst wieder zurük käme. Man sezte sich also wieder nieder. Nach einer halben

den Stunde kam Tubourai Tamaide zurük. Er hatte die Dose und das Futteral des kleinen Perspektivs in der Hand, und indem er beides überreichte, blizte die Freude aus seinen Augen mit einer Stärke des Ausdruks, welche dieses Volk vor allen andern voraus hat.

Man öfnete das Futteral; ein neues Misgeschik! Es war leer. Kaum ward der ehrliche Tubourai Tamaide dies gewahr: so veränderte sich seine Miene im Augenblik. Er nahm Herrn Banks bei der Hand, rannte mit ihm, ohne ein Wort zu sagen, zum Hause hinaus, und führte ihn mit schnellen Schritten längst der Küste hin. Als sie ohngefähr eine Viertelstunde weit gegangen waren, begegnete ihm eine Frauensperson, und gab ihm ein Stük Tuch. Er nahm es ihr ab, und sezte mit demselben in der Hand seinen Lauf eiligst fort.

Doktor Solander und Herr Monkhouse waren ihnen gefolgt, und sie kamen nunmehr sämmtlich bei einem Hause an, in welchem sie von einer Frauensperson empfangen wurden. Dieser gab Tubourai das Stük Tuch, und winkte den drei Herrn, daß sie ihr einige Glaskorallen schenken mögten. Dies geschahe. Sobald das Tuch und die Korallen hingelegt waren, ging die Frauensperson fort, kehrte aber nach einer halben Stunde mit dem kleinen Perspektiv zurük, und drükte ihre Freude darüber mit eben der Stärke von Empfindung aus, als vorher Tubourai. Hierauf gab man den

den Herrn die vorher verlangten Glaskorallen wieder, und betheuerte, daß man sie nicht annehmen könnte. Mit eben so viel Eifer wurde auch Herrn Solander das Stük Tuch, als eine Genugthuung für das erlittene Unrecht aufgedrungen. Dieser bestand dagegen seiner Seits darauf, daß die Frauensperson ein Geschenk an Glaskorallen von ihm annehmen mußte; und so war dieser verdrießliche Handel glüklich abgethan.

Was für Mittel nun das Oberhaupt angewandt haben mogte, um den Dieb sogleich ausfindig zu machen, und die Zurükgabe der entwandten Sachen zu bewerkstelligen, blieb uns ein Geheimniß; aber jeder von uns gestand, daß diese schleunige Wiederherstellung der besten Polizeianstalt in einem europäischen Staate Ehre gemacht haben würde. — Des Abends um sechs Uhr kehrten wir wieder nach dem Schiffe zurük.

Am folgenden Morgen kamen verschiedene von den Oberhäuptern, die wir besucht hatten, an Bord, und brachten Schweine, Brodfrucht, und andere Erfrischungen mit, wofür wir ihnen Beile, Leinewand und andere Dinge gaben, je nachdem ihnen dergleichen am angenehmsten zu seyn schienen.

Da ich auf meiner gestrigen Spazierreise nach Westen hin, keinen bequemern Hafen gefunden hatte, als derjenige war, worin wir lagen: so nahm ich mir vor, ans Land zu gehen, und einen Plaz auszusuchen, den die Kanonen des Schiffes bestreichen

chen könnten. Da wollt ich denn ein kleines Fort zu unserer Sicherheit aufwerfen und die nöthigen Anstalten zu der astronomischen Beobachtung machen lassen.

Ich nahm also eine Parthei von meinen Leuten mit, und ging in Begleitung der Herren **Banks** **Solander** und **Green**, ohne Verzug ans Land.

Wir waren über die Wahl des Platzes bald einig, steckten den Grund, den wir besetzen wollten, ab, und schlugen alsdann ein dem Herrn **Banks** zugehöriges kleines Gezelt daselbst auf. Es war um diese Zeit eine große Menge Indianer um uns her versammlet; vermuthlich bloß aus Neugier, denn keiner von ihnen war mit irgend einem Gewehr versehen. Aus Vorsicht gab ich ihnen indeß zu verstehen, daß keiner die von mir gezogene Linie überschreiten sollte, ausgenommen zwei, wovon der eine ein vornehmer Mann zu seyn schien, der andere aber unser guter Freund **Owhah** war. Wir hatten das Vergnügen zu sehen, daß dieses Verbot keine Unzufriedenheit erregte. Alle führten sich ungemein ehrerbietig und ruhig auf; sezten sich außerhalb des Kreises nieder, und sahen uns zu, ohne uns im geringsten zu stöhren, ob es gleich länger als zwei Stunden dauerte, ehe wir mit der Arbeit fertig wurden.

Da wir vermutheten, daß die Bewohner dieses Theils der Insel ihre Schweine und ihr Federvieh bei unserer Ankunft weiter ins Land hineingetrieben hät-

hätten: so bekamen wir Lust, eine Streiferei durch die Waldung vorzunehmen, um zu versuchen, ob wir sie daselbst vielleicht vorfinden würden. Zwar lag uns Owhah dringend an, daß wir das nicht thun mögten; aber da unsere Vermuthung dadurch nur bestätiget wurde: so glaubten wir, uns an seine Abmahnungen nicht kehren zu müßen, und traten den Weg dahin an. Zur Bewachung des Gezeltes ließ ich einen Unterofficier und dreizehn Seesoldaten zurük.

Als wir nun, nach angetretenem Marsche über einen kleinen Fluß gingen, ließen sich einige Enten sehn. Herr Banks that einen Schuß darunter, und traf drei Stük derselben. Dies jagte den uns begleitenden Eingebohrnen einen solchen Schrecken ein, daß die meisten von ihnen zu Boden stürzten, als wenn sie selbst getroffen wären. Sie erholten sich indeß bald wieder von ihrer Bestürzung; und wir sezten unsern Weg fort.

Wir waren indeß noch nicht weit gekommen, als wir selbst über den Knall einiger Musketenschüsse erschraken, die in der Gegend des Gezeltes zu fallen schienen. Wir gingen damals ziemlich einzeln, der eine hier der andere da; aber Owhah rief uns augenbliklich zusammen, und winkte mit der Hand, daß alle Indianer, die uns folgten, sich hinwegbegeben sollten, bis auf drei. Von diesen brach gleich jeder vom nächsten Baume einen Zweig ab, und überreichte uns denselben zum Zeichen des Friedens

dens auf ihrer Seite und vermuthlich auch, um uns zu bitten, daß wir solchen unserer Seits gleichfalls halten mögten. Wir hatten leider! nur zu viel Ursache zu besorgen, daß sich irgend ein Unheil zugetragen haben mögte; wir eilten also so schnell, wie möglich, nach dem Zelte zurük.

Als wir bei demselben anlangten, fanden wir von der Menge der Eingebohrnen, die wir daselbst zurükgelassen hätten, nicht einen einzigen mehr; und unsere Leute erzählten uns folgenden eben so verdrießlichen als traurigen Vorfall. Einer der Indianer hatte unversehens die Schildwache überrascht und ihr das Gewehr aus den Händen gerissen. Der kommandirende Unterofficier hatte hierauf — sey's aus Besorgniß größerer Gewaltthätigkeiten, oder aus muthwilligem Misbrauch seiner vor kurzen erst erlangten Gewalt und aus Mangel an menschlichem Gefühl — sogleich befohlen, Feuer zu geben; und sein unmenschlicher Befehl wurde von der Mannschaft leider! nur gar zu pünktlich befolgt. Sie feuerte unter den dikſten Haufen der fliehenden Menge, die aus mehr als hundert Menschen bestand. Selbst hiemit begnügten sie sich noch nicht; sondern als sie sahen, daß der Dieb noch nicht getroffen war, so verfolgten sie ihn besonders, und schossen ihn auf der Stelle nieder.

Wir empfanden über diese Unmenschlichkeit eben das, was der Leser dabei gefunden haben wird; aber das Unglük war nun einmal geschehn, und wir konnten es nicht mehr hintertreiben. Zu unserm

Troste erfuhren wir nachher, daß außer dem Diebe glüklicher Weise niemand sey getroffen worden.

Als Owhah, der uns nicht von der Seite gekommen war, beobachtete, daß seine Landsleute uns nunmehr gänzlich verlassen hatten: so brachte er einige wenige von denen, welche entflohen waren, wiewol mit Mühe, wieder zusammen, und stellte sie um uns her. Wir bestrebten uns, unsere Leute, so gut wir konnten zu rechtfertigen, und den Indianern zu bedeuten, daß man ihnen nie einiges Leid zufügen würde, so lange sie selbst uns kein Unrecht thäten. Jene gingen hierauf ohne das geringste Merkmal von Mistrauen oder Rachbegierde von uns weg; wir aber brachen das Gezelt ab, und kehrten, sehr misvergnügt über das, was vorgefallen war, an Bord des Schiffes zurük.

6.

Erbauung eines Forts. Besuche verschiedener Oberhäupter. Nachricht von der Musik der Eingebohrnen und von der Beisetzung ihrer Todten. Ein Beispiel von Edelmuth.

Am folgenden Morgen war der Strand ziemlich öde. Nur einige wenige von den Eingebohrnen ließen sich daselbst sehen; aber kein einzigier derselben kam zu uns ans Schiff. Selbst Owhah, der bisher

her eine so treue Anhänglichkeit an uns bewiesen hatte, blieb aus. Dies ging uns vorzüglich nahe, und wir sahen daraus nur zu deutlich, daß unser Bestreben, die guten Leute zu beruhigen, vergeblich gewesen sey.

Da nun die Sachen jezt so mislich standen, so ließ ich das Schiff näher an die Küste hinziehen, und legte es dergestalt vor Anker, daß es den ganzen nordöstlichen Theil der Bai und insonderheit den Plaz bestreichen konnte, den ich zur Erbauung des Forts abgestochen hatte. Als wir hierauf gegen Abend noch ein wenig ans Land gingen, versammleten sich zwar die Eingebohrnen wieder um uns her; aber bei weitem nicht in so großer Menge, wie vorher. Sie kauften uns indeß einige Kokosnüsse und andere Früchte, und schienen übrigens noch eben so freundschaftlich, als vormals, gegen uns gesinnt zu seyn.

Tages darauf starb, zu unser aller Leidwesen, Herr **Buchan**, ein wohlgesinnter, fleißiger und geschikter junger Landschafts- und Figurenmahler, den Herr **Banks** mitgenommen hatte, um durch ihn Vorstellungen von dieser schönen Insel und ihren Einwohnern verfertigen zu lassen. Er hatte schon vorher oft von der fallenden Sucht gelitten; jezt machte ein Gallenfieber seinem Leben ein Ende. Wir begruben seinen Leichnam mit aller der anständigen Feierlichkeit, welche unsere damaligen Umstände möglich machten, in den Fluthen des Oceans.

An eben diesem Tage statteten die beiden Oberhäupter Tubourai Tamaide und Tootahah ihren Gegenbesuch bei uns ab. Sie brachten zum Friedenszeichen diesmal nicht Zweige, sondern zwei ganze junge Plantanenbäume mit, und wollten nicht eher an Bord kommen, bis wir dieselben von ihnen angenommen hatten. Sie führten sich hierauf durch ein sehr willkommenes Geschenk bei uns ein, welches in einem Vorrathe von Brodfrucht und in einem ganz zugerichteten Schweine bestand. Letzteres war uns besonders angenehm; und wir beschenkten dafür von unserer Seite Jeden unserer vornehmen Wohlthäter mit einem Beil und einem Nagel. Gegen Abend gingen wir ans Land, und schlugen ein Gezelt auf, worin Herr Green und ich übernachteten, um eine astronomische Beobachtung anzustellen.

Am folgenden Tage nahm ich so viel Leute, als auf dem Schiffe entbehrt werden konnten, zu mir ans Land, und fing an, das Fort auf werfen zu lassen. Ein Theil derselben mußte Schanzen graben, ein anderer Pallisaden und Faschinen *) zurichten. Die Eingebohrnen, die sich wieder häufig um uns her versammelt hatten, waren so weit davon entfernt, uns in unserer Arbeit zu stören, daß im Gegentheil viele von ihnen uns freiwilligen Beistand leisteten, indem sie die Pallisaden und Faschinen aus dem Walde, wo sie gehangen waren, dienstfertig herbei trugen. Wir brauchten aber auch die billige Vorsicht, nicht

*) Bündel Reisholz, deren man sich zu Schanzkörben, Ausfüllung der Gräben, u. s. w. bedient.

nicht eher etwas anzutaſten, bis ſie ihre Einwilligung dazu gegeben hatten.

An dem heutigen Tage konnte ich das Schifsvolk zum erſtenmale mit Schweinfleiſch bewirthen laſſen. Auch hatten wir das Vergnügen, ſo viel Brodfrucht und Kokosnüſſe zu erhalten, daß wir einen Theil derſelben ungekauft zurükſenden, und den Indianern durch Zeichen andeuten mußten, daß wir auf die zwei folgenden Tage nichts mehr davon brauchen könnten. Das Geld, deſſen wir uns an dieſem Tage beim Einkaufe bedienten, beſtand bloß in Glaskorallen. Eine einzige derſelben wurde mit fünf bis ſechs Kokosnüſſen und mit eben ſo viel Stük von der Brodfrucht bezahlt.

Tages darauf ſtattete unſer Freund **Tubourai Tamaide** Herrn **Banks** einen Beſuch in ſeinem Gezelte ab, welches in dem Fort aufgeſchlagen war. Er brachte nicht nur ſeine Familie, ſondern auch das Dach eines Hauſes, allerhand Baugeräthſchaften zur Aufrichtung deſſelben, und mancherlei Hausgeräth mit. Was er damit wollte? Sich in unſerer Nachbarſchaft eine Wohnung aufſchlagen, um deſto öfterer und länger in unſerer Geſellſchaft ſeyn zu können. Dieſer Beweis ſeiner Freundſchaft und Gewogenheit machte uns viel Vergnügen.

Bald nach ſeiner Ankunft nahm er Herrn **Banks** bei der Hand, und gab ihm zu verſtehn, daß er mit ihm in den Wald gehen mögte. Herr **Banks** hatte nichts darwider. Sie gingen alſo mit einander fort,

und kamen an einen Ort, wo man bereits das Wetterdach errichtet hatte, welches dem Tubourai zur einstweiligen Wohnung dienen sollte. Hier wickelte er einen Bündel hiesigen Zeuges auseinander, nahm zwei Kleider, eins von rothem Zeuge, das andre von sehr hübschen Matten heraus, und legte sie seinem Freunde Banks an. Dann führte er ihn wieder zurük nach dem Gezelte.

Bald nachher brachten ihm seine Bedienten etwas Schweinefleisch und Brodfrucht. Er machte sich über dieses Gericht her, und tunkte das Fleisch in Salzwasser, welches ihm statt aller Brühe diente. Nach der Mahlzeit legte er sich ohne Umstände auf Herrn Banks Bette und schlief ohngefähr eine Stunde lang.

Des Nachmittags führte seine Gemahlin Tomio uns einen schöngebildeten Jüngling von zwanzig und etlichen Jahren zu. Beide schienen ihm, wie ihrem Sohne zu begegnen; wir erfuhren aber nachmals, daß er es nicht war. Am Abend aber kehrte dieser Jüngling und eine andere Standesperson, die uns ebenfalls besucht hatte, nach der westlichen Gegend zurük. Tubourai hingegen und seine Gemahlin, verfügten sich nach ihrem im Walde gelegenen Wetterdache.

Der Schifsarzt Monkhouse, der an diesem Abend einen Spaziergang gemacht hatte, erzählte uns bei seiner Zurükkunft, daß er den Leichnam des vor einigen Tagen erschossenen Mannes, in Tuch ge-

gewickelt und auf einer Baare liegend angetroffen habe. Die Baare habe auf Pfosten geruhet und wäre oberhalb mit einem Dache versehen gewesen. Neben dem Körper hätte er einige Kriegsgewehre und andere Sachen liegen gesehn, an deren genauerer Untersuchung er durch den unausstehlichen Gestank des Leichnams wäre gehindert worden. Er fügte hinzu, er habe noch zwei andere Behältnisse von der nämlichen Art gesehn, in deren einem die Gebeine eines menschlichen Körpers gewesen wären, und schon lange daselbst gelegen haben müßten, weil sie schon ganz ausgetrocknet waren. Wir erfuhren in der Folge, daß dies die gewöhnliche Art sey, wie sie ihre Todten beizusetzen pflegen.

Die Erzählung des Herrn Monkhouse hatte meine Neugierde erregt. Ich ging also von einigen Andern begleitet, nach dem Orte hin, um alles selbst in Augenschein zu nehmen. Wir fanden den Schuppen, unter welchem der Leichnahm lag, nahe bei dem Hause, worinn der Mann bei seinem Leben gewohnt hatte; und einige andere dergleichen Todtengerüste lagen in einer kleinen Entfernung. Der Schuppen selbst wor ohngefähr 15 Fuß lang, 11 Fuß breit und von verhältnißmäßiger Höhe. Das eine Ende war ganz offen; das andere nebst den zwei Seiten, war zum Theil mit einem geflochtenen Zaun eingefaßt. Der Boden der Baare, worauf der Körper lag, war mit Matten ausgeschlagen, und ruhete auf vier Pfosten, ohngefähr fünf Fuß hoch über der Erde.

Der Leichnam selbst war zuerst mit einer Matte, und über dieser mit einem weissen Tuche bedekt. Neben bei lag eine hölzerne Keule, und beim Haupte des Todten standen zwei Schalen von Kokosnüssen, deren man sich hier zu Schüsseln und Trinkgeschirren bedient. Am andern Ende war ein Bündel grüner Blätter an einige dürre Zweige gebunden, in die Erde gestekt; daneben lag ein Stein, ohngefähr von der Größe einer Kokosnuß; und noch etwas weiter hin hatten sie eins von den jungen Plantanenbäumchen, deren man sich zu Friedenszeichen bedient, hingestellt, und eine steinerne Axt daran gelegt.

An dem offenen Ende des Schuppens hing eine große Menge aufgereiheter Palmnüsse; und außerhalb desselben war der Stamm eines ohngefähr fünf Fuß hohen Plantanenbaums aufrecht in den Boden gestekt und auf dem obern Ende desselben eine Kokosschaale voll frischen Wassers hingestellt.

An dem einen der vier Pfosten hing ein kleiner Sak, in welchem wir einige wenige Stücke geröstet er Brodfrucht fanden, welche nach und nach mußten hinein gelegt seyn; denn einige derselben waren noch frisch, andere aber schon älter.

Dies alles muß dem jungen Leser freilich lächerlich vorkommen, weil ein todter Körper weder Speise und Trank, noch Waffen oder sonst etwas nöthig hat oder zu gebrauchen im Stande ist. Allein wir müßen dabei erwägen, daß unsere eigene Thorheit, den Leichnamen unserer Verstorbenen allerlei kost-

kostbare Zeuge und Sachen mit in die Erde zu geben und einen großen Aufwand bei und nach ihrer Beerdigung zu machen, nicht um ein Haar breit kleiner oder weniger lächerlich ist. Indeß beweiset diese allgemeine, selbst bei den rohesten Wilden herrschende Gewohnheit, die Todten mit solchen Sachen, welche nur die Lebendigen zu brauchen wissen, zu versorgen, doch so viel, daß der Glaube an die Unsterblichkeit des innern Menschen beim Tode des äußern, der menschlichen Seele von ihrem Schöpfer selbst eingeprägt seyn müße, weil er sich, so wie der Glaube an eine Gottheit, bei allen Menschen unter allen Zonen findet, deren Vernunftfähigkeit sich nur einigermaßen zu entwickeln angefangen hat. Und in dieser Betrachtung muß uns selbst das Lächerliche und Abgeschmakte in den Todtengebräuchen dieser Leute, als ein Merkmal ihrer Ueberzeugung von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, ehrwürdig seyn. —

Als wir uns dem Leichname näherten, sahe man den uns begleitenden Indianern die Verlegenheit an, worin sie dabei geriethen. Mit sichtbarer Unruhe hielten sie sich die ganze Zeit über, da wir unsere Beobachtungen darüber anstellten, in der Ferne; und sie schienen recht froh zu seyn, als wir endlich wieder hinweg gingen. Vermuthlich sind diese Plätze ihnen ein Heiligthum; und sie besorgten vielleicht, daß wir irgend etwas daselbst vornehmen mögten, welches dieser geglaubten Heiligkeit des Orts zuwider wäre.

Man fing nunmehr an, auf dem Platze vor unserm Fort täglich einen ordentlichen Markt zu halten. Wir wurden mit allem reichlich versehn, nur nicht mit Schweinefleisch. Tubourai war unser beständiger Gast, und ahmte unsere Manieren so sorgfältig nach, daß er sogar sich eines Messers und einer Gabel, und zwar mit ziemlicher Geschicklichkeit bedienen lernte.

Unser Aufenthalt im Lande würde nun gar nicht unangenehm gewesen seyn, wenn wir nur nicht unaufhörlich von den Fliegen wären gequält worden. Besonders wurde der Mahler, Herr Parkinson, der die zur Naturgeschichte gehörigen Gegenstände abbilden sollte, dadurch fast gänzlich gehindert, etwas zu Stande zu bringen. Denn sie bedekten nicht nur den Gegenstand, den er abbilden wollte, so daß er nichts davon sehen konnte; sondern sie fraßen auch sogar die Farben vom Papier eben so geschwind wieder weg, als er sie auftragen konnte.

Bei einem Besuche, den Tootahah bei uns abstattete, gab er uns eine Probe von der Musik dieses Landes. Vier Personen spielten auf Flöten, die nur zwei Tonlöcher hatten und folglich mit den halben Thönen nur vier Noten angeben konnten. Das Sonderbarste dabei war, daß der Tonkünstler, anstatt sie an den Mund zu halten, mit dem einen Nasenloche hineinblies, indem er das andere mit dem Daumen zuhielt. Zu diesem Instrumente sangen vier andere Personen, und beobachteten den

Takt

Takt sehr genau: allein während des ganzen Concerts ward immer ein und eben dasselbe Stük gespielt.

Verschiedene von den Eingebohrnen brachten uns Beile, die sie von der Mannschaft des Delphins bekommen hatten, und ersuchten uns, solche zu schleifen und auszubessern. Unter diesen befand sich eins, welches uns Anlaß zu vielem Nachsinnen gab. Es war nämlich von französischer Arbeit, und wir konnten lange nicht begreifen, wie es hierher gekommen sey. In der Folge ward uns das Räthsel gelöset; denn wir erfuhren, daß nach der Abreise des Delphins und vor unserer Ankunft, ein französisches Schiff unter den Befehlen des Herrn von **Bougainville** hier gewesen war.

Eines Tages, da die Herrn **Banks** und **Solander** eine kleine Lustreise ins Land gemacht hatten, begegnete ihnen bei ihrer Rükkehr unser Freund **Tubourai** mit seinem weiblichen Gefolge. Die Freude dieser guten Leute bei dieser unvermutheten Zusammenkunft war so groß, daß ihnen die Thränen aus den Augen stürzten, und daß sie eine ganze Zeitlang weinten, ehe sie ihre Empfindungen zu mäßigen wußten. Aehnliche Beweise ihrer weichen und empfindsamen Gemüthsart, die sich bei jeder Gelegenheit durch einen Thränenguß äußerte, gaben sie uns in der Folge mehr.

An diesem Abend liehe Herr **Solander** einem Frauenzimmer aus der Familie des **Tubourai** sein Messer, und erhielt es nicht wieder. Auch Herr

Banks

Banks vermißte am folgenden Morgen das seinige. Bei dieser Gelegenheit muß ich allen Ständen und beiden Geschlechtern dieses Volks das Zeugniß geben, daß sie die größten Diebe auf Erden sind. Gleich am ersten Tage unserer Ankunft waren diejenigen, welche uns an Bord besuchten, schon sehr geschäftig, alles, was sie nur habhaft werden konnten, zu entwenden. Sie mauseten alles weg, was sie nur verbergen konnten, und sogar die Glasscheiben waren nicht sicher vor ihnen; denn sie nahmen wirklich gleich das erstemal zwei davon mit sich fort. Außer dem Tootahah war Tubourai Tamaide der einzige, der sich dieses Lasters bis dahin noch nicht schuldig gemacht hatte. Jezt schien auch Er der Versuchung dazu nachgegeben zu haben.

Herr Banks vermuthete nämlich mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß Er es sey, der ihm sein Messer gestohlen habe, und sagte es ihm auf den Kopf zu. Tubourai läugnete die That, und blieb dabei, daß er nicht das geringste davon wisse. Herr Banks betheuerte dagegen, daß er das Messer wieder haben wolle, es mögte nun er oder ein anderer es genommen haben. Diese nachdrükliche Erklärung that ihre Wirkung. Einer von den Anwesenden Eingebohrnen zog einen Lappen hervor, in welchen drei Messer sehr sorgfältig eingewickelt waren. Eins davon war dasjenige, welches Doktor Solander dem Frauenzimmer geliehen hatte; ein anderes gehörte mir, und wem das dritte gehören mogte, wußte man nicht.

Tubourai kam damit zu mir nach dem Gezelte gelaufen, und gab das eine Messer mir, das andere Herrn Solander zurük. Hierauf fing er an, Herrn Banks Messer an allen Orten und in allen Winkeln zu suchen, wo er es nur jemals hatte liegen sehen. Nach einiger Zeit merkte einer von Herrn Banks Bedienten, wonach der Indianer suchte, und holte sogleich das Messer seines Herrn herbei, welches er den Tag zuvor weggelegt hatte.

Als der gute Tubourai solchergestalt gerechtfertiget und seine Unschuld erwiesen war, gerieth er in die äußerste Gemüthsbewegung, die er nicht bloß durch Blicke und Gebehrden, sondern auch durch Thränen ausdrükte. Er sezte sich das Messer an den Hals, und gab durch Zeichen zu verstehn, daß, wenn er jemals einer solchen That, als man ihm so eben habe aufbürden wollen, schuldig befunden würde, er sich die Kehle wolle abschneiden lassen.

Hierauf rannte er aus der Verschanzung und hin zu Herrn Banks, mit einer Miene, die diesem seinen Argwohn strenge verwies. Diesen schmerzte sein Irrthum recht sehr, und er bemühete sich, die Beleidigung durch Freundlichkeit und kleine Geschenke wieder gut zu machen. Und zur Ehre des Indianers sey es gesagt, er vergaß das ihm angethane Unrecht augenblicklich und blieb nach wie vor Herrn Banks ergebener Freund!

Herr Banks berichtete mir diesen Vorfall, und ich beschloß denselben zu nutzen, und sowol den Indianern, als auch meinen Leuten ein Beispiel von vergeltender Gerechtigkeit zu geben. Ich wartete hierzu die Zeit ab, da Tubourai mit seinen Weibern und verschiedenen andern Indianern zu uns an Bord kam. Jezt ließ ich den Fleischer aufs Verdek rufen; hielt ihm seinen Frevel vor, und da er sich nicht zu rechtfertigen wußte, so befahl ich, ihn nach Verdienst zu züchtigen.

Die Indianer sahen mit stiller und ernsthafter Aufmerksamkeit zu, wie er ausgezogen und angebunden ward. Sobald er aber den ersten Streich empfing, legten sie sich sehr eifrig ins Mittel, und baten auf das dringendste, daß ihm die Strafe mögte erlassen werden. Darein konnte ich aber aus mehr als einem Grunde nicht willigen; man fuhr also fort, dem Kerl die ihm zuerkannte Zahl von Prügeln zu reichen; und die Indianer wurden so bewegt, daß sie ihr Mitleiden durch heiße Thränen an den Tag legten.

So waren sie, gleich Kindern, bei jeder Gelegenheit mit Thränen da, wenn eine oder die andere heftige Leidenschaft in ihnen aufstieg: aber ihre Thränen schienen auch, wie die der Kinder, eben so leicht wieder vergessen, als vergossen zu seyn. Davon kann folgender Vorfall ein merkwürdiges Beispiel abgeben.

Eines frühen Morgens, noch vor Anbruch des Tages, kam eine große Anzahl von ihnen ans Fort herab. Da man unter andern Frauenzimmern auch die Terapo, eine von Tupourai's Hausweibern, darunter bemerkte: so gieng Herr Banks ihr entgegen, um sie herein zu führen. Er bemerkte, daß ihr Thränen in den Augen standen, und sobald sie sich innerhalb des Forts befand, stürzten ihr dieselben strohmweise aus den Augen. Er erkundigte sich sehr sorgsam nach der Ursache ihrer Betrübniß; allein statt ihm zu antworten, zog sie einen spitzigen Seehundszahn hervor, und stieß sich denselben sechs oder siebenmal sehr heftig in den Kopf, so, daß das Blut davon mit Gewalt hervorquoll. Sie redete dabei sehr laut, aber in einem höchst traurigen Tone, ohne im mindesten auf das zu achten, was Herr Banks zu ihrer Beruhigung sagte oder vornahm. Die andern Indianer waren bei diesem sonderbaren Schauspiele ungemein aufgeräumt; sie plauderten und lachten die ganze Zeit über, ohne sich an ihren Jammer auch nur im mindesten zu kehren.

Dies alles kam Herrn Banks sehr seltsam vor; noch seltsamer aber das fernere Betragen der Dame selbst. Denn kaum war das Bluten vorüber, so sahe sie mit lächelnder Miene empor, und fieng an einige kleine Streifen Tuch aufzulesen, die sie vorher hingeworfen hatte, um das Blut darauf aufzufangen. Mit diesen blutgefärbten Streifen gieng sie nach dem Strande, und warf sie mit vieler Sorgfalt zerstreut in die See. Hierauf sprang sie in den Fluß, wusch sich am ganzen Leibe, und kehrte alsdann

dann so aufgeräumt und munter, als ob ihr nichts wiederfahren wäre, nach dem Gezelte zurük.

Die Ursache, welche sie zu jener grausamen Aeusserung ihres Schmerzens bewog, konnten wir nicht erfahren: wohl aber beobachteten wir in der Folge mehrmals, daß diese Art seinen eigenen Körper im Affekte zu mishandeln, etwas ganz gewöhnliches bei ihnen war. Dieser Gebrauch scheint seinen Grund in der Erfahrung zu haben, daß jeder Seelenschmerz durch heftige Körperschmerzen gelindert wird; und diese Beobachtung kann uns unter andern auch dazu dienen, die Weisheit und Güte unsers Schöpfers auch dadurch zu verehren, wie er uns durch den Tod aus diesem Leben abzufordern pflegt. Wäre es das Loos der Menschheit geworden ohne Krankheit und Schmerzen zu sterben: so würde der Tod etwas sehr furchtbares seyn, weil alsdann der Seelenschmerz über die bevorstehende Trennung von allen unsern Lieben, und von allem, was uns hienieden werth und wichtig war, uns mit seiner ganzen ungeschwächten Kraft überfallen und überwältigen würde. Nun aber wird diese bittere Empfindung durch das Gefühl der Körperschmerzen und durch das Hinschwinden unserer Kräfte so sehr geschwächt, daß man bei den meisten Sterbenden kaum noch eine Spur davon entdecken kann. Also gerade das, was uns den Tod, von fern gesehn, so furchtbar zu machen pflegt — nämlich Krankheit und Schmerzen — ist in der Stunde des Todes selbst das kräftige Mittel, wodurch die Güte unsers Schöpfers uns unempfindlich dafür zu machen weiß. Ich hoffe,

daß

daß meine Leser mir diese Nebenbetrachtung zu Gute halten werden; und kehre nun wieder zu dem Faden meiner Erzählung zurük.

An eben dem Vormittage, da der jezt beschriebene Auftritt sich ereignete, langten in der Gegend unsers Forts Kähne über Kähne an, und das Gezelt wimmelte von Leuten beiderlei Geschlechts, die aus verschiedenen Gegenden der Insel hergekommen waren, um uns zu besuchen. Ich selbst hatte am Bord des Schiffes zu thun; aber Herr **Mollineux**, unser Schiffer, der zu denen gehörte, die schon auf dem Delphin hier gewesen waren, gieng ans Land. Sobald er in Herrn **Banks** Gezelt trat, fiel ihm ein indianisches Frauenzimmer in die Augen, die sehr ruhig mitten unter den andern da saß. Er hatte ihr kaum recht ins Gesicht gesehn, so erkannte er sie wieder für diejenige, welche man bei seinem vorigen Hiersein, für die Königin der Insel gehalten hatte. Der Leser wird sich ihrer aus der Reise des Capit. **Wallis** erinnern. Ihr Name war **Oberea**.

Auch ihr war es sofort erinnerlich, daß sie Herrn **Mollineux** schon ehemals gesehn hatte; und weil sie damals eine so vorzügliche Rolle gespielt hatte; so waren jezt aller Augen auf sie gerichtet. Sie schien ohngefähr vierzig Jahr alt zu seyn, und war lang von Statur, weiß von Hautfarbe, und in ihren Blicken fand man etwas Geistreiches und Empfindsames.

Sobald man ihren Stand wußte, erbot man sich, sie an Bord des Schiffes zu führen. Sie nahm dieses Anerbieten gern an; und so brachte man sie, nebst zwei Männer und verschiedenen Frauenspersonen, die insgesamt zu ihrer Familie zu gehören schienen, zu mir ans Schiff. Ich empfieng sie mit allen möglichen Ehrenbezeugungen, und überhäufte sie mit Geschenken, unter welchen eine Kinderpuppe der durchlauchtigen Dame die meiste Freude machte.

Nachdem sie eine kleine Weile bei uns zugebracht hatte, begleitete ich sie ans Land zurük. Hier machte sie mir ein Geschenk mit einem Schweine und mit verschiedenen Bändeln von Plantanen. Die leztern ließ sie, indem wir nach dem Fort wanderten, in einer Art von Procession vor uns hertragen, von welcher sie und ich den Beschluß machten.

Auf unserm Wege begegnete uns **Tootahah**, der, allem Ansehen nach, damals die höchste Befehlshaberstelle bekleidete. Diesem schienen die Ehrenbezeugungen, die wir der Dame erwiesen, gar nicht zu gefallen; und als sie vollends ihre Puppe hervorzog, wurde er in so hohem Grade eifersüchtig, daß ich, um ihn zu besänftigen, für rathsam hielt, ihm gleichfalls eine zu schenken. Er zog dieses Geschenk dem eines Beiles bei weitem vor. Aber in diesem hohen Werthe erhielten unsere Puppen sich nicht lange; denn nach einigen Tagen, da man mehrere derselben ausgetheilt hatte, wurden sie durchgehends für eine unbedeutende Kleinigkeit gehalten.

Wir wollten die Dame Oberea mit uns speisen lassen, aber man konnte sie dazu nicht bewegen. Die nämliche Zurükhaltung in Ansehung unserer Speisen beobachteten alle hiesige Frauenspersonen. Die uns besuchenden Männer aßen ohne Bedenken mit uns, aber nie gelang es uns, eins ihrer Frauenzimmer zu bewegen, von unsern Speisen auch nur einen Bissen anzurühren; ohngeachtet sie zuweilen in das Zimmer der Bedienten giengen und sich da sehr wohl schmecken liessen, was sie vorfanden. Den eigentlichen Grund dieses seltsamen Betragens haben wir nie erforschen können.

Am folgenden Morgen legte Herr Banks einen Besuch bei der Oberea ab; fand aber, da er ankam, daß sie noch nicht aufgestanden war. Es währte indeß nicht lange, so erschien sie, und zwar mit einem Kleide von indianischem Zeuge, welches sie ihm, zum Zeichen ihrer besondern Gewogenheit, anlegte. Nachher begleitete sie ihn nach dem Fort.

Gegen Abend nahm Herr Banks einen Spaziergang nach der Hütte seines Freundes Tubourai Tamaide vor. Er war nicht wenig befremdet, sowohl diesen Mann selbst, als auch seine Familie in der äußersten Betrübniß vorzufinden. Sie saßen schweigend und weinend da; und Herrn Banks Bemühung, die Ursache ihres Kummers zu erforschen, war umsonst. Dieser Umstand gab uns Anlaß zu allerhand Vermuthungen. Einige unter uns erinnerten sich von Owhah gehört zu haben, daß wir innerhalb vier Tagen unser grobes Geschüz brau-

chen würden. Da nun von der Zeit an, da er dies vorausgesagt hatte, heute eben der dritte Tag zu Ende gieng: so gerieth man auf die Vermuthung, daß die Eingebohrnen vielleicht etwas Feindseliges im Schilde führten, welches sie morgen ausführen wollten.

Diesem Argwohne zufolge ordnete ich an, was die Vorsicht rathsam machte. Die Schildwachen wurden verdoppelt, wir selbst schliefen unter den Waffen, und es ward die Nacht über fleißig patrouillirt. Es blieb indeß ruhig.

Um zehn Uhr des folgenden Morgens kam Tomio, eine von des Tubourai Frauenspersonen, mit ängstlicher und trauriger Miene herbei gerannt, nahm Herrn Banks, an den sie sich in jeder Verlegenheit zu wenden pflegte, beim Arme, und gab ihm zu verstehen, daß Tubourai an etwas, was unsere Leute ihm zu essen gegeben hätten, sterben wolle; und so zog sie ihn, um Hülfe bittend, mit sich fort.

Als sie bei der Hütte ankamen, fand Herr Banks seinen indianischen Freund, den Kopf an einen Pfosten gelehnt, äußerst niedergeschlagen und schwach. Seine Hausgesellschaft gab durch Zeichen zu verstehn, daß er sich erbrochen habe, und man brachte ein sehr sorgfältig eingewickeltes Blatt herbei, welches, ihrer Aussage nach, etwas von dem Gifte enthalten sollte, woran der arme Tubourai sterben müßte. Herrn Banks untersuchte das, was in dem zu-

zusammengewickelten Blatte enthalten war, und fand, daß es nichts anders, als gekäueter Tabak war. Der Indianer hatte gesehn, daß die Matrosen und Seesoldaten dergleichen in den Mund zu stecken pflegten; hatte es für etwas Esbares gehalten, sich etwas davon ausgebeten und hinuntergeschlukt.

Während dieser Untersuchung machte der Kranke eine jämmerliche Miene, welche zu sagen schien: es sey mit ihm vorbei! Allein sobald Herr Banks sich von der Ursache seines Uebelbefindens vollkommen überzeugt hatte, verordnete er ihm, reichlich Kokosnußmilch zu trinken; welches denn auch bald die erwünschteste Wirkung hervorbrachte. Der Kranke genas; und er brachte den Rest des Tages ungemein aufgeräumt und fröhlich in unsrer Gesellschaft zu. —

Nach dem Muster eines Beils, welches diese Insulaner, in Ermanglung alles Metalls, aus Stein verfertigen, und wovon Capitain Wallis eins mit nach England brachte, hatte man ein Beil von Eisen verfertigen lassen und mir mitgegeben, um ihnen zu zeigen, wie viel besser, als sie, wir auch solche Dinge zu machen wüßten, worinn sie selbst Meister zu seyn glaubten. Bis dahin hatte ich dieses Auftrages vergessen. Als aber eines Tages Tootahah mich an Bord besuchte, und eine große Begierde äußerte, zu sehen, was in jeder Küste und in jeder Schublade meiner Kajüte enthalten wäre: so schloß ich ihm eine nach der andern auf. Gleich Kindern, die alles, was sie sehen, zu haben wünschen, bekam er bald zu diesem, bald zu jenem Lust,

und rafte alles, was ich ihm schenkte, auf einen Haufen zusammen. Jezt kam die Reihe an das erwähnte Beil. Kaum hatte er die Augen darauf geworfen, so erhaschte er es mit der größten Begierde; warf alles andere, was er schon eingesammelt hatte, weg, und fragte mich: ob ich ihm nicht dieses schenken wollte? Ich willigte gern darein; und augenbliklich rafte mein entzükter Gast sich auf, und lief damit, gleichsam als wenn er besorgte, daß es mich wiederum gereuen möchte, von dannen.

An eben dem Tage besuchte mich ein anderer von ihren Anführern, der wenige Tage vorher zu Mittage mit mir gespeiset hatte. Ich hatte bei diesem Manne wahrgenommen, daß er sich bei der Mahlzeit von seinen Weibern, wie ein kleines Kind, ordentlich füttern ließ. Diesmal kam er ohne dieselben, und ich hofte daher, daß er sich würde gefallen lassen, allenfalls selbst Hand anzulegen. Aber darinn hatte ich mich geirrt. Dem als die Mahlzeit aufgetragen war, und mein vornehmer Gast Plaz genommen hatte, ließ er die Speisen, die ich ihm vorlegte, unangerührt liegen, und saß unbeweglich da. Ich nöthigte ihn, zuzulangen und vorlieb zu nehmen: allein umsonst: Er blieb, wie eine Bildsäule, unbeweglich sitzen. Vermuthlich würde er lieber hungrig weggegangen seyn, als mit eigener Hand einen Bissen anzurühren, wenn ich nicht am Ende einem meiner Leute befohlen hätte, ihm die Bissen in den Mund zu stecken.

Wir erfuhren in der Folge, daß die hohen Standespersonen unter diesen Indianern es immer so zu halten pflegen: weil die Etikette ihres Landes ihnen verbietet, bei der Mahlzeit selbst Hand anzulegen. Ein lächerlicher Gebrauch! werden meine jungen Leser sagen. Aber was hat denn die Etikette bei uns eingeführt, was nicht auch lächerlich wäre!

4.

Ein Diebstahl von Wichtigkeit. Folgen desselben. Beschreibung eines indianischen Wettringens.

Da nunmehr die Zeit herannahete, daß diejenige astronomische Beobachtung, um derentwillen wir eigentlich hierher geschikt waren, angestellt werden mußte: so fiengen wir an, die Sternwarte zu errichten, und nahmen den Quadranten — ein astronomisches Werkzeug — nebst einigen andern Instrumenten, zum erstenmale mit ans Land. Diese Sachen wurden in das für mich bestimmte Gezelte gelegt, welches innerhalb des Forts aufgeschlagen war, und bei welchem eine Schildwache stand.

Als ich hierauf den nächsten Morgen mit Herrn Green hingieng, um den Quadranten zum gehörigen Gebrauch aufzustellen, fanden wir zu unserer unbeschreiblichen Bestürzung, daß er nicht mehr da war. Je unentbehrlicher uns dieses Instrument zur Errei-

chung des Hauptzweks unserer Reise war, desto mehr erschracken wir über die unerwartete Entwendung desselben. Es schien fast unmöglich zu seyn, daß ein Indianer es geraubt haben könne; der nächste Verdacht fiel also auf unsere eigenen Leute. Wir stellten die sorgfältigsten Nachforschungen und Untersuchungen an: allein vergebens! Wir sezten eine ansehnliche Belohnung für denjenigen aus, der uns dazu wieder verhelfen könnte: allein umsonst! Der Quadrant war und blieb verloren.

Herr **Banks**, der bei solchen Gelegenheiten weder Mühe noch Gefahren scheute, entschloß sich jezt, die Wälder zu durchstreifen, um zu versuchen, ob er dem Diebe, den man jezt nicht mehr umhin konnte unter den Indianern zu vermuthen, auf die Spur kommen könnte. Er machte sich also in Begleitung des Hrn. **Greens** und eines Unterofficiers auf den Weg.

Es währte nicht lange, so begegnete ihm sein Freund **Tubourai Tamaide**, den er von dem Vorfalle zu unterrichten suchte. Dieser verstand ihn augenbliklich, und machte mit drei Strohhalmen die Figur des Quadranten, zum Beweise, daß er ihn gesehen habe. Also hatte es wohl keinen Zweifel mehr, daß der Dieb ein Indianer war, und daß **Tubourai** ihn kannte. Nunmehr war keine Zeit zu verlieren. Herr **Banks** gab dem **Tubourai** zu verstehen, daß er augenbliklich mit ihm nach dem Orte gehen müsse, wohin das gestohlene Instrument gebracht worden wäre; und dieser war sogleich

gleich bereit dazu. Sie liefen also mit einander fort.

Tubourai erkundigte sich bei jeder Hütte, die sie unterwegens antrafen, nach dem Diebe, den er mit Namen nannte; und erhielt überall Nachricht, welchen Weg er genommen habe. Man hatte also von einem Orte zum andern Hofnung, ihn einzuholen; und das machte ihnen Muth, der unerträglichen Sonnenhitze und ihrer Abmattung ungeachtet, immer weiter vorzudringen.

So gelangten sie, bald gehend, bald laufend, zu einem Berge, der beinahe eine deutsche Meile von dem Fort entfernt lag. Sie erstiegen denselben; und nun zeigte ihnen ihr Führer eine, noch über eine halbe deutsche Meile entlegene Landspitze, mit dem Bedeuten, daß sie eher keine Hofnung hätten, das Instrument wieder zu bekommen, bis sie jenen Ort erreicht haben würden. Nun fieng man an, zu überlegen, ob es auch rathsam wäre, sich in eine so weite Entfernung vom Fort und ohne alle Bedeckung unsrer Leute zu wagen, die vielleicht nicht gesonnen seyn dürften, das Geraubte gutwillig zurük zu geben. Alle Waffen, die sie bei sich hatten, bestanden in zwei Pistolen, die Herrn Banks allezeit in der Tasche zu tragen pflegte. Dieser Umstand machte die weitere Verfolgung ihres Vorhabens sehr bedenklich. Da sie aber auch auf der andern Seite ihr Vorhaben unmöglich aufgeben könnten: so ward beschlossen, daß die Herren Banks und Green weiter gehn, der Unterofficier hingegen zu mir zurükkehren soll-

sollte, um von mir zu verlangen, daß ich einige Mannschaft nachschicken möchte.

Sobald ich diese Nachricht erhielt, machte ich mich selbst auf den Weg, und nahm so viel von meinen Leuten mit, als ich für nöthig erachtete. Im Fort ließ ich Befehl zurük, daß man, bis zu unserer Heimkehr, auf alle Kähne, die in der Bai waren, Beschlag legen, den indianischen Eigenthümer aber alle Freiheit lassen sollte.

Die Herrn **Banks** und **Green** verfolgten indeß, unter Anführung des **Tubourai**, ihren Weg. Als sie auf der Stelle, die er ihnen gezeigt hatte, ankamen, fiel ihnen sogleich ein Kerl in die Augen, der ein Stük des Quadranten in der Hand hielt. Ihre Freude über diesen Anblik war ungemein groß. Sie standen still; und in einem Augenblicke hatte sich eine große Menge Indianer rings um sie her versammlet. Um dem Zudringen der Leute zu steuern, hielt Herr **Banks** für nöthig, ihnen eine seiner Pistolen zu zeigen. Dies that die gehofte Wirkung; sie wichen zurük, und hielten sich ruhig.

Indessen wuchs der Zulauf des Volks mit jedem Augenblicke. Herr **Banks** sahe sich daher genöthiget, einen Greis im Grase zu bezeichnen, und ihnen anzudeuten, daß sie sich außerhalb desselben halten sollten. Man gehorchte; und nunmehr ward das Gestohlene zurükgefordert. Auch diesem Befehle wurde Folge geleistet. Sowohl das Futteral, als auch die einzelnen Stücke des Quadranten wurden her-

herbeigeschaft, und in die Mitte des Kreises gelegt. Der Dieb hatte alle diese kleinen Sachen in der Eile in eine Pistolenholfter gestekt, die Herr Banks für sein Eigenthum erkannte, und die ihm, nebst einer Reuterpistole, aus seinem Gezelte gestohlen war. Er forderte nun auch die Pistole zurük; und sie ward ihm sogleich herbeigebracht.

Bei Untersuchung der zurükgegebenen Theile des Quadranten fand man, daß, außer dem Gestelle, noch einige geringe Kleinigkeiten daran fehlten. Man verlangte auch diese zurük; allein die Indianer versicherten, daß der Entwender diese Stücke nicht bis hieher mit sich fortgeschleppt habe, und daß sie auf dem Rükwege nach dem Fort ausgeliefert werden sollten. Da Tubourai sich für die Wahrheit dieser Aussage verbürgte: so war man damit zufrieden, und kehrte froh über den glüklichen Ausgang zurük. Sie mochten ungefähr eine habe Stunde gegangen seyn, als ich mit meinen Leuten ihnen begegnete. Wir freueten uns sämtlich über die Wiedererlangung des Quadranten, und wünschten uns Glük, daß dieser mißliche Vorfall keine schlimmere Folgen gehabt hatte.

Indeß so ganz ohne unangenehme Folgen blieb er doch nicht. Als nämlich Herr Banks mit seinem Freunde Tubourai beim Fort zurük kam, fand er zu seiner Befremdung eine Menge von Eingebornen, die in der äußersten Bestürzung und Angst sich um das Fort drängten. Er gieng eiligst hinein und fand — den Tootahah in Verhaft. Jezt ereignete sich ein

rührender Auftritt. Tubourai Tamaide stürzte sich dem Gefangenen in die Arme, und in dieser zärtlichen Stellung brachen beide in die heftigsten Thränen aus, ohne ein Wort reden zu können. Die andern im Fort befindlichen Indianer weinten und schluchzen nicht minder, weil sie alle in der Meinung standen, daß ihr Oberhaupt, Tootahah, hingerichtet werden sollte.

In dieser traurigen Verfassung blieben sie bis zu meiner Ankunft, welche ohngefähr eine Viertelstunde darnach erfolgte. Der Anblik befremdete und rührte mich gleich stark. Ich fieng damit an, den Gefangenen, der ohne meinen Befehl in Verhaft genommen war, für frei zu erklären; und nun ließ ich mir erzählen, wie die Sache zugegangen wäre. Da erfuhr ich denn folgendes:

Als die Eingebornen mich mit bewafneter Mannschaft in den Wald marschiren sahen: so besorgten sie, es geschähe in der Absicht den begangenen Diebstal, wovon sie sahen, wie sehr er uns beunruhigte, auf eine schrekliche Weise zu ahnden. Erschrekt durch diese Vermuthung, fiengen sie an die Gegend des Forts mit allen ihren Habseligkeiten zu verlassen. Herr Gore, der heute statt meiner am Bord des Schiffes kommandierte, und der den Befehl hatte, keinen Kahn aus der Bai hinweg rudern zu lassen, sahe einen Doppelkahn abstoßen, und beorderte sofort ein Boot, ihn wieder zurükzubringen. Sobald dieses Boot sich dem Kahne näherte, sprangen die darinn befindlichen Indianer vor Schrecken ins

Meer,

Meer, um sich durch Schwimmen zu retten. Auch Tootahah befand sich unter ihnen. Er wurde aufgefangen, und Herr Gore, der meinen Befehl, niemanden in Verhaft zu nehmen, nicht recht verstanden hatte oder aus der Acht ließ, schikte den Tootahah sofort nach dem Fort; und Herr Hicks, der erste Lieutenant, welcher daselbst kommandirte, getraute sich nicht, ihn in Freiheit zu setzen, weil er ihm als ein Arrestant zur Verwahrung zugeschikt war. So hatte also der arme Mann, welcher nichts begangen hatte, bis zu meiner Zurükkunft dulden müssen, sich als einen Verbrecher behandelt zu sehen.

Der Wahn, daß wir ihn würden hinrichten lassen, hatte sich seiner so sehr bemächtiget, daß er nicht eher beruhiget werden konnte, bis man ihn auf meinen Befehl zum Fort hinaus ließ. Hier gab es nun abermals eine rührende Scene. Das Volk empfieng ihn, wie Kinder einen Vater unter solchen Umständen empfangen haben würden; ein jeder drängte sich heran, und fiel ihm in die Arme. Bei ihm selbst würkte die plözliche und starke Freude, wie sie gemeiniglich zu wirken pflegt; sie macht edel, großmüthig freigebig. Er wollte uns mit Gewalt ein Geschenk von zwei Schweinen aufdringen. Allein unser Selbstbewußtseyn sagte uns, daß wir diese Gunst schlecht an ihm verdient hätten; wir weigerten uns daher standhaft, diesen Beweis seines natürlich guten Herzens und seiner unverdienten Güte anzunehmen. Unser Protestieren half aber nichts; er ließ die Schweine da.

Dieser unglükliche Vorfall hatte indeß einen schlimmen Eintruk bei den Indianern zurükgelassen, wie es sich am folgenden Morgen zeigte. Denn als die Herrn Banks und Solander an diesem Tage ihr gewöhnliches Amt, als einkäufer auf dem Marktplatze versahen, kamen nur sehr wenig Eingeborne zum Vorschein, und diejenigen, welche sich noch einfanden, brachten keine Lebensmittel zum Verkauf mit. Tootahah schikte einige von seinen Leuten, um den angehaltenen Kahn abholen zu lassen, der ihm denn auch sogleich verabfolget wurde. Auch ein der Oberea zugehöriger Kahn war gestern angehalten worden; und auch sie schikte ihren Geschäftsmann, einen gewissen Tupia, um nachsehen zu lassen, ob man nichts daraus genommen habe. Es fand sich indeß das Gegentheil. Gegen Mittag ließen sich, den Gezelten gegen über, einige Fischerkähne sehn; allein man war nicht geneigt, uns etwas zu verhandeln. Schon fiengen wir an, an Kokosnüssen und Brodfrucht einen empfindlichen Mangel zu leiden.

Herr Banks bemühete sich die Sache wieder in ihr voriges Geleise zu bringen. Er durchstreifte daher die Wälder, und bemühete sich, durch freundlichen Umgang den Leuten wieder Liebe und Vertrauen gegen uns einzuflößen. Man war zwar überall sehr höflich gegen ihn, allein man beklagte sich bitter über die ihrem Oberhaupte wiederfahrenen Mishandlungen, der, ihrer Aussage nach, bei seiner Gefangennehmung geschlagen und bei den Haaren herumgezogen worden war. Dies wurde nun zwar

von

von Herrn Banks geläugnet; allein mit völliger Gewißheit konnte weder er, noch ich, dafür stehen, daß unsere Leute sich nicht eine oder die andere Brutalität wirklich gegen ihn erlaubt hatten, ohngeachtet sie es nicht wollten an sich kommen lassen. Dem Tootahah selbst mochte es, bei ruhigem Nachdenken gleichfalls einfallen, daß wir das Geschenk der Schweine schlecht um ihn verdient hätten; denn er schikte noch an eben dem Tage einen Boten, und ließ eine Axt und ein Hemde dafür fordern. Da mir bei dieser Botschaft sogleich angezeigt ward, daß er nicht gesonnen sey, in den nächsten zehn Tagen wieder zu uns zu kommen: so entschuldigte ich mich, daß ich ihm das Verlangte nicht eher geben könnte, als bis ich ihn selbst sähe. Ich hoste dabei, daß die Ungeduld ihn bewzgen würde, seinen Unwillen zu unterdrücken, und wieder zu uns zu kommen.

Aber darinn hatte ich mich geirrt; er blieb aus, und, was noch schlimmer war, alle Arten von Lebensmittel, welche sonst auf den Markt gebracht wurden, blieben auch aus. Tootahah schikte zum andern male einen Boten, und ließ sich Axt und Hemde von neuem ausbitten; ich ließ ihm aber antworten, daß ich den nächsten Tag einen Besuch bei ihm abstatten und ihm das Verlangte mitbringen wollte.

An dieses Versprechen ließ er mich des folgenden Morgens frühe erinnern; und ich stieg daher mit den Herrn Banks und Solander ins Boot, und ließ uns nach der Gegend hinrudern, wo er seinen Wohn-

ort hatte. Dieser Ort war ohngefähr eine deutsche Meile von unserm Fort entfernt, und hieß in der hiesigen Landessprache Eparre.

Am Strande, wo wir aussteigen mußten, erwartete unser eine so große Menge Volks, daß wir Mühe gehabt haben würden, uns hindurch zu drängen, wenn nicht ein großer ansehnlicher Mann, der auf dem Kopfe etwas, einem Turban ähnliches, und in der Hand einen langen weissen Stab hatte, mit welchem er ganz unbarmherzig um sich schlug, Plaz für uns gemacht hätte. Dieser Mann führte uns zu dem Oberhaupte, indeß das Volk rings herum uns zujauchzte: Tajo Tootahah (Tootahah ist euer Freund!) Ihn selbst fanden wir, gleich einem Erzvater, unter einem Baume sitzend, und um ihn herstand eine Anzahl ansehnlicher Greise. Ein ehrwürdiger Anblik! Er winkte uns, daß wir uns setzen sollten; und nun forderte er seine Axt. Ich überreichte sie ihm, zusammt dem Hemde, und fügte noch ein Oberkleid von englischem Tuche hinzu, das nach der Mode seines Landes gemacht und mit Zwirnband besezt war. Dies verursachte ihm die größte Freude. Er legte es sogleich an, und gab das Hemde dem Manne, der uns Plaz gemacht hatte.

Bald darauf fand sich auch Oberea, nebst verschiedenen andern Frauenzimmern von unserer Bekanntschaft ein, und sezte sich unter uns. Tootahah verließ uns von Zeit zu Zeit, kehrte aber jedesmal bald wieder zurük. Wir schreiben dies seiner Eitelkeit zu, und glaubten, es geschähe um dem Volke

Volke seinen neuen Puz zu zeigen: aber wir thaten ihm Unrecht. Es geschahe nämlich, wie es sich nachher entwickelte, um die nöthigen Befehle zu unserer Bewirtung und zur Anordnung eines Festes zu geben, welches er unsertwegen anstellen wollte.

Als er zum leztenmale weggegangen war, wurde das Gedränge um uns her so stark, daß wir beinahe Gefahr liefen erstikt zu werden. Wir waren daher froh, als ein Bote kam, um uns zu melden; daß Tootahah an einem andern Orte auf uns wartete. Wir giengen dahin, und fanden ihn am Strande, in unserm eigenen Boote sitzend. Er nöthigte uns zu sich; und ließ uns dann ein Frühstük von Kokosnüssen und Brodfrucht bringen. Nicht lange, so kam ein zweiter Bote, der ihm etwas ansagte; worauf er mit demselben fortgieng, und uns kurz darauf ersuchen ließ, ihm zu folgen.

Man führte uns nach einem großen Platze, der mit einem Gitterwerk von Rohr umgeben war. Und hier wartete nun ein ganz neues Schauspiel auf uns, nämlich ein Wettringen. Am obern Ende des Platzes saß Tootahah selbst, und verschiedene von seinen vornehmsten Hofleuten waren neben ihm auf beiden Seiten so vertheilt, daß sie einen halben Kreis ausmachten. Diese waren die Richter des Kampfs, deren Beifall den Sieger krönen sollte. Für uns waren an jedem Ende des halben Kreises Sitze ledig gelassen; allein wir wollten nicht gern an einen gewissen Ort gebunden seyn, und mischten uns lieber unter die Zuschauer.

Jezt traten zehn bis zwölf Personen auf den Kampfplaz; und dies waren die Ringer. Sie waren unbekleidet, nur daß sie ein Tuch um den Unterleib gewickelt hatten. Der Anfang des Schauspiels wurde damit gemacht, daß sie gebükt und langsam in dem Kreise rund umher giengen, wobei sie die linke Hand auf die rechte Brust legten, und mit der flachen rechten Hand von Zeit zu Zeit auf das Vordertheil des linken Arms klatschten. Nachdem diese erste Ceremonie vorüber war, forderte ein jeder von ihnen seinen Gegner insbesondere dadurch heraus, daß er die Spitzen der Finger von beiden Händen an einander und auf die Brust legte, und zu gleicher Zeit die Ellbogen schnell auf- und abwärts bewegte. Derjenige, welcher die Herausforderung annahm, wiederholte die nämlichen Zeichen; und unmittelbar darnach begann bei ihnen der Kampf.

Dieser bestand darinn, daß einer den andern zu fassen suchte, und daß sie, wenn dieses geschehen war, ohne alle Kunst und Geschiklichkeit so lange mit einander rangen, bis der eine den andern rüklings niederwarf. Sobald dies geschehen war, ertheilten die Richter dem Sieger ihren Beifall, und zwar in einigen Worten, die sie in einer Art von Melodie hersangen und etlichemal wiederholten. Das versammelte Volk rief dem Ueberwinder gleichfalls in einem dreimaligen Freudengeschrei seinen Beifall zu. Und nun wurde eine Pause von etlichen Minuten gemacht, worauf der Kampf auf die nämliche Weise von einem andern Paare erneuert wurde. Geschahe es, daß keiner von beiden den andern nieder-

wer-

werfen konnte, so schieden sie nach einer kleinen Weile entweder von selbst oder auf Vermittlung ihrer Freunde von einander. Dann klatschte jeder von ihnen auf die vorbeschriebene Art auf seinen Arm, um entweder den nämlichen Gegner oder einen andern zu einem neuen Zweikampf herauszufordern. Während daß die Kämpfer rangen, führte eine andere Parthei von Mannspersonen einen Tanz auf, der aber jedesmal auch nur eine Minute dauerte. Uebrigens achteten weder die Tänzer auf die Kämpfer, noch diese auf jene; sondern jede Parthei war lediglich für sich beschäftiget.

Das größte Vergnügen gewährte uns bei diesem Schauspiele das Betragen der Sieger und der Besiegten. Jene äußerten nicht die mindeste Eitelkeit oder Schadenfreude, diese nicht das mindeste Mißvergnügen. Alles gieng in vollkommener Eintracht und Freundschaft zu, und nichts unterbrach das aufgeräumte Wesen, welches durch die ganze Versammlung herrschte. Wahrlich eine musterhafte Aufführung, die von der gutmüthigen Sinnesart dieser Insulaner einen redenden Beweis giebt!

Nach geendigtem Schauspiele gab man uns zu verstehen, daß zwei Schweine und eine Menge Brodfrucht für unsere Mittagsmahlzeit zubereitet würden. Da wir jezt ziemlich hungrig gewesen waren, so hörten wir diese Nachricht gar nicht ungern. Allein ehe wir es uns versahen, hatte unser Wirth seinen Plan geändert; denn statt zweier Schweine ließ er nur eins zubereiten, und da es gebraten war, nach

unserm Boote tragen. Wir folgten ihm dahin, in der Meinung, daß wir die Mittagsmahlzeit an Bord einnehmen sollten. Aber auch diese Hofnung wurde vereitelt; denn da wir bei dem Boote angekommen waren, sagte **Tootahah**, daß er selbst uns nach dem Fort begleiten wollte, und daß wir das gebratene Schwein dort verzehren könnten. Ein fataler Umstand! Allein was war zu thun? Wir mußten uns nach seinem Willen bequemen, so dringend auch die Gegenvorstellungen waren, die unser Magen machte. Wir ruderten also zurük; und genossen endlich, da wir beim Fort angekommen waren, die für uns bestimmte Mahlzeit gemeinschaftlich mit ihm und dem **Tubourai Tamaide**, welche beide reichlichen Antheil daran nahmen.

9.

Fortgesezte Geschichte unsers Aufenthalts auf Otaheite. Freund Tubourai Tamaide fällt in Versuchung. Abentheuer bei einem, dem Tootahah abgestatteten Besuche.

Unsere Aussöhnung mit **Tootahah** hatte die glüklichsten Folgen für uns. Sie würkte wie ein Zaubermittel auf das Volk: denn von nun an brachte man uns wieder Lebensmittel in Menge; Vertrauen und Freundschaft waren wieder hergestellt, und alles ging nun wieder seinen gewöhnlichen Gang.

Nur

Nur daß man mit dem Schweinefleische noch immer so karg war! Wir schikten, um einen größern Vorrath davon zu bekommen, in Gegenden, welche von unserm Aufenthalte vier deutsche Meilen entfernt waren. Daselbst gab es auch wirklich Schweine und Schildkröten in Menge; aber man wollte uns weder jene noch diese überlassen, wir mochten auch dafür bieten, was wir wollten. Das Volk sagte: alles da herum gehöre dem Tookahah; und ohne dessen Erlaubniß dürfe man nichts veräußern. Dies flößte uns eine noch größere Meinung von der Macht und dem Ansehen dieses Mannes ein, als wir schon vorher von ihm hatten; und wir sahen daraus noch deutlicher, wie viel uns an der Freundschaft desselben gelegen seyn müsse. In der Folge erfuhren wir, daß er die Regierung dieses Theils der Insel für einen jungen Prinzen verwalte, den wir nie zu sehen bekamen, vermuthlich, weil sie ihn, als die wichtigste Person unter ihnen, an einem sichern Orte verwahrten.

Bisher hatten wir größtentheils mit Glaskorallen gehandelt, und das Nöthige dafür eingetauscht. Jezt fieng diese Münze an, ihren bisherigen Werth zu verlieren, weil zuviel davon in Umlauf gekommen war; und wir sahen uns daher genöthiget, nunmehr Nägel zu Markte zu bringen. Die kleinste Gattung derselben war ohngefähr vier Zoll lang; und für einen solchen Nagel kauften wir zwanzig Kokosnüsse und Brodfrucht in gleicher Proportion ein. Diese neue Münze wurde so begierig gesucht, daß wir in kurzer Zeit mit allen Arten hiesiger Lebensmittel wieder reichlich versorgt wurden.

Wir hatten jezt unsern indianischen Freunden einen neuen und wichtigen Gegenstand ihrer Neubegierde verschaft; denn man hatte unsere Schmiede ans Land gebracht, und arbeitete fast unaufhörlich darinn. Das machte für Leute, welche die Bearbeitung des Eisens nie gesehen hatten, ein interessantes Schauspiel aus. Auch die **Oberea** wurde dadurch herbei gelokt. Sie erschien in Begleitung zweier ihrer Freunde, wovon der eine **Obadi** der andere **Tupia** hieß; und sie brachte uns ein Schwein und etwas Brodfrucht mit. Wir beschenkten sie dafür mit einem Beile. Sie zeigte uns hierauf so viel altes Eisen, als zur Verfertigung eines neuen Beiles hinreichend war, und bat uns ihr eins daraus machen zu lassen. Vermuthlich hatte sie dieses Eisen damals erhalten, als Cap. **Wallis** mit dem Delphin hier war. Da ich ihr vorjezt hierinn nicht willfahren konnte: so zog sie eine zerbrochene Axt hervor, und verlangte, daß ich ihr dieselbe möchte ausbessern lassen. Darein willigte ich sogleich; die Axt wurde ausgebessert, und die Dame schien sehr vergnügt darüber zu seyn.

Da wir jezt von Tage zu Tage vertrauter mit den Eingebohrnen wurden: so bemüheten sie sich auch unsere Namen zu merken, um uns auch nach diesen zu unterscheiden und uns dabei zu nennen. Allein wir fanden es schlechterdings unmöglich, sie dahin zu bringen, jeden dieser Namen so auszusprechen, wie er eigentlich klang, es sey nun, daß die von uns vorgebrachten Töne ihnen auf eine andere Weise ins Gehör fielen, als uns, oder daß ihre Sprachorgane ver-

verschiedene Silben gar nicht auszudrücken vermogten. Mich z. B. (Cook) sprachen sie Tuti aus; Herrn Hicks, Hiti; dem Namen Molineux entsagten sie ganz, weil sie gar keine Möglichkeit sahen, etwas davon aussprechen zu lernen. Man nannte ihnen hierauf seinen Taufnamen Robert, abgekürzt Bob, und daraus machten sie Boba. Herr Gore hieß ihnen Toarro; Doktor Solander, Torano; Herr Banks, Tapane; Herrn Green, Eteri, u. s. w. Man sieht hieraus, daß es diesen, an eine weiche Mundart gewöhnten Leuten, unmöglich fiel am Ende der Silben einen Mitlauter hören zu lassen, ohne einen Selbstlauter beizufügen. Einige von den Namen, die sie uns beilegten, mogten auch vielleicht bedeutende Wörter in ihrer Sprache seyn, die den ersten Eindruk anzeigten, den dieser oder jener von uns auf sie gemacht hatte. Wir schlossen dies unter andern aus dem Namen, den sie dem Schifsunterofficier Monkhousen gaben, welcher damals eben im Fort commandirte, als bei der Entwendung der Muskete der Thäter erschossen ward. Sie nannten diesen Mann Matte, welches in ihrer Landessprache tödten bedeutet.

Den 12ten Mai, also einen Monat nach unserer Ankunft bei dieser Insel, erhielten wir einen Besuch von einigen vornehmen Damen, die wir noch nie gesehen hatten, und die sich durch sehr sonderbare und lächerliche Ceremonien bei uns einführten. Ich bitte meine jungen Leser um Verzeihung, daß ich ihnen dieselben, ohngeachtet sie ins Unanständige fallen, erzählen muß, um ihnen ein auffallendes

Beispiel von dem Unterschiede zwischen den Sitten gebildeter und ungebildeter Menschen zu geben. Die Sache war diese.

Herr Banks war am Thore des Forts, um, wie gewöhnlich, der Handlung wahrzunehmen. Tootahah und einige andere Eingeborne, die uns heute besucht hatten, standen neben ihm. Da sahe man am Ufer der Bai einen doppelten Kahn landen, unter dessen Wetterdache ein Mann und zwei Frauensperſonen saßen. Der Kahn legte an, und die Gesellschaft stieg aus.

Diejenigen Indianer, welche bei Herrn Banks waren, winkten ihm, daß er dem Fremden entgegen gehen möchte. Er that dies sogleich; aber da er sich den Fremden bis auf 30 Fuß genähert hatte, blieben jene stehn, und winkten, daß er es eben so machen möchte. Es geschahe; und hierauf legten sie ohngefähr ein halbes Dutzend junger Plantanenbäumchen und ein paar andere kleine Pflanzen auf die Erde nieder. Das Volk stellte sich alsdann von Hrn. Banks bis zu den Fremden in zwei Reihen hin und machte eine Gasse.

Nachdem dies geschehen war, brachte der Mann der ein Bedienter der Damen zu seyn schien, sechs andere Plantanenbäumchen, eins nach dem andern, zu Herrn Banks hin, und sagte bei jedem einige Worte her. Tupia, der dabei stand, versahe das Amt eines Ceremonienmeisters, nahm die Zweige jedesmal an, und legte sie in Heern Banks Boote nie-

nieder, welches in dieser Gegend auf dem Lande stand.

Hiernächst brachte ein anderer Mann einen großen Ballen Tuchs, öfnete denselben, und breitete es Stükweise zwischen Herrn Banks und den Fremden auf dem Boden aus. Es waren neun Stük, davon er jedesmal drei über einander legte. Als dies geschehen war, trat das vorderste Frauenzimmer, welche die vornehmste zu seyn schien, auch das Tuch, hob ihre Kleider bis an die Hüften in die Höhe, und drehete sich in dieser unanständigen Stellung, mit der einfältigsten Miene von der Welt, dreimal herum; worauf sie die Kleider wieder fallen ließ. Der Mann legte hierauf drei andere Stücken Tuch über die ersten, und die Dame wiederholte die nämliche Ceremonie. Endlich wurden die drei lezten Stücke Tuch ausgebreitet; und sie machte es zum drittenmale, wie zuvor. Hierauf wurde das Tuch sogleich zusammengerollt, und Herrn Banks als ein Geschenk überreicht. Dann trat die Dame selbst mit ihrer Freundin näher, und begrüßte ihn durch einen Kuß. Er machte ihnen darauf ein Gegengeschenk; und nachdem sie sich ohngefähr eine Stunde bei uns aufgehalten hatten, begaben sie sich wieder hinweg.

Wir hatten schon mehrmals Gelegenheit gehabt, zu bewundern, daß die Bewohner dieser Insel von einem jeden gegen uns gemachten Anschlage durchgängig sogleich benachrichtiget zu seyn schienen: jezt ereignete sich ein Vorfall, der dieses von neuem bestätigte und unsere Verwunderung darüber vergrösserte.

ferte. Es war zur Nachtzeit eins von unsern Wasserfässern gestohlen, die an der äußern Seite des Forts aufgestellt standen; und des andern Morgens wußte jeder Indiandr, daß es geschehen sey; ohngeachtet der Dieb allem Ansehen nach keinen zum Vertrauten dabei gemacht hatte. Denn alle wünschten, wie es schien, ganz aufrichtig, uns das Gestohlene wieder zu schaffen; aber sie wußten nicht, wo sie es suchen sollten. Tuboural benachrichtigte uns sogar, daß in der nächsten Nacht, noch ein zweites Faß gestohlen werden würde, wenn man nicht auf seiner Hut wäre; und um dieses zu verhindern ließ er sein eigenes Bette neben den Fässern aufschlagen. Wir verbaten indeß diese Fürsorge, und stellten eine Schildwache dabei. Während der Nacht gieng es denn auch wirklich, wie er voraus gesagt hatte; der Dieb stellte sich um Mitternacht richtig ein, kehrte aber wieder um, sobald er die Schildwache erblikt hatte.

Herr Banks sezte jezt auf seinen Freund Tubourai ein so großes Vertrauen, daß er ihn in seinem Zelte nach Belieben ein und ausgehen ließ, ohne ihm weiter auf die Finger zu sehen. Allein auch hier bestätigte sich zulezt das Sprüchwort: „daß Gelegenheit Diebe macht.„ Die bezaubernden Reize eines Korbes mit verschiedenen großen Nägeln würkten so stark auf ihn, daß er unter der Versuchung erlag. Unvorsichtiger Weise schlug er, nach verrichteter That, einen Theil seines Kleides, worunter er einen der gestohlenen Nägel verborgen hatte, zurük: und sein Vergehen war entdekt. Herr Banks sahe sogleich

gleich in seinem Korbe nach, und fand, daß von sieben Nägeln nur noch zwei übrig waren. Er sagte es ihm hierauf, wiewohl ungern, auf den Kopf zu, daß er die fehlenden gemauset habe; und jener gestand es auch gleich ein. Man verlangte also, daß er die Nägel zurükgeben sollte: allein er gab vor, sie wären schon nach seinem eigentlichen Wohnorte Eparre gebracht. Allein da Hr. Banks, der die Sache als etwas Wichtiges behandelte, vermuthlich um den Indianern eine Idee von dem Unrechte und von der Schändlichkeit des Diebstahls beizubringen, zu drohen anfieng: so bequemte sich Tuhourai, einen Nagel hervorzuziehn.

Man führte ihn hierauf in das Fort, um durch die Mehrheit der Stimmen ein Urtheil über ihn fällen zu lassen. Nach einer kurzen Berathschlagung fand man indeß für gut, ihm die Strafe zu erlassen. Damit es aber nicht scheinen möchte, als ob wir sein Verbrechen für ganz leicht ansähen: so zeigte man ihm an, daß die Sache zwar diesmal nicht geahndet werden sollte, aber nur unter der Bedingung, wenn er sich anheischig machte, die übrigen vier Nägel nach dem Fort zurük zu bringen. Er gieng diese Bedingung ein; allein es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß er sein Versprechen nicht erfüllte. Anstatt die Nägel zu holen, zog er lieber noch desselben Abends mit seiner Familie von dannen, und nahm alle seine Geräthschaften mit sich.

Erst zehn Tage nachher ließ er sich zum erstenmale wieder bei uns sehn. Er schien etwas mißvergnügt

und

und furchtsach zu seyn; hielt es aber doch nicht für dienlich, unsere Freundschaft und Gunst durch Zurükgabe der vier Nägel zu erkaufen. Sowohl Herr Banks als auch die übrigen Herrn thaten sehr kalt und behutsam gegen ihn. Er hielt sich daher auch nicht lange bei uns auf, sondern gieng plözlich wieder weg.

In der Hofnung, einige Schweine auszuwirken, beschlossen wir noch einmal einen Besuch beim Tootahah abzulegen. Die Gesellschaft bestand aus den Herren Banks und Solander, drei andern und mir. Tootahah war unterdeß in eine weit entlegene Gegend gezogen, und wir konnten die Reise dahin nur halb zu Wasser machen. Es wurde daher fast Abend, ehe wir anlangten. Wir fanden ihn in seinem gewönnlichen Staate, unter einem großen Baume sitzend, und von einer Menge Volks umgeben. Allda überreichten wir ihm unsere Geschenke, welche diesmal in einem Weiber-Unterrocke von gelben wollenen Zeuge und einigen andern Kleinigkeiten bestanden. Er geruhete, dieses Geschenk in Gnaden anzunehmen, und befahl dagegen, daß sogleich ein Schwein geschlachtet und zur Abendmahlzeit für uns zubereitet würde, mit dem Zusaz: daß wir morgen noch mehrere bekommen sollten. Da es uns aber mehr darum zu thun war, unsere Leute mit Lebensmitteln zu versorgen, als selbst zu schmausen: so bewogen wir ihn, das Schwein am Leben zu lassen, und nahmen bei der Abendmahlzeit mit den Früchten des Landes vorlieb.

Es wimmelte hier von Menschen, die zum Theil in dieser Gegend nicht zu Hause waren, sondern die der Aufenthalt des Tootahah hierher gelokt hatte. Unter diesen befand sich auch die Oberea mit ihrem Gefolge, nebst verschiedenen andern von unserer Bekanntschaft. Da die Nacht jezt einbrach, so sahe sich Jeder nach einem Nachtquartier um, weil die Menge der Leute so groß war, daß die Hütten und Kähne sie nicht alle fassen konnten. Oberea bot Herrn Banks ihren Kahn dazu an, und zeigte ihm einen Ort, wo er seine Kleider hinlegen sollte, damit sie ihm nicht gestohlen würden. Dieser folgte ihrem Rathe; sie selbst aber versprach die Kleider zu verwahren; und so schlief jener ruhig ein. Tootahah selbst hatte sein Nachtquartier hart neben ihm in einem andern Kahne genommen.

Gegen 11 Uhr wachte Herr Banks auf; und da er nicht wieder einschlafen konnte: so gieng er nach dem Orte, wo er seine Kleider hatte hinlegen müssen, um sich wieder anzukleiden; allein — sie waren weg. Er gieng hierauf zu der Schlafstätte der Oberea, wekte sie auf, und klagte ihr seine Noth. Diese erhob sich den Augenblik; ließ ein Licht anzünden, und machte in aller Eile die nöthigen Anstalten, um ihm wieder zu dem Seinigen zu verhelfen. Auch Tootahah erwachte darüber, sprang auf, und lief mit der Oberea fort, um den Dieb aufzusuchen. Herr Banks selbst konnte sie nicht begleiten; denn von seinem ganzen Anzuge war ihm fast nichts mehr, als die Beinkleider übrig geblieben, weil er sich, der großen Hitze wegen, aller andern Stücke ent-

entlediget hatte. Auch seine Pistolen, sein Pulverhorn und verschiedene andere Dinge, die er bei sich gehabt hatte, waren fort.

Nach Verlauf von einer halben Stunde kamen seine vornehmen Freunde zurük; allein mit leerer Hand. Sie hatten weder den Dieb, noch das Gestohlene, ausfündig machen können. Jezt fieng ihm an, nicht wohl bei der Sache zu Muthe zu werden. Seine Kugelbüchse war ihm zwar geblieben! aber er hatte vergessen sie zu laden. Wo wir andern unser Nachtquartier genommen hatten, war ihm unbekannt; er konnte also auf keinen Fall seine Zuflucht zu uns nehmen. Er hielt es indeß für rathsam, seine Besorgniß zu verbergen und sich ruhiger zu stellen, als er wirklich war. In dieser Absicht bezeugte er dem Tookahah und der Oberea seine Zufriedenheit über die Mühe, die sie sich gegeben hätten, und legte sich wieder nieder, indem er dem Tupia, dem Begleiter der Oberea seine Kugelbüchse übergab, und ihm auftrug, dafür zu sorgen, daß sie nicht gestohlen würde. Man kann sich indeß leicht vorstellen, daß sein Schlaf unter diesen Umständen wohl eben nicht der festeste gewesen sey.

Nicht lange nachher hörte er Musik, und sahe nicht weit von seinem Boote Lichter auf dem Lande. Es war ein nächtliches Concert, welches aus verschiedenen Trommeln, Flöten und Singestimmen bestand. Er hofte, daß unter der Menge von Menschen, welche von dieser Lustbarkeit herbeigelokt wurden, vielleicht auch wir andern uns befinden dürfen; also

also stand er auf und gieng dahin. Es gelang ihm, uns zu finden; lief halb nackend auf uns zu, und erzählte uns sein klägliches Abentheuer. Wir trösteten ihn durch die Nachricht, daß es uns allen nicht viel besser ergangen sey. Ich selbst nämlich war ohne Strümpfe, die man mir unter dem Kopfe weg gestohlen hatte, ohngeachtet ich gewiß wußte, daß ich gar nicht eingeschlafen war. Jeder von unsern Mitgefährten hatte von seinen Kleidungsstücken gleichfalls etwas eingebüßt.

So unvollständig indeß unser Anzug auch war, so wollten wir darum doch das Concert nicht versäumen. Dieses dauerte ohngefähr eine Stunde. Wir begaben uns hierauf wieder zu unsern Ruheplätzen; weil wir einhellig der Meinung waren, daß sich jezt nichts vornehmen ließe, um unsere Sachen wieder zu bekommen.

Dem Landesgebrauche nach, standen wir gleich, so wie es Tag wurde, auf; und der erste Mann, den Herrn Banks erblikte, war Tupia, welcher mit der ihm anvertrauten Kugelbüchse getreulich auf ihn wartete. Auch Oberea stellte sich ein, und brachte ihm einige, nach hiesiger Landesart gemachte Kleider, um den Mangel seiner eigenen zu ersetzen. In diesem seltsamen, halb englischen, und halb indianischen Anzuge kam er zu uns. Dr. Solander, den wir bei dem nächtlichen Concerte allein vermißt hatten, stellte sich am spätesten ein. Dieser hatte das Glük gehabt, in einer weit entlegenen Hütte von ehrlichern Leuten aufgenommen zu werden, bei denen er um nichts gekommen war.

Sobald Tootahah zu uns gekommen war, lagen wir ihm sehr ernstlich an, daß er uns unsere Kleider wieder schaffen sollte: allein umsonst! Weder er, noch Oberea, wollten sich bewegen lassen, die geringsten Maaßregeln deshalb zu nehmen. Wir konnten daher nicht umhin, auf den Argwohn zu gerathen, daß sie an dem Diebstahle Theil genommen haben möchten.

Als wir endlich alle Hofnung, das Gestohlene wieder zu bekommen, aufgegeben hatten, schränkten wir uns zulezt darauf ein, uns die versprochenen Schweine auszubitten. Allein es gieng uns hierbei nicht besser, als mit unsern Sachen; denn wir bekamen nichts. Nachdem wir den ganzen Morgen vergebens damit zugebracht hatten, um die Erfüllung des gestrigen Versprechens anzuhalten, sahen wir uns endlich genöthiget, mit dem einzigen Schweine, das wir am vorhergehenden Abend vom Fleischer und Koche gerettet hatten, unsern Rükweg anzutreten, welches aber freilich nicht in der besten Laune geschah.

Unterwegens hatten wir das Vergnügen, die Geschiklichkeit einiger indianischen Schwimmer zu bewundern, die in der That unbeschreiblich groß war. Zehn bis zwölf Indianer spielten und gaukelten schwimmend an einer Stelle des Strandes, wo die Brandung so hoch gieng und so fürchterlich tobte, als ich es je an irgend einem andern Orte gesehn hatte. Mitten in diesen fürchterlichen Wogenbruch sprangen sie scherzend, wie etwa Knaben von einer An-

Anhöhe herab in den Schnee zu springen pflegen, und ließen sich von der Gewalt der kämpfenden Wellen bald pfeilschnell dahin reissen, bald in die Höhe schrudern, bald wieder in den Abgrund versenken. Dieses bewundernswürdige Schauspiel sahen wir über eine halbe Stunde lang mit Erstaunen über die unbegränzten Fähigkeiten der menschlichen Natur an, die, bei hinlänglicher Uebung, es in jeder Art von Geschiklichkeit bis zum Bewundernswürdigen weit zu bringen, und beinahe das Unmögliche selbst möglich zu machen weiß. Schande über den Trägen, der, wie jeder andere unverkrüppelte Mensch, tausend hohe Anlagen und Fähigkeiten besizt, ohne eine einzige derselben bis zur Vollkommenheit auszubilden, ohne in einer einzigen Kunst und Wissenschaft nach dem Gipfel der Vortreflichkeit zu streben! Ich hoffe, daß kein einziger meiner jungen Leser zu dieser unrühmlichen Klasse von Menschen sich gern möchte zählen lassen; und ich glaube daher, nicht erst nöthig zu haben, sie durch das Beispiel dieser Indianer zu erinnern, wie weit man es durch Lust und Anstrengung in jeder Art von Fertigkeit bringen könne, wenn man sich einmal festen Sinnes vorgenommen hat, in dem, was man treibt, nicht mittelmäßig bleiben zu wollen.

10.

Astronomische Beobachtung. Ein indianisches Leichenbegängniß. Etwas von der Kochkunst dieses Landes.

Da nunmehr der Tag herannahete, an welchem der Planet Venus vor der Sonnenscheibe vorbeigehen sollte, welches man den Durchgang der Venus durch die Sonne nennt: so machten wir uns bereit, die Hauptabsicht unserer Reise zu erfüllen, und über diese Begebenheit am Himmel gehörige Beobachtungen anzustellen. Wir hielten für rathsam, daß außer Herrn Green und mir, die wir unsere Stellung auf der Sternwarte im Fort nehmen wollten, noch zwei andere Partheien in verschiedene Gegenden ausgesandt würden, damit, wenn etwa die Wolken uns an dem einen Orte hinderlich wären, doch einige von uns an einem andern Orte glücklicher seyn möchten. Zu dem Ende wurde Herrn Hicks, mein erster Lieutenant, nebst einigen Andern, in eine östliche Gegend der Insel abgeordnet; einer andern Parthei hingegen, welche Herr Gore, mein zweiter Lieutenant, anführte, wurde eine nach Westen gelegene Insel, von dem Cap. Wallis die Yoriks Insel, von den Eingebohrnen hingegen Imao genannt, zum Beobachtungsplatze angewiesen. Zu dieser leztern Parthei gesellte sich auch Herr Banks. Wir waren mit den Bewohnern dieser Insel schon auf Otaheite bekannt geworden, und hatten beiläufig von ihnen

erfahren, daß in der Nachbarschaft umher noch 22 andere Inseln gezählt würden.

Nachdem beide Partheien mit Instrumenten gehörig versehen waren, trat jede derselben den Weg nach dem Orte ihrer Bestimmung an. Tubourai Tamaide und seine Gemahlin Tomio, nebst einigen Indianern schifften sich mit denen ein, welche nach der Insel Imao giengen.

Man fand daselbst eine freundschaftliche Aufnahme. Indeß nun diejenigen, welche die Beobachtung anstellen sollten, sich dazu anschikten, wünschte Herr Banks ihnen zu ihrem Vorhaben Glük, und begab sich fort, und die Produkte der Insel zu untersuchen und Proviant einzukaufen. Während des Handels sahe er zwei Kähne herbeirudern, und hörte von den Eingebohrnen, daß ihr König Tarrao darinn befindlich wäre und ihn zu besuchen käme. Das Volk stellte sich hierauf in zwei Reihen, von dem Landungsorte bis zum Handelsplatze, und Se. Majestät, nebst Dero Schwester, welche Nuna hieß, traten ans Land. Herr Banks gieng ihnen entgegen, und führte sie mit großer Feierlichkeit in den Kreis, den er, um nicht gedrängt zu werden, um sich her gezogen hatte. Weil es unter diesen Völkern gebräuchlich ist, alle ihre Unterredungen sitzend zu halten: so wickelte Herr Banks einen von indianischem Zeuge gemachten Turban, den er statt des Hutes trug, auseinander, breitete denselben auf den Boden aus, und ließ die Gesellschaft sich darauf niedersetzen. Dann wurden ihm die königlichen

Geschenke gebracht, die aus einem Schweine, einem Hunde und aus Früchten bestanden. Er selbst schenkte Sr. Majestät dagegen einen Beil, ein Hemde und einige Glaskorallen; ein Geschenk, welches mit besonderem Wohlgefallen angenomen wurde.

Nachher führte Herr **Banks** seine vornehmen Gäste nach der Sternwarte, zeigte ihnen den Planeten auf der Sonne, und versuchte, ihnen zu verstehen zu geben, daß er und seine Gefährten in der Absicht aus ihrem Vaterlande hierher gekommen wären, um dies zu beobachten. Wie wenig die Indianer begreifen konnten, was für einen Nutzen man sich davon verspreche, läßt sich denken. Den übrigen Theil des Tages brachte Herr **Banks** mit Untersuchung der Landesprodukte zu, welche mit den auf **Otaheite** größtentheils von einerlei Beschaffenheit waren. Am folgenden Morgen brachen sie die Gezelte wieder ab, und langten noch vor Abends wieder bei dem Fort an.

Zu unserer unbeschreiblichen Freude war die Beobachtung an allen dreien Orten mit dem glüklichsten Erfolge von Statten gegangen; weil der Himmel uns einen sehr heitern Tag dazu schenkte. Einige Beschreibung davon gehört nicht hierher.

Einige Tage darnach hatten wir Gelegenheit dem Leichenbegräbniß einer alten Frau von Stande beizuwohnen, welche eine Verwandtin der **Tomio** war. Wir wurden dabei in der Meinung bestärkt, daß diese Leute, dem jetzigen Gebrauche aller bekannten

ten Nationen zuwider, ihre Todten niemals begraben. In der Mitte eines kleinen Vierecks, da mit einem artigen Gitter von indianischem Rohre umgeben war, wurde das Wetterdach eines Kahns über Pfosten ausgebreitet, und unter demselben die Leiche auf dem Gerüste niedergelegt. Sie war mit feinem Tuche bedekt. Neben ihr wurden Brodfrüchte, Fische und andere Lebensmittel hingelegt; und Tubourai berichtete uns, daß diese Speisen ein Opfer für ihre Götter seyn sollten. Sie glauben indeß nicht, daß die Götter essen, sondern das Opfer soll bloß ein Merkmaal ihrer Ehrfurcht und Dankbarkeit seyn. Neben der Leiche lagen unzählig viele Stükchen Tuch, in welchen die Zähren und das Blut der Leidtragenden waren aufgefangen worden; denn bei jedem Anfall einer lebhaften Traurigkeit ist es, wie ich schon oben erzählt habe, durchgehends unter ihnen gebräuchlich, sich mit einem spitzigen Seehundszahne zu verwunden.

In einer kleinen Entfernung von der Leiche waren, für eine gewisse Zeitlang, zwei Wohnungen aufgerichtet; die eine für verschiedene Anverwandte des Todten, die andere für den vornehmsten Leidtragenden, welcher allemal eine Mannsperson ist. Dieser ist in einen sehr sonderbaren Anzug eingehüllt, und verrichtet eine Feierlichkeit, die weiter unten beschrieben werden wird. Erst dann, wenn der Leichnam völlig verweset ist, werden die übrig gebliebenen Gebeine desselben, nahe bei diesem Orte, in die Erde gegraben.

Um allen Ceremonien des Leichenbegängnisses beiwohnen zu dürfen, mußte Herr Banks sich unter Leidtragenden aufnehmen lassen, und sich entschliessen, alles schalt mitzumachen, weil man ihm sagte, daß er unter keiner andern Bedingung dabei zugegen seyn könnte. Er begab sich also des Abends nach dem Orte, wo der Leichnam lag. Hier empfieng ihn die Tochter des Verstorbenen, in Gesellschaft von verschiedenen andern, zu dieser Feierlichkeit gehörigen Personen, unter welchen sich auch ein Knabe von vierzehn Jahren befand. Tubourai sollte der vornehmste Leidtragende seyn. Er erschien daher ganz vermummt, in einer auszeichnenden und höchstseltsamen Kleidung. Herr Banks mußte sich ganz ausziehn, und statt seiner europäischen Kleider, wickelte man ihm ein schmales Stük hiesigen Zeuges mitten um den Leib, und färbte ihn hierauf von den Füssen bis an die Schultern mit Kohlen und Wasser so lange, bis er über und über pechschwarz war.

Die nämliche Ceremonie nahm man noch mit verschiedenen andern Personen vor, unter denen auch einige Frauenzimmer war. Dann sezte sich die Procession in Bewegung. Tubourai murmelte bei dem Leichnam etwas her, welches ein Gebet seyn mogte, und machte es noch einmal so, als er an sein eigenes Haus gekommen war. Der Zug gieng hierauf bei unserm Fort vorbei.

So wie er sich einem Orte näherte, wo Indianer versammlet waren, flohen sie auf das eilfertigste von dannen, und versteften sich in der Waldung. Auch

die

die Bewohner derjenigen Häuser, bey welchen das Trauergeleite vorbey gieng, verließen dieselben, und krochen in irgend einen Schlupfwinkel, wo sie nicht gesehen werden konnten. Während der ganzen Ceremonie die über eine halbe Stunde dauerte, ließ sich kein einziger von ihnen wieder sehen. Das Amt, welches Herr **Banks** und außer ihm noch zwei Indianer dabey versahen, wurde das Amt eines **Niniveh** genannt, und bestand darinn, daß sie, wenn die Einwohner derjenigen Gegenden, durch welche der Zug gieng, entflohen waren, zu dem vornehmsten Leidtragenden kamen, und zu ihm sagten; **imatata, es ist niemand da.** Nach vollendeter Feierlichkeit wurde die Gesellschaft entlassen. Jeder wusch sich hierauf im Flusse, und legte hernach seine gewöhnlichen Kleider wieder an.

Unser friedlicher und vertraulicher Umgang mit den Indianern, wurde von Zeit zu Zeit durch kleine Diebereien unterbrochen, die ich um der Folgen willen, die meine Nachsicht hätte haben können, unmöglich ungeahndet lassen konnte. Aber mit eben der Strenge, mit welcher ich in dergleichen Fällen zu verfahren nicht unterlassen konnte, bestrafe ich auch diejenigen unter meinen eigenen Leuten, die sich einer Ungerechtigkeit gegen die Indianer schuldig machten. So beschwerten sich eines Tages etliche von den Einwohnern bey mir, daß zwey von den Matrosen ihnen einen Bogen und einige Pfeile, ingleichen einige Schnüre geflochtenen Haares weggenommen hätten; und ich untersuchte die Sache auf der Stelle. Da ich nun die Anklage gegründet fand, so ließ ich

einen jeden von den Verbrechern mit 24 Hieben bestrafen.

Seit dem oben beschriebenen nächtlichen Abentheuer, wobei wir einen Theil unserer Kleidungsstücke einbüßten, waren nun schon über vierzehn Tage verflossen, ohne daß Dame Oberea sich wieder bei uns sehen ließ. Jezt stellte sie sich wieder ein, brachte uns aber von den gestohlenen Sachen nichts zurük. Sie schob die Schuld auf ihren Freund Obadee, von dem sie versicherte, daß sie ihn geschlagen habe, worauf er mit den Sachen davon gegangen wäre. Man sahe es ihr dabei an, daß sie es selbst fühlte, wie wenig Glauben diese Ausrede fand. Indeß unterdrükte sie ihre Verlegenheit, und gab mit ungemeiner Dreistigkeit zu verstehen, daß sie ihr Nachtlager diesmal in dem Fort zu nehmen gedächte. Dieses ward ihr aber rund abgeschlagen, um ihr kein Geheimniß daraus zu machen, daß wir ihr nicht trauten. Sie gieng hierauf mit sichtbaren Merkmalen des Verdrusses fort, und übernachtete in ihrem Kahne.

Indeß kehrte sie am folgenden Morgen zurük, und überließ sich mit einer gewissen zuversichtlichen Größe des Geistes, die unsere Bewunderung erregte, unserer Gewalt. Um den Anfang zu einer Aussöhnung zwischen ihr und uns zu machen, schenkte sie uns ein Schwein, einen Hund und verschiedene andere Sachen. Wir hatten seit kurzem erfahren, daß die Indianer das Fleisch ihrer Hunde für eine leckere Speise halten, und es dem Schweinefleische vor-

verziehn. Es kam uns daher die Lust an, selbst einmal einen Versuch damit zu machen; und Tupia übernahm das doppelte Amt eines Fleischers und eines Kochs, wobei er auf folgende Weise zu Werke gieng.

Er nahm den Hund, welcher sehr feist war, und hielt ihm mit beiden Händen Mund und Nase so fest zu, daß er ersticken mußte. Dieses Hinrichten dauerte eine gute Viertelstunde. Unterdeß war ein Loch in die Erde gegraben, das ohngefähr einen Fuß tief seyn mogte. In demselben zündete man ein Feuer an, und legte einige kleine Steine schichtweise zwischen das Holz, um sie recht durchzuheitzen. Hierauf wurde der Hund über das Feuer gehalten, und nach abgesengtem Haar, mit einer Muschelschaale rein abgeschabt. Man schnitt ihn alsdann mit der nämlichen Muschel auf, nahm das Eingeweide heraus, und ließ es in der See so lange waschen, bis es völlig rein geworden war. Dann legte man es, zusamt dem aufgefangenen Blute des Thiers, in Kokosschalen.

Sold das Loch gehörig durchgeheitzt war, wurde das Feuer herausgenommen, und von den heißgemachten Steinen eine Unterlage gemacht. Diese wurde mit frischem Laube bestreut und auf dasselbe der Hund, nebst dem Eingeweide gelegt. Darüber machte man wieder eine Lage von Blättern, und über diesen eine zweite Lage von heißgemachten Steinen: worauf man das ganze Loch mit Erde zuschüttete.

In

In diesem Zustande blieb der Braten beinahe vier Stunden lang. Dann wurde er herausgenommen und aufgetischt. Wir aßen davon, und fanden das Gericht nicht nur vortreflich durchgebraten, sondern auch von ungemein gutem Geschmacke. Man muß aber wissen, daß diese Hunde nur mit Brodfrucht, Kokosnüssen, und anderer dergleichen Nahrung aus dem Pflanzenreiche gefüttert werden. Alles andere Fleisch, welches die Eingebornen essen, so wie auch ihre Fische, werden auf eine und eben dieselbe Art gebraten.

Am 21sten Junius besuchte uns ein Oberhaupt, Namens Oamo, den wir noch nicht gesehen hatten, der aber in keinem geringen Ansehen unter ihnen stehen mußte, wie wir aus der allgemeinen Ehrfurcht schließen konnten, welche ihm erwiesen wurde. Er hatte einen Knaben und ein junges Frauenzimmer bei sich; jener mogte ohngefähr 7, dieses 16 Jahr alt seyn. Der Knabe wurde von einem Manne auf dem Rücken getragen, welches vermuthlich eine Art von Staat war, weil er eben so gut, als die Uebrigen, zu Fuß gehen konnte.

Sobald man den Oamo ankommen sahe, giengen Oberea und verschiedene Andere ihm entgegen, nachdem sie vorher den Kopf und den Oberleib entblößt hatten. Eben diese Ceremonie nahmen auch alle übrigen außerhalb des Forts befindlichen Indianer vor. Das Entblößen des Leibes muß also hier, wie bei uns das Entblößen des Kopfes, ein Zeichen von Achtung und Ehrerbietung seyn.

Das

Das Oberhaupt kam ins Gezelt; allein das junge Mädchen und der Knabe wurden von dem Volke zurükgehalten; und als Herr Solander den leztern bei der Hand nahm und ihn hereinführte, so bezeugten die Indianer ihre Unruhe darüber, und sorgten dafür, daß er sogleich wieder hinausgebracht wurde.

Dies Betragen erregte unsere Neugier. Wir forschten also nach, wer diese Leute wären? und zogen darüber folgende Erkundigung ein. Oamo war ehemals der Gemahl der Oberea gewesen; hatte sich aber mit ihrer Einwilligung von ihr geschieden. Das junge Frauenzimmer und der Knabe waren ihre gemeinschaftlichen Kinder. Jener hieß Terridiri und war der nächste Thronerbe; seine Schwester war zu seiner künftigen Gemahlin bestimmt, weil nach den Sitten der Indianer Bruder und Schwester einander heirathen können. Der wirkliche König war zur Zeit unsers Hierseyns auch noch ein Knabe; und Totahah, sein Vormund, verwaltete die Regierung in seinem Namen, ohngeachtet er noch einen Vatter, Namens Wappai, im Leben hatte. Oamo, Tootahah und Wappai waren Brüder.

Meine jungen Leser werden sich wundern, wie ein Knabe bei Lebzeiten seines Vaters König seyn konnte; ich muß daher sagen, wie das zusammenhängt. Nach den Sitten dieses Landes erbt der Sohn, sobald er zur Welt kommt, den Titel und die Gewalt seines Vaters; man wählt alsdann einen Regenten, der die Regierung für ihn verwalten muß, bis

bis er selbst das gehörige Alter erreicht hat. Gemeiniglich trift diese Wahl den Vater des Kindes; diesmal aber hatte man den Tootahah, den Onkel des Kleinen, vorgezogen, weil sich dieser in einem Kriege besonders hervorgethan hatte.

Oamo schien ein sehr verständiger Mann zu seyn. Er that über England und seine Einwohner viele Fragen an uns, die einen fähigen und geübten Verstand verriethen.

II.

Man umschift die Insel. Beobachtungen, welche man auf dieser Reise anstellte. Abreise von Otaheite.

Um den Umfang, die Küste und Häfen der ganzen Insel kennen zu lernen und abzuzeichnen, beschloß ich, sie zu umschiffen. Ich reisete daher den 26sten Junius in Herrn Banks Begleitung, früh um drei Uhr in der Pinasse*) ab. Wir machten diese Reise theils zu Wasser, theils zu Lande, indem wir von Zeit zu Zeit ausstiegen und das Boot dergestalt an der Küste hinfahren ließen, daß wir, so oft wir wollten, es wieder erreichen konnten.

Wir fanden auf dieser Reise, daß das Land aus zwei an einander hängenden Halbinseln, einer größern und

*) Eine Art von großen Böten.

und einer kleinern, bestand. Die kleinere hatte ihr eigenes Oberhaupt. Wir machten die Bekanntschaft desselben, und wurden freundschaftlich von ihm aufgenommen. Es war ein alter hagerer Mann, mit einem schneeweißen Kopfe und Barte. Seine Gemahlin hingegen war eine junge liebenswürdige Person von ohngefähr 25 Jahren.

Unter andern Besonderheiten, die uns auf dieser Reise zu Gesicht kamen, sahen wir in einem Hause funfzehn menschliche Kinnbacken, welche an ein halbrundes Brett befestiget waren. Dieser Anblik erregte unsere Neugier: aber alle unsere Nachforschungen blieben dasmal fruchtlos, weil die Einwohner uns entweder wirklich nicht verstanden, oder nicht verstehen wollten. In der Folge aber erfuhren wir, daß diese Kinnbacken Siegeszeichen wären; und daß man diese hier eben so, wie in Nordamerika die Kopfhäute der erschlagenen Feinde mitzunehmen und aufzubewahren pflege.

Das Oberhaupt dieser Gegend hieß **Mathiabo**. Dieser bat sich die Erlaubniß aus, uns begleiten zu dürfen; und erwarb sich bald durch sein dienstfertiges und freundschaftliches Betragen unser ganzes Vertrauen. Nichts desto weniger hatte er bei einbrechender Nacht den Reizen eines von uns geliehenen Oberrocks nicht widerstehen können, und war plözlich damit entflohen. Allein einige ernsthafte Drohungen, welche alles in Schrecken sezten, und die Anstalt, die wir machten, ihn einzuholen, hatten sich wie ein Lauffeuer, schnell durch die ganze Gegend verbrei-

breitet und ihn bewögen, den Oberrock abzuwerfen. Ein anderer Indianer brachte ihn uns hierauf wieder, und die Sache war damit abgethan.

In einer andern Gegend kam uns eine Seltenheit von sonderbarer Art zu Gesicht. Es war die Gestalt eines Mannes, unförmlich aus Weiden geflochten, sonst aber nicht übel gezeichnet. Diese Figur war über sieben Fuß hoch, für diese Höhe aber etwas zu dik gerathen. Die geflochtenen Weiden machten eigentlich nur das Skelet des Ganzen aus; die äußere Seite war mit Federn bekleidet, welche das Fleisch und die Haut vorstellten. Am Kopfe hatte die Figur vier hervorragende Beulen, drei vorn, und eine hinten. Wir würden sie Hörner genannt haben; aber die Indianer nannten sie, ich weiß nicht warum, kleine Männerchen. Sie sagten uns, das Bild sey das einzige in seiner Art auf der ganzen Insel. Was es eigentlich vorstellen sollte, das konnten sie uns damals nicht verständlich machen, weil unsere indianische Sprachkenntniß noch nicht so weit reichte, um ihre Erklärung darüber zu verstehen. In der Folge aber erfuhren wir, daß es eine Vorstellung des Mouwe, eines ihrer Götter vom zweiten Range, seyn sollte.

Da wir in dem Gebiete angelangt waren, welches unsern Freunden Oamo und Oberea gehörte, erstaunten wir ein ungeheures Gebäude vor uns zu sehen, wovon man uns sagte, daß es das Morai dieser beiden Indianer wäre. Morai aber hieß bei ihnen ein Begräbnißplaz, der zugleich zu gottesdienstlichen

lichen Handlungen gebraucht wird. Das Gebäude war ganz von Stein, und zwar pyramidalisch aufgeführt. Es ruhete auf einer länglicht viereckigen Grundlage, die 267 Fuß lang und 87 Fuß breit war. Die Höhe desselben betrug 44 Fuß. Auf den Seiten waren Stufen, aus weissen Korallensteinen verfertiget, welche regelmäßig zu Würfeln gehauen und wohl geglättet waren. Die übrigen Theile dieser Masse (denn sie war nirgends hohl) bestanden aus runden Kieselsteinen, welche gleichfalls bearbeitet zu seyn schienen, weil sie in und auf einander paßten. Das Fundament bestand aus Felsenstücken, welche viereckigt gehauen und von ansehnlicher Größe waren.

Ein solcher Bau, ohne eiserne Werkzeuge und ohne Mörtel zur Verbindung der Steine aufgeführt, erregte unser Erstaunen. Die großen Quadersteine mußten aus einer ziemlich weiten Entfernung hergebracht, und die Korallensteine aus der Tiefe des Meers heraufgeholt seyn; weil von jeden in dieser und den benachbarten Gegenden keine gefunden werden, und weil diese sonst nirgends, als auf dem Meeresgrunde, anzutreffen sind. Und gleichwohl muß hier alles durch Menschenhände gehoben und fortgeschaft werden, weil man weder lasttragende und ziehende Thiere, noch mechanische Werkzeuge kennt. Man denke sich nun, was das für Arbeit, Mühe und Zeit kosten mußte! Sowohl die Felsenstücke, als auch die Korallensteinen mußten mit Werkzeugen von eben der Steinart behauen werden: man denke sich die Langweiligkeit und Mühseligkeit dieser

Arbeit! Und doch war der Fleiß und die Geduld dieser Leute damit zu Stande gekommen.

Oben auf dem Gipfel der Pyramide stand ein aus Holz geschnitzter Vogel; und neben demselben lag ein aus Stein gehauener, aber zerbrochener Fisch. Die ganze Spitzsäule schloß die eine Seite eines großen viereckigen Bezirks ein, welcher 360 Fuß lang, 354 Fuß breit, mit flachen Steinen gepflastert und mit einer steinernen Mauer umgeben war. Zwischen dem Pflaster waren hie und da einige von denjenigen Bäumen gepflanzt, welche sie Etoa nennen, und welche man bei allen ihren Begräbnißplätzen zu finden pflegt, vermuthlich weil er ihnen, wie etwa bei uns die Birke mit herabhangenden Zweigen, ein Sinnbild ist, welches auf die Bestimmung eines solchen Orts Bezug hat.

In einer kleinen Entfernung von diesem Platze war ein anderer gepflasterter Hof, in welchen keine Gerüste auf Pfosten ruheten. Diese hielten wir für Altäre, weil man allerhand Lebensmittel darauf zu legen pflegt, die uns Opfer zu seyn schienen. In der Folge haben wir gesehen, daß sie ganze Schweine darauf hinlegten. Diesmal waren nur etwa 50 Schädel von diesen Thieren, nebst einer Menge Hundeschädel darauf befindlich.

Die Pracht eines Morai wird hier als ein Maaßstab des Ranges angesehn, worinn der Besitzer desselben steht. Der jezt beschriebene war daher ein augenscheinlicher Beweis von dem großen Ansehen

und

und der Macht der Oberea, deren Eigenthum er war. Gleichwohl schien sie zur Zeit unsers Hierseyns lang nicht so viel mehr zu gelten, als damals, da der Delphin hier vor Anker lag. Jezt erfuhren wir die Ursache davon; sie war folgende:

Als wir längst der Seeküste hin nach dem eben beschriebenen Morai giengen, lag der ganze Weg dahin voller Menschengebeine, vornehmlich Ribben und Wirbel vom Rükgrade. Wir unterließen nicht, uns zu erkundigen, was dies zu bedeuten habe; und da erzählte man uns, daß, ohngefähr fünf Monate vor unserer Ankunft, das Volk von der südöstlichen Halbinsel in diese Gegend einen Einfall gethan und eine Menge Menschen getödtet habe, deren Gebeine hier noch herum lägen. Bei dieser Gelegenheit hätten Oberea und Oamo, welche damals statt ihres Sohnes die Regierung verwalteten, ihre Pflicht vergessen, und wären nach den Bergen geflüchtet. Darauf hätten die Sieger alle hier belegene Häuser in Brand gesteckt und alle Schweine, nebst dem übrigen Vieh, mit sich fortgenommen. Die auf einem Brette befestigten Kinnbacken, deren ich oben erwähnte, wären Denkmäler des Sieges, den die Feinde damals davon getragen hätten. Dies war also die Ursache, wann man die beiden obgenannten Regenten der höchsten Würde entsezt hatte.

Also auch hier, wo der Sitz des Friedens und der Glükseligkeit zu seyn schien — auch hier Krieg! Also Zwietracht und Krieg überall, wo Menschen sind! Trauriges Loos der Menschheit! Unsere Wan-

derschaft hienieden ist schon an sich so kurz, ist schon an sich mit so vielen und großen Beschwerden und Mühseligkeiten verbunden: und doch sind wir unverständig genug, sie durch Zank und Streit, durch Krieg und Blutvergießen noch mehr zu verkürzen, und zu den natürlichen Leiden der Menschheit noch weit größeres, selbstgemachtes Elend hinzuzufügen! O der unbegreiflichen Verblendung! —

Niedergeschlagen von dieser traurigen Betrachtung kehrten wir von hier aus wieder nach dem Fort zurük.

Und nunmehr, da wir sowohl den Zwek unsers Hierseyns, als auch unsere Neugier hinlänglich befriediget hatten, fiengen wir an, auf unsere Abreise bedacht zu seyn. Wir demolirten daher das Fort, und schafften unsere Sachen an Bord. Während dieser Arbeit wurden zwei von unsern Seesoldaten vermißt. Nach angestellter sorgfältiger Erkundigung, wurden wir von den Indianer benachrichtiget, daß sie ins Gebirge geflohen und gesonnen wären, auf der Insel zurükzubleiben. Da mir nun sehr daran gelegen war, sie wieder zu bekommen: so schikte ich ein Commando aus, um sie aufzusuchen. Ich erklärte mich zugleich gegen verschiedene Oberhäupter, die sich gerade bei uns befunden, und unter denen auch Tubourai und die Oberea waren, daß sie sämtlich so lange zur Bürgschaft bei uns bleiben müßten, bis ich meine Flüchtlinge wieder erhalten hätte. Sie äußerten hierüber weder Besorgniß noch Mißvergnügen.

Auch

Auch den Tootahah ließ ich mit guter Manier herbeilocken; und da gegen Abend meine Leute noch nicht gefunden wären, so ließ ich die vornehmsten nach dem Schiffe bringen. Dies verbreitete allgemeines Schrecken; und Einige unter ihnen, besonders das Frauenzimmer, drükten ihre Besorgnisse durch die bittersten Thränen aus.

Gegen 9 Uhr wurde endlich der Eine von den Flüchtlingen zurükgebracht. Diejenigen, welche ihn uns zuführten, meldeten zugleich, daß der Andere zwar auch gefunden sey, daß man aber sowohl ihn als den ausgeschikten Unterofficier und Korporal so lange als Gefangene zurükbehalten würde, bis Tootahah wieder in Freiheit gesezt wäre.

Ich war nun einmal schon zu weit gegangen, um jezt nachgeben zu können. Ich schikte daher augenbliklich den Lieutenant Hicks mit einem starken Commando aus, um die Gefangenen zu befreien, und ich verlangte von dem Tootahah, daß er einige seiner Leute mitschicken sollte, um ihre Auslieferung in seinem Namen zu verlangen. Dies geschah; und so bekam die ausgeschikte Parthei ohne allen Widerstand die Gefangenen zurük. Die Entlaufenen gestanden, daß ihre Absicht gewesen sey, auf der Insel zurükzubleiben, weil sie sich hier ein glüklicheres Leben, als in Europa, verheissen hatten.

Zu denjenigen unter den Indianern, die uns besonders ergeben waren, gehörte vornehmlich auch

Tupia, der Freund und ehemalige Staatsminister der Oberea, dessen ich oben schon einigemal erwähnt habe. Dieser Mann stellte zugleich den obersten Priester dieses Volks vor, und hatte also eine vollkommene Kenntniß von der Religion des Landes. Außerdem besaß er Kenntnisse und Erfahrungen in Ansehung der Schiffahrt, und war mit der Zahl und Lage aller benachbarten Inseln wohl bekannt. Oft hatte er schon ein Verlangen geäussert, mit uns fort zu reisen; und jezt kam er mit einem Knaben, der sein Bedienter war, an Bord, und wiederholte diesen Wunsch mit der inständigen Bitte, daß wir ihn erfüllen mögten. Wir begriffen, daß die Gesellschaft eines solchen Mannes uns auf unserer ferneren Reise von großem Nutzen seyn könnte; wir willigten also freudig ein.

Am folgenden Morgen, als den 13ten Julius 1769, da zu unserer Abreise alles fertig war, sahen wir das Schiff mit unsern Freunden angefüllt, und von allen Seiten mit Kähnen umgeben. Ich gab Befehl die Anker zu lichten; und die stille und rührende Betrübniß der Indianer brach nunmehr in Thränen aus; das Volk in den Kähnen hingegen erhob um die Wette ein lautes Klaggeschrei, welches wir aber doch mehr einer Affectation, als einer wirklichen Betrübniß zuschreiben mußten.

Tupia zeigte bei dieser Scene eine wirklich edle Seele, die eben so viel standhafte Entschlossenheit, als warmes Gefühl für seine Freunde verrieth. Er weinte zwar, aber sowohl dieses, als auch die Gewalt,

walt, die er sich anthat, seine Thränen zurük zu halten, vermehrte unsere Hochachtung gegen ihn. Er schikte der Potomai, einer Favoritin des Tootohah's noch zulezt ein Geschenk, welches in einem Hemde bestand. Dann kletterte er mit Herrn Banks auf den Mastkorb, um seinen Landsleuten in den Kähnen so lange zuzuwinken, bis sie sich aus dem Gesichte verloren.

So nahmen wir Abschied von dieser reizenden und glüklichen Insel, nachdem wir gerade drei Monate lang daselbst verweilt hatten. Unsere Blike hiengen an ihren anmuthigen Küsten, so lange wir sie nur sehen konnten.

12.

Umständlichere Beschreibung der Insel Otaheite nach ihren Naturgütern, Einwohnern, deren Kleidung, Wohnungen, Speisen, häuslichem Leben und Zeitvertreiben.

Nach unser aller Urtheil ist diese Insel eins der anmuthigsten und gesegnetesten Länder des Erdbodens. Ein heiterer Himmel, ein mildes Klima und ein fruchtbarer Boden vereinigen sich, um es zu einem irdischen Paradiese zu machen.

Die Gestalt des Landes ist sehr abwechselnd. Es erhebt sich in Reihen von Bergen, die nach der Mitte

der Insel hinlaufen und daselbst zu so hohen Gebirgen emporsteigen, daß man sie in einer Entfernung von zwölf deutschen Meilen sehen kann. Am Fuß dieser Berge ist der äußere Rand der Insel rund umher eine schmale Ebene, die bis an die See reicht. Der Boden ist überall — etwa die Gipfel der Berge ausgenommen — sehr fett und fruchtbar, wird von vielen kleinen Bächen vortrefflichen Wassers benezt, und ist mit allerlei Fruchtbäumen bewachsen, welche liebliche Früchte und kühlenden Schatten gewähren.

Das niedrige Land und die Thäler zwischen den Bergen sind stark bevölkert. Tupia, der es wissen konnte, versicherte, die Insel könne 6780 streitbare Männer ins Feld stellen; wornach man sich von der ganzen Bevölkerung einen Begriff machen kann. Die Häuser sind nicht in Dörfer und Flecken zusammen gebaut, sondern sie liegen zerstreut umher; und Jeder hat bei seiner Wohnung zu seinem Nutzen und Vergnügen, eine kleine Waldung.

Die vorzüglichsten Naturgüter dieser Insel sind Brodfrucht, Kokosnüsse, Bananas, Plantanen, eine Frucht, die einem Apfel nicht unähnlich und sehr wohlschmeckend ist, Kartoffeln, Kakaonüsse, Zuckerrohr, welches die Einwohner roh genießen, und verschiedene andere, diesem Lande eigenthümliche Früchte und Gewächse, die ich übergehe, weil meine jungen Leser sich doch keine anschauende Vorstellung davon machen könnten. Alle diese Naturgüter, die den Einwohnern zur Speise und zur Erfri-

Erfrischung dienen, bringt die Erde entweder ganz freiwillig, oder nur bei so geringer menschlicher Mithülfe hervor, daß der Ausspruch: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, die Bewohner dieser Insel nicht zu treffen scheint. Europäische Gewächse und Früchte findet man hier ganz und gar nicht.

Von zahmen Thieren fanden wir hier nur Schweine, Hunde und Federvieh; und von wilden Thieren keine andere, als Enten, Tauben, kleine Papagaien, einige wenige andere Vögel und Ratten. Vierfüßiges Wild und Schlangen sind auf der ganzen Insel nicht zu finden. Desto reicher aber ist hier die See an allerlei vortrefflichen Fischen. Diese halten die Eingebornen für die wohlschmeckendeste unter allen ihren Speisen; und sie machen daher aus der Fischerei eins ihrer vorzüglichsten Geschäfte.

Sie selbst sind von der größten europäischen Statur. Die Männer sind durchgängig groß, stark, wohlproportionirt und überhaupt ansehnliche Leute. Der größte, den wir sahen, maß 6 Fuß und viertehalb Zoll. Die Frauenzimmer von Stande sind gemeiniglich ebenfalls von mehr als unserer mittlern Statur; unter dem gemeinen Volke hingegen sind sie eher kleiner, ja einige derselben sehr klein. Dieser Unterschied muß vermuthlich von einer verschiedenen Lebensart in den Jahren der Kindheit und der Jugend herrühren; denn daß die Natur den Vornehmern deswegen, weil er vornehm ist, größer bilden sollte, als den Geringern, wird hoffentlich wohl niemand einfältig genug seyn, zu vermuthen.

Ihre natürliche Farbe ist eine Art von Oliven oder Brunettenfarbe. Diejenigen aber, welche mehr, als andere, dem Winde und den Sonnenstralen ausgesezt sind, waren ungleich brauner. Sie haben dabei eine glatte sanfte Haut, und ihre Gesichter sind sehr wohl gebildet, nur daß die Nase gemeiniglich ein wenig flach ist. Ihr Auge ist voll Ausdruk, bald sprühet es gleichsam Feuer, bald drükt es wieder sanfte Freundlichkeit und Milde aus. Ihre Zähne sind durchgängig schön, eben und weiß; ihre Haare schwarz; nur etwas grob. Die Männer haben zwar Bärte, aber nur einen großen Theil davon pflegen sie auszuraufen. In ihren Bewegungen bemerkt man eben so viel Stärke, als Leichtigkeit; ihr Gang ist angenehm; ihr Betragen gegen Fremde und unter einander edel, leutselig und höflich. Außerdem müssen wir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß wir sie ihrer Gemüthsart nach, brav, offenherzig und aufrichtig, ohne Argwohn, ohne Verrätherei, Grausamkeit und Rachsucht fanden. Nur in einem Punkte ließ ihre Sittlichkeit sie durchgängig im Stiche; sie waren nämlich, wie schon oben bemerkt worden, alle — Diebe.

Es herrscht bei ihnen der Gebrauch, sich den Kopf mit einem aus Kokosnuß gepreßten, und mit allerhand Kräutern vermischten Oele, zu salben, welches nichts weniger als wohlriechend ist. Kämme waren ihnen ein unbekanntes Werkzeug zur Reinigung. Sie waren daher auch nicht frei von Ungeziefer; und sowohl die Kinder, als auch die gemei-

nen

nen Leute, pflegten das auf ihren Köpfen gefangene Wildpret aufzuessen. Sie sind übrigens sehr reinlich; und diejenigen, denen wir Kämme schenkten, bedienten sich derselben sorgfältig zu ihrer Reinigung.

Den Leib pflegen sie an verschiedenen Stellen auf eine Art zu färben, die sie tättowiren nennen. Sie bedienen sich dazu eines kleinen, aus Knochen oder Muscheln verfertigten Instruments, welches, gleich einem Kamm, zu lauter spitzigen Zähnen eingekärbt ist. Diese Zähne werden in eine schwarze Farbe von Lampenruß getunkt und auf die Haut gesezt; alsdann schlagen sie darauf, so daß die gefärbten Zähne in die Haut dringen und in den dadurch gemachten Löchern unauslöschliche Flecken zurük lassen. Diese Ceremonie wird an den Kindern verrichtet, wenn sie ohngefähr 12 bis 14 Jahr alt sind.

Bei dem weiblichen Geschlechte stellen diese Zierrathen gemeiniglich ein Z vor, und sie werden auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, oft auch rings um die äußere Seite des Fußes angebracht. Außerdem sind beiden Geschlechtern noch verschiedene andere Zeichen an andern Orten eingedrükt, z. B. Vierecke, Cirkel, halbe Monde, unförmliche Bilder von Menschen, Vögeln und Hunden. Einige sollten Sinnbilder seyn, deren Bedeutung aber für uns ein Geheimniß blieb.

Am freigebigsten sind sie mit diesen Zierrathen gegen denjenigen Theil des Körpers gewesen, der in

Eu-

Europa für den ungeehrtesten gehalten wird. Diesen hat man hier gemeiniglich mit einer dunkelschwarzen Farbe ganz überzogen, und über demselben, bis an die kurzen Ribben, einen Bogen über den andern eingeprägt. Auf diese Bogenlinien ist man hier eben so stolz, als bei uns etwan auf ein Ordenszeichen, und man ist auch eben so bemüht, sie von Andern bemerken zu lassen. Das Gesicht lassen sie ungezeichnet; nur ein einziges Beispiel vom Gegentheile kam uns vor. Uebrigens muß die Operation, wodurch dies Zeichen verrichtet wird, sehr schmerzhaft seyn.

Die Kleidungsstücke dieser Indianer sind theils aus feinen Matten, theils aus einem Zeuge verfertiget, dessen Zubereitung weiter unten beschrieben werden soll. Der Matten bedienen sie sich vornehmlich bei Regenwetter. Der weibliche Anzug besteht aus drei oder vier Stücken, deren eins ohngefähr 6 Fuß breit und 33 Fuß lang ist. Dieses wickeln sie einigemal um den Unterleib, und lassen es, gleich einem Unterrocke, bis an die Waden hinabhängen. Die übrigen Stücke, welche etwa 7 und einen halben Fuß lang und 3 breit sind, und deren jegliches in der Mitte einen Einschnitt hat, legen sie über einander, stecken den Kopf durch das Loch, und lassen die Enden vorn und hinten herunter hangen, so daß die Arme frei bleiben. Die Kleidung der Männer unterscheidet sich bloß dadurch, daß sie das um die Hüften gewickelte Tuch nicht, wie einen Weiberrok, hängen lassen, sondern es zwischen den Schenkeln dergestalt zusammen binden, daß es einigermaßen die Form unserer Beinkleider erhält. Diese Kleidungs-

dungsarten haben Vornehmere und Geringere mit einander gemein; die erstern unterscheiden sich von den leztern durch nichts, als durch die Menge der Kleidungsstücke. In der Hitze des Tages gehen beide Geschlechter beinahe nakt.

Der Kopfputz macht den hiesigen Damen nicht weniger, als den unsrigen zu schaffen. Er besteht bei ihnen vornehmlich aus fein geflochtenen Menschenhaaren, die sie in großer Menge und mit vielem Geschmacke um den Kopf wickeln. Herr **Banks** hat Stücke von der gleichen Flechten mitgebracht, welche länger, als eine englische Meile sind, und nirgends einen Knochen haben; und solcher Stücke habe ich oft fünf bis sechs um einen Frauenzimmerzopf gewickelt gesehen, also Flechten, die zusammengenommen über eine deutsche Meile lang waren!

Zwischen diesen künstlich geflochtene Haar stecken sie allerlei Blumen; so wie die Männer die Schwanzfedern des **tropischen Vogels** *) aufrecht in ihr Haar, welches sie oft zu einem Büschel auf dem Kopfe zusammengebunden haben, zu stecken pflegen. Beide Geschlechter tragen zwar Ohrengehänge, aber nur an Einem Ohre. Diese bestanden bei unserer Ankunft aus kleinen Stücken von Muscheln oder Steinen, zuweilen aus Beeren, rothen Erbsen oder kleinen Perlen; nachher bedienen sie sich unserer Glaskorallen dazu.

Ihre

*) Eine Art von Vögeln, deren es nur in dem heißen Erdgürtel, zwischen den beiden Wendekreisen giebt. Er gehört zum Geschlecht der Gänse.

Ihre Wohnungen bestehen bloß aus Pfosten, worauf ein Dach ruhet, und sie dienen ihnen nur zu Schlafzimmern und zum Schirm wider den Regen. In einem so milden Klima bedarf man keines andern Schutzes. Des Nachts dienen ihre Kleider ihnen zum Bette. Die mit Matten belegte Flur des Hauses ist die gemeinschaftliche Lagerstätte der ganzen Familie.

Da diese Häuser durchgängig in einer Waldung angelegt sind, so treten ihre Bewohner aus denselben sogleich in den Schatten, welcher, der dikbelaubten Bäume wegen, hier sehr angenehm und kühlend ist. Diese kleinen Wälder bestehen aus Brodfrucht und Kokosbäumen; und auf allen Seiten sieht man Pfade, die sich von einem Hause nach dem andern hinschlängeln. Nichts kann angenehmer seyn, als dieser Schatten in einem so warmen Himmelsstriche, und nichts anmuthiger, als diese Gänge. Da die Waldungen ganz ohne Gesträuch sind, so wird der Durchgang der Luft um so weniger gehindert, und der Schatten ist desto kühler. Auch in den Häusern, welche keine Seitenwände haben, sondern auf allen Seiten offen sind, genießt man eben derselben Annehmlichkeit.

Die Kochkunst ist hier sehr simpel. Man kennt nur zweierlei Arten, das Fleisch durch Feuer gahr zu machen, nämlich das Braten und Backen. Ersteres geschieht hier, wie anderwärts, und von lezterem ist die Beschreibung schon oben gegeben worden. Das Sieden in Töpfen ist ihnen völlig unbekannt;

kannt; sie wissen daher auch nichts von gekochten Suppen und heissen Getränken; und wohl ihnen, daß diese Mittel zur Erschaffung ihnen unbekannt sind! Ihr gewöhnliches Getränk ist kaltes Wasser und der Saft aus Kokosnüssen. Die Kunst, starke Getränke durch Gährung zuzubereiten schien ihnen glüklicher Weise gleichfalls unbekannt zu seyn; indeß haben wir nachher erfahren, daß sie ein gewisses berauschendes Getränk aus den Blättern einer Pflanze die sie Ava ava nennen, und welche bei unserm Hierseyn noch nicht völlig herangewachsen war, zuzubereiten wissen. In diesem Getränke sollen sich aber nur die Standespersonen berauschen, die es vor dem Frauenzimmer sorgfältig zu verwahren suchen.

Es ist unglaublich, was für eine Menge von Speisen diese Leute auf einmal zu sich nehmen. Ich habe gesehen, daß ein Mann zwei oder drei Fische, so groß als ein Baars, drei Brodfrüchte, jede größer als zwei Fäuste, fünfzehn Plantanen oder Bananas, jede sechs bis sieben Zoll lang und vier bis fünf Zoll im Umfange, und beinahe ein Quartmaaß voll geknäteter Brodfrucht, die eben so nahrhaft ist, als der dikste Fladen, bei einer Mahlzeit gegessen hat. Dies ist etwas so Außerordentliches, daß man es kaum glauben würde, wenn ich mich nicht auf das Zeugniß der Herrn Banks und Solander, welche, nebst verschiedenen andern Herrn, Augenzeugen davon waren, berufen könnte.

Sehr sonderbar ist es, daß diese Leute, welche sonst so gern in Gesellschaft ihrer Weiber sind, sich ge-

gerade bei den Mahlzeiten allemal von ihnen absondern. Wir haben uns oft bemüht, die Ursache dieses seltsamen Gebrauchs zu erforschen; aber wir erhielten nie eine befriedigendere Antwort, als diese: „sie äßen allein, weil es sich so schicke.“ Die Macht der Gewohnheit war in diesem Punkt so groß bei ihnen, daß sie das äußerste Misfallen, ja sogar einen Ekel bezeugten, wenn sie hörten, daß wir in Europa mit unsern Weibern nicht nur zusammen, sondern auch von einerlei Speisen essen.

Jeder speist bei ihnen allein. Sogar zwei Brüder und zwei Schwestern haben jedes seinen eigenen Korb und sein eignes Geschirr bei der Mahlzeit. Wenn sie uns in unsern Gezelten besuchten, brachte jedes seinen Korb mit; und wenn wir uns zu Tisch sezten, giengen sie hinaus, sezten sich 6 bis 9 Fuß weit von einander auf den Boden nieder, kehrten einander den Rücken zu, und verzehrten die Mahlzeit, ohne ein einziges Wort mit einander zu wechseln.

Diese Mode, abgesondert zu speisen, war noch mit andern Grillen verbunden, von denen wir die Ursache und Absicht eben so wenig erforschen konnten. Wir konnten z. B. nie eine oder mehrere von den Frauenspersonen bewegen, an unserer Tafel und in Gesellschaft mit uns zu speisen; und doch giengen ihrer fünf oder sechs ohne Bedenken mit einander in die Zimmer der Bedienten, und aßen daselbst mit gutem Appetite von allem, was sie da vorfanden. Das Sonderbarste hierbei war, daß sie gar nicht in Verlegenheit geriethen, wenn etwa von uns andern

einer

einer, während einer solchen Mahlzeit ins Zimmer trat. Nur einigemal glükte es uns, ein Frauenzimmer zu überreden, in unserer Gesellschaft mit zu essen; allein sie äußerte auch jedesmal die größte Besorgniß, daß man es erfahren möchte, und gab zu verstehen, daß ihr dieses sehr unangenehm seyn würde. Auch konnte man sie hierüber nicht anders, als durch die höchsten Betheurungen der Verschwiegenheit zufrieden stellen.

Das Allerseltsamste hierbei ist, daß die Speisen für jedes Geschlecht auch besonders zubereitet werden müssen, und daß den Weibern nicht erlaubt ist, von solchen Gerichten zu essen, welche für die Männer zugerichtet sind. Für jede werden vielmehr eigene Knaben gehalten, die ihnen ihren Antheil an den Speisen besonders zurechte machen müssen. Diese bringen sie ihnen dann, wenn sie fertig sind, an einen besondern Ort hin, und warten ihnen während der Mahlzeit auf.

Daß die ganz Vornehmen unter ihnen das Essen und Trinken nicht selbst verrichten, sondern sich, wie kleine Kinder, füttern lassen, ist schon oben erzählt worden.

Nach der Mahlzeit und während der Tageshitze pflegen die Leute von mittlerem Alter und von einigem Ansehn zu schlafen. Sie sind überhaupt äußerst träge; und essen, trinken und schlafen machen fast die einzige Beschäftigung ihres Lebens aus. Doch sind etwas ältere Leute unter ihnen nicht ganz so

schläfrig; und die Jugend ist, der natürlichen Munterkeit dieses Alters wegen, gleichfalls weniger geneigt dazu.

Von den **Zeitvertreiben** dieser Indianer, ist schon oben etwas angeführt worden. Dazu gehört, außer der Musik und dem Tanz, auch das Ringen, das Bogenschießen und das Lanzenwerfen. Ihre Flöten sind aus Rohr gemacht, und werden nicht mit dem Munde, sondern mit den Nasenlöchern geblasen. Ihre Trommeln bestehen aus einem hohlen Stük Holz, mit einer Seehundshaut überzogen. Sie schlagen nicht mit Stöcken, sondern mit den Händen darauf. Zu diesen Instrumenten singen sie Lieder, welche jedesmal aus dem Stegereif gemacht werden. Dergleichen Verse singen sie auch oft ohne Musik zum Zeitvertreibe, wenn sie allein oder bei ihrer Familie sind; besonders ist die Dunkelheit des Abends dieser Ergözlichkeit geweihet.

Selten vergeht zwischen Sonnenuntergang und ihrem Schlafengehen mehr als eine Stunde. Sie bedienen sich alsdann eines Lichts, welches sie aus den Kernen einer gewissen ölreichen Nuß verfertigen. Diese Reihen sie auf einen langen und dünnen Holzsplitter auf, welche die Stelle des Dochtes vertritt. Wenn dann die oberste Nuß angesteckt wird, so wird eine nach der andern zugleich mit dem Splitter, woran sie stecken, von der Flamme langsam verzehrt.

Durch Eine Tugend zeichnen sich diese Leute ganz besonders aus; das ist die Reinlichkeit. Sie baden sich

sich Tag vor Tag am ganzen Körper dreimal in fließendem Wassers, des Morgens, des Mittags und des Abends; und während der Mahlzeit waschen sie sowohl die Hände, als auch den Mund, beinahe zwischen jedem Bissen. Eben so reinlich halten sie auch ihre Kleider. Man hat daher auch im grösten Gedränge des Volks keine andere Unbequemlichkeit, als die Hitze, auszustehn; welches vielleicht mehr ist, als von irgend einer der gesittesten zahlreichen Versammlung in Europa gesagt werden kann.

13.

Von den künstlichen Handarbeiten, den Böten und der Schiffahrt von Otaheite; von der Sprache, Arzeneikunst, Religion und Regierungsform dieses Landes.

Ich habe schon einigemal eines Zeuges erwähnt, welches die Bewohner dieser Insel zu verfertigen wissen; und hier ist nun der Ort, meinen Lesern einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie sie dasselbe, ohne alle Werkzeuge zum Spinnen, Haspeln und Weben zu Stande zu bringen wissen.

Sie bedienen sich dazu der Rinde dreier Bäume, des chinesischen Papiermaulbeerbaums, des Brodfruchtbaums und eines dritten, welcher den westindischen wilden Feigenbäumen gleicht. Wenn diese Bäume die erforderliche Größe haben, d. i. wenn

sie 6 bis 8 Fuß hoch geworden sind: so hebt man sie aus, und hauet die Zweige, samt der Krone und den Wurzeln ab. Dann wird die Rinde dieser jungen Stämme aufgerizt, aufgelößt, und um erweicht zu werden, in fließendes Wasser gelegt. Nach einer gewissen, zum Erweichen nöthigen Zeit, gehen die Mädchen nach dem Bache, setzen sich in dem Wasser nieder und lösen die innere Haut von der äußern grünen Schale ab. Nur die erstere, welche aus feinen Fibern besteht, wird gebraucht, die leztere weggeworfen.

Diese abgeschabten Fibern werden am Ufer auf Plantanenblättern in Reihen ausgebreitet, die einige dreißig Fuß lang und einen Fuß breit sind. Zwei oder drei solcher Lagen werden auf einander gelegt, und man sieht dahin, daß sie überall von gleicher Dicke sind. So bleiben sie die Nacht über liegen. Am folgenden Morgen, wenn das Wasser abgelaufen ist, sind die Fibern der ganzen Masse durch einen klebrigen Saft, den sie enthalten, dergestalt an einander geklebt, daß das Ganze in einem Stücke von dem Boden aufgenommen werden kann.

Man hat unterdeß ein hölzernes Gerüst bereitet, worauf diese Masse gelegt und von den Mädchen mit einem gewissen Werkzeuge geschlagen wird, welches ohngefähr einen Fuß lang, drei Zoll dick und viereckig ist. Die Seiten dieses Werkzeuges sind gereift, und zwar so, daß die der Länge nach hinablaufenden Reifen auf der ersten Seite weit und tief, auf den übrigen Seiten aber stufenweise immer

enger

enger und feiner sind. Die feinsten Reifen der lezten Seite sind ohngefähr so weit, daß man einen Faden Nähseide hinein legen könnte.

Nun wird zuerst mit der gröbsten Seite des Instruments, und zwar nach dem Tacte geschlagen; dann mit der zweiten, mit der dritten und endlich mit der vierten Seite. Während dieses Klopfens dehnt die Masse sich aus, die Fibern fügen sich genauer an einander: und die Reifen des Werkzeuges drücken sich dergestalt darauf aus, daß es das Ansehen hat, als wenn das Zeug aus gesponnenen Fäden gewebt wäre. Wenn es mit der feinsten Seite des Klöpfels geschlagen worden, ist es so dünne, als unser Nesseltuch, und wird alsdann in der Luft gebleicht oder auch sofort getragen und durch Waschen weiß gemacht.

Will man stärkeres Tuch daraus machen; so legt man zwei oder drei Stük von dieser Waare der Länge nach auf einander, und klopft sie von neuem auf die jezt beschriebene Weise. Dann fügen sie sich unter dem Klopfen in einander, und es entsteht ein Zeug, welches ohngefähr so dick als feines Tuch ist.

Die Farben, welche sie diesem Zeuge zu geben wissen, sind vorzüglich roth und gelb. Ihre rothe Farbe ist besonders schön, und ich darf sagen, daß sie glänzender und feiner ist, als irgend eine, die wir in Europa kennen. Unsere feinste Scharlachfarbe kömmt ihr noch am nächsten. Diese Farbe besteht aus einer Vermischung des Saftes zweier Pflanzen

wovon jede allein genommen, nicht das geringste von dieser Farbe zu enthalten scheint. Von der einen Pflanze braucht man die Frucht, von der andern die Blätter dazu. Die gelbe Farbe wird aus der Wurzel einer dritten Pflanze gezogen.

Eine anderweitige beträchtliche Manufaktur auf Otaheite ist die Verfertigung der Matten von verschiedener Art; deren einige ungemein fein und in jeder Betrachtung besser sind, als diejenigen, welche man in Europa zu machen versteht. Die gröbere Art dient ihnen zum Nachtlager, die feinen hingegen brauchen sie zu Kleidern in der Regenzeit. Auf die letztere verwenden sie viel Fleiß, und die schönste Gattung derselben, welche aus den Blättern eines gewissen Baums gemacht wird, ist überaus weiß und glänzend.

Noch sind diese Leute sehr geschikt in geflochtener Korbarbeit. Diese verfertigen sie nach unzähligen Mustern, und zwar größtentheils ungemein zierlich und geschikt. Im Nothfall machen sie große und kleine Körbe in Zeit von wenigen Minuten aus Kokosblättern. Die Weibspersonen pflegten des Morgens, sobald die Sonne etwas hoch gestiegen war, sich aus dergleichen Blättern Sonnenhüte in so kurzer Zeit und mit so geringer Mühe zu verfertigen, daß sie es nicht der Mühe werth hielten, sie länger als einen Tag zu brauchen, sondern sie am Abend wegwarfen, um sich am folgenden Morgen einen neuen zu flechten.

Auch Stricke und Schnüre weiß man hier von der Dicke eines Zolls bis zu der Feinheit eines Bindfadens, aus der Rinde eines Baums zu verfertigen. Aus den Schnüren knüpfen sie ihre Fischnetze. Auch aus den Fibern der Kokosnuß verfertigen sie ein Garn zu verschiedenem Gebrauche, besonders zur Befestigung der einzelnen Theile, aus welchen ihre Kähne bestehn. Aus einer nesselartigen Staude wissen sie die besten Angelschnüre von der Welt zu drehen, welche die stärksten Fische zu zerreissen nicht im Stande sind. Auf die Fischerei verstehen sie sich überhaupt so gut, und die Werkzeuge, die sie dazu gebrauchen, sind so künstlich erdacht, und werden mit so vieler Geschiklichkeit von ihnen angewandt, daß wir sie deswegen nicht genug bewundern konnten.

Alle ihre Werkzeuge bestehen aus einem steinernen Beile, einem knöchernen Meissel, der gemeiniglich aus dem Armbeine eines Mannes, von der Hand bis zum Ellbogen, gemacht ist; aus einer Raspel von Korallen, und aus einer Feile, wozu sie sich der scharfen Haut eines Fisches und des Korallensandes bedienen. Damit bauen sie Häuser und Kähne; damit behauen sie die Steine; damit fällen, spalten, schnitzeln und glätten sie ihr Bauholz.

Sie haben zweierlei Arten von Kähnen, deren eine Ivahahs, die andere Pahies genannt wird. Die ersten sind bis auf 72 Fuß lang, aber größtentheils nur, selten zwei Fuß breit. Sie bedienen sich derselben; theils zum Gefecht, theils zum Fischen, und theils zu kleinen Reisen nach den be-

nachbarten Inseln. Die zum Kriege bestimmten Kähne laufen niemals einzeln aus, sondern es werden ihrer je zwei und zwei durch starke Stangen an einander gebunden, doch so, daß sie etwa drei Fuß von einander bleiben. Ueber diesen Stangen wird auf dem Vordertheile der Kähne ein Gerüst angelegt, welches auf Pfosten ruht, die ohngefähr 6 Fuß hoch sind. Auf diesem Gerüste stehen dann die Krieger, deren Gewehr in Schleudern und Spießen besteht. Unter den Gerüsten sitzen die Ruderer. Diese haben zugleich das Geschäft, die Verwundeten herunter zu nehmen, und den Abgang derselben zu ersetzen. Das Vorder- und Hintertheil dieser Kähne ist stark gebogen und ragt hoch empor; lezteres bis zu 17 oder 18 Fuß.

Die Pahies sind ebenfalls von verschiedener Größe, von 30 bis zu 60 Fuß lang, aber auch nur ungemein schmal. Diese unterscheiden sie von jenen vornehmlich dadurch, daß sie, ihrer Bauart wegen, ein gröfseres Gewicht tragen können. Auf beiden bedient man sich der Segel und der Ruder zugleich.

Es ist merkwürdig, daß dieses Volk das Wetter, vorzüglich den Wind, aus gewissen Wettermerkzeichen weit zuverläßiger, als wir, vorauszusagen weiß. Auf ihren längern Reisen richten sie sich bei Tage nach der Sonne, und zur Nachtzeit nach den Sternen. Die leztern unterscheiden sie alle durch besondere Namen; wissen, an welchem Theile des Himmels sie in jedem Monate sichtbar sind, und, welches einen europäischen Sternseher vielleicht be-

frem-

fremden dürfte; sie wissen auch die Zeit ihres jährlichen Sichtbarwerdens und Verschwindens mit grosser Genauigkeit anzugeben.

Von der Art, wie sie die Zeit eintheilen, waren wir zwar nicht im Stande, einen vollkommenen Begriff zu erlangen; aber so viel glaubten wir doch zu bemerken, daß sie das Jahr in dreizehn Theile oder Monate zerlegen, und zu jedem derselben 29 Tage zählten. Der Tag und die Nacht zusammen genommen sind bei ihnen in 12 Theile, jeden zu zwei Stunden gerechnet, eingetheilt, wovon 6 zum Tage und 6 zur Nacht gerechnet werden.

Im Zählen gehen sie von Eins bis Zehn, nach der Zahl der Finger; und ohngeachtet sie für jede Zahl einen besondern Namen haben: so bezeichnen sie dieselben doch an den Fingern. Ueberhaupt wurden ihre Gespräche unter einander mit so ausdrucksvollen Gebehrden begleitet, daß auch ein Fremder ihre Meinung leicht errathen konnte.

Die Sprache ist sehr sanft und melodisch. Sie hat einen Ueberfluß an Selbstlautern, und wir lernten sie leicht aussprechen. Den Eingebohrnen aber fiel es außerordentlich schwer, die Töne unserer Mundart nachzuahmen. Es ist hiervon schon oben geredet worden. Um dem jungen Leser doch wenigstens etwas von dieser Sprache bekannt zu machen, setze ich aus dem Verzeichnisse von Wörtern, welche wir hier sammelten, einige her:

Pupo	der Kopf.	Ooopa	eine Taube.
Oama	die Bruſt.	Aaa	die Wurzel.
Oboo	der Bauch.	Aeo	Fleiſch.
Rema	der Arm.	Toto	Blut.
Tapoa	die Füße.	Huru-huru	Haar.
Booa	ein Schwein.	Mannu	ein Vogel.

Dies mag zu einem Vorſchmacke genug ſeyn.

Leute, die ſo einfach und ungekünſtelt leben, werden natürlicher Weiſe auch ſelten krank. So lange wir hier waren, ſahen wir keinen, der an einer bedeutenden Krankheit darnieder gelegen hätte. Die Beſorgung der Kranken iſt hier, wie in allen andern Ländern, deren Bewohner noch nicht üppig und ſchwelgeriſch geworden ſind, alſo auch noch keiner eigentlichen Aerzte bedürfen, den Prieſter überlaſſen. Die ganze Methode aber, deren ſich dieſe hier bedienen, beſteht in Gebeten und Ceremonien. Wenn der Prieſter den Kranken beſucht, ſo wiederholt er gewiſſe Formeln; macht alsdann aus Kokosblättern verſchiedene Figüren von niedlicher Arbeit; bindet einige derſelben an die Finger, andere an die Zehen des Kranken, und läßt oft, wenn er weggeht, etliche Zweige von einem Baume zurük, den ſie E'midho nennen. Dieſe Ceremonien werden ſo lange wiederholt, bis der Kranke entweder geneſet oder ſtirbt. Im erſten Falle behaupten ſie, daß das Mittel ihn wieder hergeſtellt habe; im andern aber, daß das Uebel unheilbar geweſen ſey. Faſt wie bei uns.

In der Wundarzneikunſt ſchienen ſie größere Geſchiklichkeit zu beſitzen. Wenn man von den fürch-

ter-

terlichen Narben, die Einige an sich trugen, schliessen dürfte: so sollte man fast glauben, daß sie in diesem Stücke sogar uns Europäern überlegen wären. So war z. B. unser Freund Tupia ehemals mit einem Spieße dergestalt von hintenzu durchbohrt worden, daß das Gewehr ihm vorn, nahe unter der Brust, wieder herausgekommen war. Und doch war er völlig wieder hergestellt. Man muß indeß bedenken, daß, die Wiedereinsetzung der Gliedmaassen bei Verrenkungen und Knochenbrüchen ausgenommen, der Wundarzt selbst zur Heiligung einer Wunde nur wenig beitragen kann; daß der Eiter selbst der beste Wundbalsam ist, und daß die Natur, wenn nur die Säfte des Körpers rein sind und der Kranke mäßig ist, weiter keine Mithülfe zur Heilung der gefährlichsten Wunde nöthig habe, als die, daß der Schaden rein gehalten werde.

Von der Religion dieses Volks haben wir keine deutliche und zusammenhängende Begriffe erlangen können; vielleicht auch deswegen nicht, weil keine deutliche und zusammenhängende Begriffe, wie das mit mehreren Volksreligionen der Fall ist, dabei zum Grunde liegen. Wir fanden auch hier das Meiste in angebliche Geheimnisse eingehüllt und durch augenscheinliche Widersprüche verwirrt. Da bringe einer einmal etwas Zusammenhängendes und Lichtvolles heraus!

Die gottesdienstliche Sprache ist auch hier, wie in China und anderwärts, von derjenigen, welche man im gemeinen Leben redet, gänzlich verschieden;

so daß Tupia, der sich viel Mühe gab, uns zu unterrichten, es ungemein schwer fand, sich verständlich zu machen. Sonderbar, daß bei so vielen Völker die religiöse Sprache, welche billig die verständlichste seyn sollte, gerade die dunkelste und unverständlichste zu seyn pflegt! Gleichsam, als wenn die Menschen besorgten, daß der Weg zur Glükseligkeit gar zu eben, gar zu gerade und zu unverfehlbar sey, und deswegen recht absichtlich in rauhe und dunkle labyrinthische Krummgänge umgeschaffen werden müsse! Folgende Meinungen dieses Volks glauben wir indeß mit ziemlicher Zuverläßigkeit herausgebracht zu haben.

„Die Welt hat ihren Ursprung zweien Urwesen zu verdanken. Die höchste Gottheit, welche eins von diesen höchsten Wesen ist, heißt Taroataihitumuh; das andere hingegen, welches ursprünlich ein Fels war, wird Tepapa genannt. Eine Tochter des leztern, das Jahr, Tettowmatatayo genannt, erzeugte mit dem ersten die 13 Monate; diese verheiratheten sich unter einander und brachten die Tage hervor.“

„Auch die Sterne sind theils unmittelbare Abkömmlinge jenes ersten Paars, theils haben sie sich nachher unter einander erzeugt. Eben dieses gilt auch von den verschiedenen Pflanzenarten. Noch brachten jene beiden ein Geschlecht von untergordneten Göttern hervor, die sie Eatuas nennen. Zwei von diesen Eatuas bewohnten von langen Zeiten die Erde, und wurden die Stammeltern der Menschen.“

Der

„Der erste von ihnen erzeugte Mensch war rund, wie eine Kugel; aber seine Mutter war sehr geschäftig, seine Gliedmaßen auszudehnen, bis es ihr endlich gelang, ihm die jetzige menschliche Form zu geben. Da nannte sie ihn Eothe, d. i. etwas Vollendetes.“

„Außer der obbenannten Tochter bekamen die ersten beiden Urwesen auch einen Sohn, Namens Tane. Von diesem glaubt man, daß er an den Angelegenheiten der Menschen einen größern Antheil nehme, als die oberste Gottheit selbst. Sie richten daher auch ihr Gebet häufiger an jenen, als an diese.“

„Die untergeordneten Gottheiten oder die Eatuas sind sehr zahlreich und zwar von beiderlei Geschlecht. Die männlichen werden von den Männern, die weiblichen von den Weibern geehrt. Jedes Geschlecht hat daher auch seine besondern Morais, von denen das andere ausgeschlossen ist. Männer versehen indeß das Priesteramt für beide; nur daß jedes Geschlecht seine besondere Priester hat.“

„Die Unsterblichkeit der Seele wird auch hier geglaubt. Es giebt, sagt man, zwei verschiedene Oerter, wohin die Seelen der Verstorbenen kommen, aber nicht, je nachdem sie hier gelebt haben, sondern nur je nachdem sie zu diesem oder jenem Stande gehörten. Der eine Ort nämlich ist der Sammelplatz für die Anführer und für die obersten Stände überhaupt, der andere für die geringeren Stände. Von Belohnungen und Strafen nach dem Tode scheint

man hier nichts zu wissen. Ja man glaubt nicht einmal, daß die Gottheiten von den Handlungen der Menschen etwas erfahren. Ihre Religion ist daher durchaus uneigennützig; und wenn sie ihre Götter anbeten, so geschieht es nicht um etwas von ihnen zu haben, sondern bloß aus einer demüthigen Empfindung ihrer eigenen Niedrigkeit, und der unaussprechlichen Vortreflichkeit der göttlichen Vollkommenheiten."

Die priesterliche Würde ist hier erblich. Dieser Stand ist zahlreich, und besteht aus Leuten von allerlei Range. Der oberste Priester wird als der nächste nach dem Könige geehrt. Die ganze Gelehrsamkeit dieser geistlichen Herrn besteht darinn, daß sie die Namen und die Rangordnung der verschiedenen Eatuas oder Untergötter anzugeben, und den Ursprung der Dinge auf die obenbeschriebene Weise zu erklären wissen. Diese ihre Theologie haben sie in einzelne Denksprüche eingekleidet, welche durch mündliche Tradition fortgepflanzt werden. Aber auch in der Schiffahrt und in der Sternkunde sind die Priester dem gemeinen Volke an Einsichten überlegen. Daher kommts, das der Name Priester (Tahowa) hier auch einen Mann von Einsicht bedeutet.

Wenn einer von diesen Indianern sich seinem Morai nähert, so geschieht es allemal mit einer ehrfurchtvollen Demuth; nicht weil er irgend etwas von den daselbst befindlichen Sachen für heilig hält; sondern weil er an diesem Orte eine unsichtbare Gott-

Gottheit verehrt, gegen welche er allezeit die tiefste Ehrfurcht und Demuth äußert, ohngeachtet er weder Belohnungen von ihr erwartet, noch Strafen von ihr fürchtet. Indem er zu dem Morai hinzutritt, um sein Gebet zu verrichten oder seine Gabe auf den Altar zu legen: so entblößt er sich allemal erst den Oberleib, welches, wie wir oben gehört haben, hier ein Zeichen der Ehrfurcht ist. Seine Blicke und Geberden drücken die ehrerbietigen Empfindungen, die ihn in diesem Augenblicke beleben, noch viel deutlicher aus. Seine ganze Seele scheint dabei auf die unsichtbare Gottheit gerichtet zu seyn: denn etwas Bildliches scheinen diese Leute nicht zu verehren.

Was die Regierungsform auf dieser Insel betrift, so giebt es hier zwei unabhängige Beherrscher, deren jeder über eine von den beiden Halbinseln regiert, aus welchen dieses Land besteht. Der Name dieser Könige ist Earihrähie. Auf diese folgen die Earihes oder Freiherrn, die nur über eine gewisse Gegend, wie bei uns die Güterbesitzer, zu befehlen haben. Von dieser Art von Freiherrn mag es gegen 100 geben. Die unterste Klasse des Volks besteht aus Toutous oder Leibeigenen. Diesen liegt die mühsamste Arbeit ob; sie bauen das Land, holen Holz und Wasser ein, fangen Fische, und bereiten unter der Aufsicht der Hausfrau die Mahlzeiten

Mit dem Kinde des Freiherrn wird es eben so, wie mit dem Kinde des obersten Beherrschers gehalten; es erbt nämlich, sobald es gebohren ist, die Würde

Würde und Macht seines Vaters, die dieser von dem nämlichen Augenblicke an verliert. Es fügt sich daher oft, daß einer, der gestern noch Earih war, und dem man sich nicht anders, als mit entblößten Oberleibe nähern durfte, heute, wenn seine Frau in der vergangenen Nacht niedergekommen ist, als ein bloßer Privatmann daher geht, indem alle Ehrenbezeugungen, die vorher ihm erwiesen wurden, nunmehr seinem neugebornen Kinde zugefallen sind, vorausgesezt, daß man für gut gefunden hat, dieses am Leben zu lassen, welches nicht immer der Fall ist, und welches ein unmenschlicher Gebrauch hier lediglich der Willkühr der Eltern überlassen hat.

14.

Beschreibung einiger andern Inseln in der Nachbarschaft von Otaheite; Lustspiele der dasigen Einwohner.

Wir segelten gemächlich von Otaheite fort, und richteten unsern Lauf nach derjenigen Gegend hin, wo, nach Tupia's Aussage, eine von den benachbarten Inseln liegen sollte, die er Huaheine nannte. Seiner Versicherung nach sollte es daselbst Schweine, Federvieh und Früchte in Menge geben; und dies bewog uns, darnach hin zu steuern.

Wir erblikten diese Insel schon am folgenden Tage; aber eine mit leichten Lüften abwechselnde Wind-

Windstille hielt uns noch 24 Stunden auf, bevor wir sie erreichen konnten. Unser Tupia betete bei dieser Gelegenheit oft zu seinem Gott Tane und bat um Wind. Er rühmte sich dabei jedesmal einer pünktlichen Erhörung seines Gebets; allein er wußte es auch jedesmal gar klüglich darauf anzulegen, daß die pünktliche Erhörung nicht wohl ausbleiben konnte; denn er fieng sein Gebet an den Tane niemals eher an, als wenn er aus zuverläßigen Anzeigen schließen konnte, der wind sey schon so nahe, daß er das Schiff erreichen müßte, bevor er noch mit seinem Gebete zu Ende gekommen seyn würde.

Als wir uns der Insel Huaheine näherten, so kamen einige Kähne vom Lande her auf uns zu; allein sie wagten es nicht eher ganz heran zu kommen, bis sie unsern Tupia erblikten. Dieser flößte ihnen sogleich Muth und Vertrauen ein. In einem der Kähne befand sich der König der Insel selbst, nebst seiner Gemahlin. Wir gaben uns gegenseitig Freundschaftsversicherungen, und darauf geruheten Ihre Majestäten bei uns an Bord zu kommen.

Lange staunten sie alles, was sie hier sahen, mit stummer Bewunderung an, ohne eine einzige Frage darüber zu thun. Nach und nach wurden sie vertrauter sowohl mit uns, als auch mit dem, was sie bei uns sahen. Nach einer weile that der König, welcher Orih hieß, mir zum Merkmale seiner Freundschaft den Vorschlag; ob wir unsere Namen gegen einander vertauschen wollten? Der Vorschlag wurde angenommen, und nun hieß er, so lange wir

beisammen waren, Coohik — denn so sprach er meinen Namen aus — und ich hieß Orih. Wir fanden zwischen diesen Leuten und denen auf Otaheite die größte Aehnlichkeit an Gestalt, Kleidung, Sprache und Sitten; nur daß sie, wenn anders Tupia uns die Wahrheit sagte, nicht so geneigt zum Diebstahl waren, als jene.

Des Nachmittags kamen wir in einem kleinen vortreflichen Hafen an der westlichen Seite der Insel glüklich vor Anker. Ich gieng sogleich in Begleitung des Herrn Banks, Solander, Monkhause, Tupia, des Königs Coohik und einiger andern, ans Land. Sobald wir den Fuß auf den Strand sezten, entblößte sich Tupia bis an den Unterleib, und verlangte von Herrn Monkhouse, daß er ein Gleiches thun sollte. Es geschahe. Er sezte sich hierauf vor einer großen Menge von Eingebohrnen nieder; wir Europäer aber mußten auf sein Verlangen uns hinter ihn stellen. Alsdann fieng er eine Rede, oder vielmehr ein Gebet an, welches ohngefähr eine Viertelstunde dauerte. Der König, der ihm gegen über stand, antwortete ihm von Zeit zu Zeit, und zwar, wie wir vermutheten, in gewissen Formeln, die unter ihnen bekannt und üblich sind. Während dieser Rede überreichte er auch, zu verschiedenen Zeiten, zwei Schnupftücher, ein schwarzes seidenes Halstuch, einige Glaskorallen, zwei kleine Federbüsche und einige Plantanen, als ein Geschenk an ihren Eatua oder Gott. Dagegen empfieng er für unsern Eatua ein Schwein, einige junge Plantanen und zwei kleine Federbüsche. Dieß alles mußte auf sein Geheiß

an

an Bord des Schiffes gebracht werden. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit, durfte jedermann frei und sicher gehen, wohin es ihm beliebte. Tupia aber verfügte sich sogleich nach einem von den Morai's, um seine Gabe zu bringen.

Das Einhandeln der Lebensmittel gieng hier äußerst langsam von statten. Denn so oft wir etwas feil boten, wollte keiner es auf sein eigenes Urtheil kaufen, sondern sammelte allemal vorher das Gutachten von 20 bis 30 Leuten ein, worüber denn sehr viel Zeit Verloren gieng. Indeß bekamen wir doch eilf Ferkel und drei sehr große Schweine.

Beim Abschiednehmen beschenkte ich den König mit einem kleinen zinnernen Teller, mit folgender Inschrift: Sr. Brittanischen Majestät Schiff, der Ueberwinder, Lieutenant Cook, Befehlshaber: am 16 Julius 1769. Huaheine. Ich fügte einige Rechenpfennige hinzu, die den Stempel englischer Münzsorten hatten; und er versprach mir, keines davon jemals zu veräußern. Ich hielt diese Sachen für ein eben so dauerhaftes Zeugniß, daß diese Insel von uns zuerst entdekt worden sey, als irgend ein anderes, welches ich hätte zurüklassen können. Wir giengen hierauf wieder unter Segel.

Die Einwohner dieser Insel dünkten uns etwas größer und stärker, als die auf Otaheite. Herr Banks maaß einen von den Männern, und fand ihn 6 Fuß und viertehalb Zoll hoch. Aber sie sind dabei so träge, daß sich keiner von ihnen wollte bewegen

wegen lassen, mit ihm auf die Berge zu steigen. Sie würden, sagten sie, vor Ermattung umkommen, wenn sie es wagen wollten, hinaufzuklettern. Die Weiber sind hier sehr weiß, und weißer als auf Otaheite. Beide Geschlechter schienen hier wenig furchtsam, aber auch weniger neugierig, als dort zu seyn. Ein Kanonenschuß erschrekte sie zwar; aber sie fielen dabei nicht nieder, wie unsere Freunde zu Otaheite anfangs allemal thaten. Dieser Unterschied kam aber wohl bloß daher, daß man hier noch nicht, wie dort, die zerstörenden Wirkungen unserer Feuerwaffen zu seinem Schaden wahrgenommen hatte.

Einer von ihnen, der Topia's Versicherung, daß diese Leute nicht zum Stehlen geneigt wären, unwahr machen wollte, wurde auf der That ertappt. Als man ihn aber bei den Haaren ergriff, versammelten sich die Uebrigen um ihn her, und erkundigten sich, womit er uns beleidiget hätte? Man sagte ihnen die Ursache, und — zu ihrem Ruhme sey's gesagt! — sie äußerten nicht nur ihren Unwillen darüber, sondern verordneten auch dem Diebe eine tüchtige Tracht Schläge, die ihm denn auch auf der Stelle gegeben ward.

Wir segelten noch an dem nämlichen Tage nach einer zweiten in der Nachbarschaft gelegenen Insel, welche Ulietea heißt. Auch hier fanden wir einen guten Hafen und legten uns vor Anker. Einige der Eingebohrnen, worunter auch ein Frauenzimmer war, kamen in zweien Kähnen zu uns an das Schiff, und

und brachten uns ein junges Schwein. Wir beschenkten sie dagegen mit einigen Nägeln und Glaskorallen worüber sie sehr viel Vergnügen bezeigten. Tupia hatte oft eine große Furcht vor den Männern zu Bolabola, einer andern Insel, die man von hieraus liegen sehen konnte, geäußert, und uns erzählt, daß sie die Insel Ulietea erobert hätten. Er versicherte uns jezt, daß wenn wir hier blieben, diese kriegerischen Leute gewiß am folgenden Morgen herabkommen und uns angreifen würden. Wir beschlossen daher, die noch übrige Tageszeit zu nützen, und giengen sogleich ans Land.

Tupia wiederholte hier die obenbeschriebene religiöse Ceremonie; ich aber stekte eine englische Flagge auf, und nahm von dieser und den drei benachbarten Inseln, Huaheine Otaha und Bolabola, die man von hier aus insgesamt sehen konnte, im Namen Sr. Großbrittanischen Majestät Besiz.

In einem Hause, welches neben einem Morai stand, fanden wir, außer einigen Ballen von hiesigen Tüchern und verschiedenen andern Sachen, auch das Modell eines Kahns, das ohngefähr drei Fuß lang war, und an welches acht menschliche Kinnbacken gebunden waren. Wir wußten schon, daß die Kinnbacken auch hier, wie auf Otaheite, zu Siegeszeichen gebraucht werden, und Tupia behauptete, daß die gegenwärtigen von solchen Eingebohrnen herrührten, die bei der Eroberung der Insel von den Bolabolanern wären erschlagen worden. Vermuthlich sollte das Modell eines Kahns, woran

die Ueberwinder dieſe Siegeszeichen befeſtiget hatten, das Sinnbild ihrer Landung ſeyn.

Wir verweilten hier bis zum fünften Tage, ohne von den Bolabolanern im mindeſten beunruhiget zu werden. Beim Auslaufen verurſachte uns der Schiffer einen plötzlichen Schrecken; der aber glüklicher Weiſe ohne Folgen blieb. Ich hatte dieſen Mann mit dem Senkblei auf das Vordertheil des Schiffes geſtellt und ihm befohlen, unaufhörlich zu ſondiren. Plötzlich hörten wir ihn zu unſerm nicht geringen Schrecken: Zwei Klafter! rufen. Nun wußte ich freilich wohl, daß das Schiff wenigſtens 14 Fuß tief im Waſſer gieng, und daß es alſo ganz unmöglich war, daß eine ſolche Untiefe unter dem Kiel ſeyn könne: allein ich erſchrak doch im erſten Augenblicke nicht wenig darüber, weil man in ſolchen Fällen nicht alſobald ſeine ganze Beſonnenheit zuſammen zu haben pflegt. Glüklicher Weiſe kamen wir damals mit dem bloßen Schrecken davon; der Schiffer mußte ſich alſo geirrt haben, oder das Schiff mußte eben damals hart an einem Korallenfelſen hingelaufen ſeyn, deren viele in der Gegend dieſer Inſel aus dem Grunde des Meers ſo ſteil, wie eine Mauer, emporſteigen.

Trotz der Furcht unſers Tupia hatte ich mir vorgenommen auch bei den Kriegern auf Bolabola einen Beſuch abzuſtatten. Wir erreicheten dieſe Inſel bald; allein widrige Winde widerſezten ſich unſerer Landung und nöthigten uns noch einmal nach Ulie-

Ulietea zurük zu segeln, und auf der westlichen Seite derselben vor Anker zu gehn.

Indeß ich hier nun beschäftiget war, Wasser und Ballast einnehmen zu lassen, brachten die Hrn. Banks und Solander einen sehr vergnügten Tag am Lande zu. Man bezeigte ihnen eben so viel Ehrfurcht, als Vertrauen. Die Eingebohrnen schienen eben so überzeugt zu seyn, daß diese Herrn ihnen schaden könnten, wenn sie wollten, als davon, daß sie ihnen etwas zu Leide zu thun nicht die geringste Neigung hätten. Männer, Weiber und Kinder versammelten sich in Menge um sie her und folgten ihnen überall auf dem Fuße nach. Aber keiner war ihnen im mindesten beschwerlich. Sie bestrebten sich vielmehr um die Wette ihnen, wo sie nur konnten, behülflich zu seyn. Kam man z. B. an eine Pfütze, so stritten sie um die Ehre, die Fremdlinge auf dem Rücken hinüber zu tragen.

Man führte sie nach den Wohnungen der Oberhäupter hin; und hier wurden sie auf eine feierliche weise empfangen. Das Volk stellte sich nämlich jedesmal in zwei Reihen, und ließ sie alsdann durch eine breite Gasse bequem in die Wohnung eingehn. Hier fanden sie alles zu ihrem Empfange vorbereitet. Auf dem Boden war eine Matte ausgebreitet, auf dem hintern Ende derselben saß die Familie des Hauses, und auf beiden Seiten stand ein Theil des Volks, welcher vorausgelaufen war, in Ordnung gestellt. In dem ersten Hause, welches sie besuchten, fanden sie einige junge Kinder, die ungemein niedlich

gekleidet waren. Diese blieben auf ihrer Stelle sitzen, und schienen zu erwarten, daß die Fremden zu ihnen kommen, und ihnen Geschenke machen sollten. Unsere Herrn thaten dieses mit dem größten Vergnügen; denn diese Kinder waren so sehr niedlich gekleidet und so artig, als sie deren je gesehen hatten. Das eine derselben war ein Mädchen von ohngefähr sechs Jahren. Ihr Rok oder Oberkleid war roth, und um den Kopf trug sie eine Menge geflochtenen Haars; ein Putz, den man hier höher schäzt, als irgend sonst etwas, was sie um und an sich haben. Dieses kleine Geschöpf saß am obern Ende einer ohngefähr 30 Fuß langen Matte, auf welche keiner von den Zuschauern den Fuß zu setzen sich erkühnte. Sie lehnte sich auf den Arm einer Frauensperson, die ihre Amme zu seyn schien. Indem unsere Reisende sich ihr näherten, strekte sie die Hand aus und empfienge die Glaskorallen, die man ihr überreichte, mit einem so gefälligen Anstande, als eine europäische Prinzeßin nur immer hätte thun können.

Das Volk war über das diesem Kinde gemachte Geschenk so vergnügt, daß es auf nichts anders dachte, als wie es den Herrn **Banks** und **Solander** wieder etwas Angenehmes erzeigen könnte. In dieser Absicht ließ der Hausherr eines von diesen Häusern ihnen zu Ehren einen Tanz anstellen, dergleichen sie bisher noch nicht gesehen hatten.

Die Hauptperson bei diesem Tanze war ein Mann, der damit anfieng, sich einen ohngefähr 4 Fuß hohen, walzenförmigen Korb auf den Kopf zu setzen, dessen

dessen oberer Rand mit aufrechtstehenden Federn besezt war, die sich vorwärts neigten. Rings umher hatte er ihn mit Seehundszähnen und mit Schwanzfedern tropischer Vögel eingefaß. Mit diesem Kopfputze ausgeziert, fieng er damit an, daß er sich sehr langsam bewegte und dabei den Kopf so herumdrehete, daß der obere Theil seiner hohen Korbmüze einen Kreis beschrieb. Er kam dabei zuweilen dem Gesichte eines Zuschauers so nahe, daß dieser schnell zurük prellte; welches denn jedesmal für einen herrlichen Spaß galt, der ein lautes Gelächter erregte, besonders wenn er bei einem von den Fremden angebracht wurde.

Als wir am folgenden Tage abermals ausgiengen um noch einige Lebensmittel einzukaufen: begegnete uns eine Tanzgesellschaft, die aus zwei Tänzerinnen und sechs Männern mit drei Trommeln bestand. Tupia berichtete uns, daß diese Leute zu den angesehnsten Personen der Insel gehörten, und daß sie bloß deswegen im Lande herum zögen, um durch ihren Tanz sich und andern ein Vergnügen zu machen.

Der Anzug der Tänzerinnen war folgender. Um den Kopf hatten sie eine große Menge geflochtenes Haar gewickelt, und zwischen dasselbe hin und wieder Blumen gesteckt, und dieses machte den Aufsatz ungemein niedlich. Hals, Schultern, Arme und Brust waren unbedekt; weiter hinab aber trugen sie eine Kleidung von schwarzem Zeuge. Die Brust war mit Blumen geziert. Auf den Hüften ruhete

eine Menge Tuchs voller Falten, die bis an die Brust hinauf reichten Unterwärts hieng es gleich einem langen Unterrocke bis auf die Füße hinab. Die erwähnten Falten waren wechselsweise braun und weiß; die Unterröcke hingegen ganz weiß.

In diesem Aufzuge schritten sie mit abgemessenen Tritten seitwärts, und beobachteten zu dem Schalle der Trommeln, welche munter und laut geschlagen wurden, den Tact ganz vortreflich. Bald darauf fiengen sie an, die Hüften zu schütteln, welches dem darauf liegenden gefaltenen Tuche eine sehr schnelle Bewegung mittheilte, welche den ganzen Tanz hindurch fortdauerte, so verschieden auch die Stellungen, die sie annahmen, nur immer seyn mochten. Dies schien uns etwas sehr künstliches zu seyn. Denn ohngeachtet sie bald standen, bald saßen, bald auf den Knieen lagen, bald sich auf die Ellbogen stützten: so bewegten sie doch dabei unabläßig, sowohl die Falten, als auch die Finger, mit einer fast unbeschreiblichen Geschwindigkeit.

Eins von diesen Frauenzimmern trug drei Perlen, als ein Ohrengehänge. Die eine davon war zwar groß, aber so trübe, daß sie nur noch wenig Werth hatte; die beiden andern waren zwar so groß, als eine Erbse, auch beide klar oder wie man sagt, von gutem Wasser: aber beide waren im Bohren verdorben worden. Dennoch hätte Herr **Banks** diese Perlen gar zu gern eingehandelt. Er sagte der Besitzerin, das er ihr dafür geben wollte, was sie nur verlangte, aber sie war nicht zu bewegen sich davon

zu

zu trennen. Er bot ihr hierauf in allerlei Sachen mehr dafür an, als er für vier Schweine gegeben haben würde, und fügte hinzu, daß sie sich außerdem von ihm ausbitten könnte, was ihr nur beliebte; allein umsonst! Sie wiederstand der Versuchung, so groß sie auch immer war, und wollte lieber ihre Perlen behalten. Ein Beweis, daß dieser Schmuk hier für etwas sehr Schäzbares gehalten werden müsse.

Zwischen den Tänzen der Frauenzimmer führten die Männer eine Art von theatralischer vorstellung auf, die sowohl aus Gesprächen, als aus Tänzen bestand. Den Inhalt davon konnten wir, unserer eingeschränkten Sprachkenntuiß wegen, nicht errathen. Am folgenden Tage sahen Einige von unserer Gesellschaft ein viel größeres nnd regelmäßigeres Schauspiel an, welches ordentlich in vier Handlungen eingetheilt war.

Unser Tubia hatte uns oft gesagt, daß er ehemals auf dieser Insel große Güter besessen habe, welche die Krieger von Bolabola ihm weggenommen hätten. Er zeigte sie uns jezt, und die Eingebohrnen bekräftigten seine Aussage. Er war also auch auf dieser Insel ein Mann von Wichtigkeit gewesen, ohngeachtet er nicht hier, sondern auf Otaheite lebte.

Nachdem wir hier einige Tage zugebracht hatten, schikte uns Opuhni, ein Geschenk von drei Schweinen, einigem Federvieh, eine beträchtliche Menge von Früchten, und verschiedene Stücken Tuchs, wel-

welche größer waren als wir sie je gesehen hatten, indem jedes derselben 150 Fuß in der Länge enthielt. Die Eingebornen waren sehr geschäftig, uns auf diesen Vorzug aufmerksam zu machen, indem sie die Tücher ganz auseinander wickelten. Se. Majestät ließen uns dabei sagen, daß sie dermalen auf dieser Insel residirten und Willens wären, uns am folgenden Tage einen Besuch zu gönnen.

Wir blieben hierauf den nächsten Tag insgesamt am Bord, und erwarteten daselbst den Besuch des großen Königs; allein es gefiel Sr. Majestät nicht, ihr Wort zu erfüllen. Indessen schikte er doch eine Ambassade an uns ab, welche sich ein Gegengeschenk für ihn erbitten mußte.

Weil nun der große König nicht zu uns kommen wollte; so beschlossen wir zum großen König zu gehn; und dieser Entschluß wurde sogleich ausgeführt. Wir erwarteten in dem Manne, der das Schrecken aller benachbarten Inseln war, einen jungen nervigten Krieger, mit einer geistvollen Miene und von unternehmenden Charakter zu sehn; wie sehr fanden wir uns aber getäuscht, da wir einen armseligen, schwächlichen abgelebten und verwelkten Greis in ihm erblikten, der vor Alter halb blind und so dumm und träge war, als wir jemals einen König gesehen hatten. Wir überreichten ihm unser Geschenk; und da dasselbe seinen Beifall hatte, so ließ er uns ein Schwein dagegen geben. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war auf Otaha; da er nun hörte, daß wir am folgenden Tage in unsern Böten dahin

dahin zu rudern gedächten, so versprach er, uns zu begleiten.

Dies geschahe denn auch wirklich. Sobald wir auf Otaha gelandet waren, machte ich ihm ein Geschenk von einer Axt, und hofte, er würde sich dadurch bewegen lassen, seine Unterthanen aufzumuntern, uns einige Lebensmittel zu überlassen: allein diese Hofnung schlug uns gänzlich fehl. Wir bekamen im eigentlichen Verstande — nichts. Des Nachmittags ruderte ich nach der nördlichen Spitze der Insel hin; und hier war ich etwas glüklicher; denn es gelang mir, sechs Stük Schweine, eben so viel Stük Federvieh und einige Früchte einzuhandeln. Um 10 Uhr des Nachts gelangten wir wieder an Bord.

Herr Banks hatte uns auf dieser Lustreise nicht begleitet: er lag unterdeß, wie gewöhnlich dem Handel ob. Des Nachmittags machte er einen Gang ins Land. Hier stieß er abermals auf die obenerwähnte Tanz- und Schauspielergesellschaft. Sie bestand noch aus den nämlichen Personen, nur daß noch ein Frauenzimmer hinzugekommen war. Die Tänze der Damen waren immer einerlei, aber die Zwischenspiele der Männer drükten jedesmal eine besondere Geschichte aus.

Als er am folgenden Tage abermals ins Land gieng, fand er die nämliche Gesellschaft wieder, nur in einer andern Gegend. Diesmal führte sie unter andern folgendes Schauspiel auf. Die Acteurs

theilten

theilten sich in zwei Partheien, die durch die Farbe ihrer Kleider von einander unterschieden waren. Bei der einen, braun gekleideten Parthei stellte einer den Herrn, die übrigen seine Bedienten vor; der andere weißgekleidete Trupp sollte eine Diebsbande seyn. Der Herr gab seinen Leuten einen Korb mit Fleisch in Verwahrung, worauf der Tanz seinen Anfang nahm. Die Weißen suchten im Tanz mancherlei Kunstgriffe anzuwenden, um diesen Korb zu stehlen; und die Braunen bemüheten sich ihrer Seits, sie daran zu verhindern. Nach einer Weile sezten die leztern sich rings um den Korb auf den Boden nieder, lehnten sich auf denselben und schienen einzuschlafen. Plözlich machten die Ersteren sich diesen Umstand zu Nutze, schlichen leise herbei, hoben sie vom Korbe auf, und liefen mit der Beute davon. Die Schläfer erwachten, bemerkten ihren Verlust, und fiengen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, einen neuen Tanz an. Dies war der ganze höchst einfache Inhalt dieser theatralischen Vorstellung.

Wir giengen nunmehr wieder unter Segel; und da wir einen sehr günstigen Ostwind hatten, so gaben wir den Vorsatz, die Insel **Bolabola** zu besuchen, auf. Indeß lag uns Freund **Tupia** sehr eifrig an, eine Kugel nach dieser Insel hinzuschießen, vermuthlich, um mit der Macht seiner jetzigen Bundesgenossen gegen die ihm verhaßten Bewohner dieses Landes ein wenig groß zu thun. Ich konnte ihm diesen Gefallen um so leichter erweisen, da uns die Insel in einer Entfernung von sieben Seemeilen liegen blieb, und der Schuß also auch in jeder Betrach-

trachtung unschädlich war. Ich ließ also ein Stük abbrennen, und nun war er zufrieden.

Ich gab den hier herumliegenden sechs Inseln den Namen Gesellschaftsinseln, unter welchem der junge Leser sie auf unserer Charte finden wird.

Wir richteten nunmehr unsern Lauf gen Süden hin, und segelten ununterbrochen vier Tage lang, da wir abermals eine Insel erblikten, die unser Tupia Oheteroa nannte. Wir näherten uns derselben; es kam zwischen den Eingebohrnen und unseren Böten, die bis an die Küste gerudert waren, zu einigen Unterhandlungen: allein da wir keinen Ankerplaz entdecken konnten, so hielt ich es nicht der Mühe werth, uns lange bei derselben zu verweilen, und segelte weiter.

15.

Entdeckung der östlichen Küste von Neu-Seeland. Landung auf derselben, und was sich dabei zugetragen.

Wir sezten unsere Fahrt, bald südlich bald wieder westlich steuernd, vom 14ten August bis zum 6ten Oktober, also beinahe zwei Monate lang, auf dem unermeßlichen Südmeere ununterbrochen fort, ohne daß wir in dieser langen Zeit irgend etwas anders zu Gesichte bekamen, als den Himmel und den von ihm umspannten Ocean. Am 25sten August fiel der Jahrstag unserer Abreise aus England ein. Wir feierten denselben, und ich gab bei dieser festlichen Gelegenheit einen großen Chesterkäse, der bis dahin sorgfältig aufgehoben war, nebst einem Fasse starken Biers zum Besten, welches sich bis dahin vortreflich gehalten hatte. Wir gedachten dabei nicht ohne Rührung unsers Vaterlandes und unserer Freunde, auf der andern Seite der Erdkugel, und vergaßen darüber alle schon überstandene Mühseligkeiten zusamt denen, welche wir noch zu überstehen hatten.

Zwei Tage nachher berauschte sich einer unserer Matrosen so sehr, daß er den Geist darüber aufgeben mußte. Wo er das starke Getränk hergenommen habe, war uns anfangs ein Geheimniß; nachher erfuhren wir, daß der Oberbootsmann, dessen Gehülfe er war, ihm aus bloßer Gutherzigkeit einen guten

guten Rest von einer Flasche Rum geschenkt hatte. Unsere übrige Mannschaft konnte aus diesem Vorfalle lernen, daß die Unmäßigkeit, wie jedes andere Laster, sich überall — auf der einen Halbkugel eben sowohl als auf der andern — ganz unfehlbar selbst bestraft.

Am 30sten August beobachteten wir einen Kometen. Unser Tupia, der bei dieser Beobachtung zugegen war, stieß, als er ihn sahe, ein heftiges Geschrei aus, und versicherte, daß die Leute von Bolabola, bei Erblickung dieses Himmelszeichens, die Einwohner von Ulietea anfallen und umbringen würden, wenn diese sich nicht durch eine plötzliche Flucht auf die Gebirge zu retten suchten. Warum? darüber blieb er uns die bestimmte Erklärung schuldig. —

Erst am 6ten Oktober wurde vom Mastkorbe aus einmal wieder Land! gerufen. Es lag uns damals in Westen, etwas nördlich; und wir steuerten gerade nach demselben hin. Gegen Abend konnten wir schon vom Verdecke aus etwas davon erblicken, und es schien von beträchtlicher Größe zu seyn.

Am folgenden Tage fiel eine Windstille ein; wir konnten uns daher dem Lande nur sehr langsam nähern. Aber je näher wir ihm kamen, desto mehr dehnte es sich vor unsern Blicken aus. Wir zählten fünf Reihen von Bergen, die sich über einander erhoben, und noch weiter hinterwärts erblikten wir eine Kette von Gebirgen, die über alles emporragte

und erstaunlich hoch zu seyn, schien. Was für ein Land es eigentlich seyn mochte, das war uns allen noch ein Geheimniß; es wurde lebhaft darüber gestritten, und die Mehrheit der Stimmen fiel am Ende dahin aus, daß es das unbekannte, so lange vergeblich gesuchte, Südland (Terra australis incognita) wäre, welches wir nunmehr glüklich entdekt hätten.

Wir sahen an verschiedenen Stellen des Landes Rauch aufsteigen — ein Zeichen, daß es bewohnt seyn müsse! Da indessen die Nacht einbrach, so lavirten wir ab und zu. Am folgenden Morgen konnten wir schon deutlich wahrnehmen, daß die Berge mit Holz bekleidet und daß unter den Bäumen in den Thälern einige von beträchtlicher Größe waren.

Wir liefen auf einen Meerbusen zu; und sahen nach einiger Zeit verschiedene Kähne queer über denselben hinrudern. Die darinn befindlichen Eingebohrnen schienen indeß gar keine Notiz von uns zu nehmen, und giengen ans Land. Wir erblikten zugleich einige Häuser, die zwar klein, aber niedlich zu seyn schienen. Neben denselben versammelte sich eine beträchtliche Menge von Menschen und sezte sich an den Strand nieder. Auf einer kleinen Halbinsel konnten wir deutlich unterscheiden, daß der Gipfel eines Berges mit ziemlich hohen und regelmäßigen Pallisaden umzäunt war. Dieser Anblik verursachte viel Nachsinnen unter unserer Gesellschaft; Einige hielten den eingezäunten Ort für einen Thiergarten, Andere für eine Rindvieh- oder Schaafhurde. Die Folge bewies, daß beide sich geirrt hatten.

Am

Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir an der nordwestlichen Seite der Bai, der Mündung eines kleinen Flusses gegenüber, vor Anker. Die Seiten dieses Busens bestehen aus sehr hohen, weißen Klippen.

Noch ehe der Tag sich neigte, gieng ich in Gesellschaft des Herrn **Banks** und **Solanders** und mit einer Parthei bewafneter Mannschaft ans Land. Wir stiegen an der Ostseite des hier mündenden Flusses aus, ohngefähr 120 Fuß breit war. Da ich aber an dem gegenseitigen Ufer einige Eingebohrne wahrnahm, mit denen ich zu sprechen wünschte: so ließ ich uns von dem kleinen Boote, oder der Jölle, hinübersetzen, und befahl der größern, oder der Pinasse, an der Mündung zu bleiben.

So wie wir uns dem Orte, wo die Eingebohrnen standen, näherten, liefen sie alle davon. Wir stiegen indessen aus, ließen vier Schifjungen zur Bewachung der Jölle zurük, und giengen nach einigen Hütten hin, die ohngefähr 700 Fuß weit von Ufer ablagen. Plötzlich sprangen vier, mit langen Spiessen bewafnete Männer aus dem Walde hervor, und rannten nach dem Boote hin, um dasselbe anzugreifen. Die Leute in der Pinasse bemerkten die Gefahr und riefen den Jungen zu, den Fluß hinab zu fahren. Diese liefen sich dies nicht zweimal sagen; aber die Indianer setzten ihnen so hart nach, daß der Bootsmann in der Pinasse für nöthig fand, eine Kugel über ihre Köpfe hinzufeuern. Der Knall machte sie stutzig; sie standen still, und sahen sich

um. Aber da sie sich unverlezt fühlten, so erneuerte sie nach einigen Minuten ihr Nachsetzen und schwenkten ihre Lanzen auf eine drohende Weise. Der Bootsmann feuerte hierauf eine zweite Kugel über ihre Köpfe hin; aber jezt schienen sie des Knalles gar nicht mehr zu achten, sondern der Eine hob seinen Spieß auf, um ihn in das Boot zu werfen. Jezt glaubte der Bootsmann in der Nothwendigkeit zu seyn, Gewalt durch Gewalt abzuhalten; er schoß also den Angreifenden auf der Stelle todt.

Als er fiel, blieben die Andern einige Minuten lang unbeweglich stehn und schienen vor Erstaunen gleichsam versteinert zu seyn. Sobald sie aber wieder zur Besonnenheit kamen, hielten sie für rathsam, sich zurük zu ziehn, und schleppten ihren getödteten Kameraten eine Strecke mit sich fort. Weil aber ihre Furcht je länger je lebhafter werden mogte, so warfen sie ihn bald wieder hin, und liefen davon.

Wir Andern, die wir von dem, was vorgieng, erst durch den Knall des ersten Schusses benachrichtiget wurden, kehrten sogleich mit schnellen Schritten zurük, und stießen im Zurükgehn auf den Indianer, welcher zu Boden gestrekt da lag. Wir besichtigten ihn, und fanden, daß er durchs Herz geschossen war. Es war ein Mann von mittler Größe, von brauner, aber nicht sehr dunkler Farbe, und die eine Seite des Gesichts war in schneckenförmigen Linien sehr regelmäßig tättowirt oder gezeichnet. Seine Kleidung bestand in einem feinen Tuche von einer, uns bisher noch unbekannten Arbeit. Sein Haar

war

war oben auf dem Kopfe in einen Knoten zusammen gebunden. Wir kehrten hierauf sogleich nach dem Schiffe zurük, und konnten von dort aus das Volk sehr eifrig und laut sprechen hören. Vermuthlich war die Rede von dem, was jezt vorgefallen, und was nun zu thun sey?

Am folgenden Morgen sahen wir abermals verschiedene Eingebohrne an dem nämlichen Orte zusammen kommen. Die meisten waren unbewafnet; einige aber hatten lange Picken in der Hand. Da ich nun sehr wünschte, daß es zu einem freundschaftlichen Umgange zwischen ihnen und uns kommen mögte: so ließ ich drei Böte mit Matrosen und Seesoldaten bemannen, und ruderte mit meinen Herrn Reisegefährten und unserm **Tupia** dem Lande zu.

Ohngefähr 50 von den Eingebohrnen schienen auf unsere Landung zu warten, und sezten sich an demjenigen Ufer des Flusses nieder. Um ihnen nun alle Gelegenheit zur Furcht zu benehmen, gieng ich aus dem kleinen Boote anfangs nur mit den Herrn **Banks**, **Solander** und **Tupia** allein ans Land und gegen sie hin. Aber kaum hatten wir einige Schritte gemacht, so sprangen alle plözlich auf, und Jeder von ihnen bewaffnete sich, Einige mit Lanzen, Andere mit einem kurzen Gewehre aus grünem Talksteine, das ungemein schön geglättet, nur ohngefähr einen Fuß lang, aber so dik war, daß es vier bis fünf Pfund wägen mogte. **Tupia**, rief ihnen in seiner Sprache Frieden zu; allein

anstatt zu antworten, schwenkten sie ihre Gewehre, und machten Zeichen, daß wir fortgehen sollten.

Um ihnen die Wirkungen unserer Waffen zu zeigen, ließ ich eine Muskete abfeuern, jedoch nicht nach ihnen hin, und so, daß die Kugel über dem Wasser hinstreifen mußte. Sie ließen hierauf zwar von ihren Drohungen ab; allein wir hielten es doch für rathsam, uns zurük zu ziehen und erst die Seesoldaten ans Land steigen zu lassen. Dieses war bald geschehen, und ich ließ sie hierauf, unter Vortragung einer kleinen Flagge aufmarschiren und auf einer kleinen Anhöhe sich in Ordnung stellen.

Als dies geschehen war, trat ich abermals, bloß von meinen Herrn Reisegefährten und dem Tupia begleitet, vor. Lezterer mußte sie von neuem anreden, und wir bemerkten mit großem Vergnügen, daß sie ihn vollkommen wohl verstanden, indem ihre beiderseitige Sprache im Grunde eine und eben dieselbe war, nur daß sie in der besondern Mundart etwas von einander abwichen. Er eröfnete ihnen nun, daß wir Lebensmittel und Wasser verlangten und ihnen dafür Eisen geben wollten, wobei er sich bemühete, ihnen die Eigenschaften dieses Metalls, so gut er konnte, zu erklären. Sie waren zum Handel geneigt, und verlangten, daß wir zu ihnen hinüber kommen sollten; denn noch wurden wir durch den Fluß von einander getrennt. Wir willigten ein, aber wir machten zugleich zur Bedingung, daß sie ihre Waffen niederlegen sollten. Dazu wollten sie sich aber auf keine Weise entschließen.

Wäh-

Während dieser Unterhandlung warnete uns Tupia beständig, auf unsrer Hut zu seyn, weil sie noch gar nicht freundschaftlich gegen uns gesinnt wären. Wir verlangten hierauf unserer Seits, daß sie zu uns herüber kommen mögten; und Einer von ihnen ließ sich endlich dazu bewegen. Er zog sich aus, und schwamm, ohne sein Gewehr, zu uns herüber. Ihm folgten alsobald noch zwei andere, und bald nachher auch die meisten der übrigen, an der Zahl ohngefähr fünf und zwanzig.

Wir machten ihnen alle Geschenke von Eisen und Glaskorallen; allein sie schienen beides nicht sehr zu schätzen, am wenigsten das Eisen, weil sie von dem davon zu machenden Gebrauche noch gar keinen Begriff hatten. Sie gaben uns daher auch weiter nichts dafür, als einige Federn. Was ihnen anstand, das waren unsere Waffen; gegen diese erboten sie sich die ihrigen zu vertauschen; aber da wir hierein unmöglich willigen konnten, so versuchten sie ein anderes Mittel, nämlich uns solche aus den Händen zu reissen. Allein da uns Tupia noch immer warnte, auf unserer Hut zu seyn, so sahen wir uns wohl vor, und vereitelten ihre Absicht. Auch ließen wir ihnen durch unsern Freund andeuten, daß im Falle sie noch ferner die geringste Gewalt zu brauchen versuchen sollten, wir gezwungen seyn würden, sie auf der Stelle zu tödten.

Demohngeachtet erhaschte einige Minuten darnach, als Herr Green sich eben umwandte, einer von ihnen den Hirschfänger desselben, zog sich damit

ein wenig zurük, und schwenkte ihn jauchzend über seinen Kopf. Die andern wurden unmittelbar darauf gleichfalls äußerst verwegen; und wir sahen uns daher in die unumgängliche Nothwendigkeit versezt, Gewalt durch Gewalt abzuwehren. Herr Banks feuerte also mit Schroot in einer Entfernung von 45 Fuß auf den Mann, der den Hirschfänger weggenommen hatte. So wie der Schuß in traf, hörte er zwar auf zu jauchzen; allein, anstatt den Hirschfänger zurük zu geben, fuhr er fort, ihn um den Kopf zu schwenken; indem er sich allmählig etwas weiter zurük zog. Herr Monkhouse feuerte hierauf mit einer Kugel nach ihm, worauf er augenbliklich zu Boden stürzte. Sobald er fiel, kamen einige der übrigen, die sich nach dem ersten Schusse auf einen in der Mitte des Flusses befindlichen Felsen geflüchtet hatten, zurük, und rannten nach dem Leichnam hin. Der eine ergriff das kurze Handgewehr des Getödteten, ein anderer wollte sich des Hirschfängers bemächtigen, woran er aber durch Herrn Monkhouse gehindert wurde. Jezt rükte der ganze Haufe der Indianer gegen uns an; wir mußten also Feuer auf sie geben. Es geschahe, jedoch nur aus drei mit Schroot geladenen Flinten; und dies war hinreichend, den ganzen Schwarm zur Flucht zu bewegen. Sie schwammen durch den Fluß zurük, und als sie das jenseitige Ufer bestiegen, konnten wir bemerken, daß sie zwei oder drei Verwundete hatten. Mit diesen zogen sie sich allmählig ins Land hinauf, wir aber kehrten äußerst mißvergnügt über diesen unglüklichen Auftritt in unsern Böten nach dem Schiffe zurük.

Am

Am folgenden Tage ruderte ich mit den Böten die Küste entlang, vornehmlich in der Absicht, wo möglich, einige von den Eingebohrnen zu überraschen, sie an Bord zu nehmen und durch gütliche Behandlung und Geschenke ihre Freundschaft zu erwerben. Allein zu meinem Bedauern fand ich keine Stelle, wo ich hätte landen können, weil allenthalben eine gefährliche Brandung an die Küste schlug. Zulezt erblikten wir zwei Kähne, die aus der See nach der Küste eilten, und wovon der eine unter Segel war, der andere aber ruderte. Dies hielt ich für eine günstige Gelegenheit, einige von den Indianern in meine Gewalt zu bekommen, und zwar ohne Unheil, weil die Leute in den Kähnen wahrscheinlich Fischer und unbewafnet waren. Ich vertheilte daher meine drei Böte auf die vortheilhafteste Weise und gab Befehl auf die Kähne Jagd zu machen.

Die Leute in dem einen Kahne bemerkten unsere Absicht bald; strengten deshalb ihre äußersten Kräfte an; erreichten das nächste Land und entwischten. Der andere Kahn hingegen segelte, ohne uns zu achten fort, bis er mitten unter uns war. Allein den Augenblik, da die darinn befindlichen Indianer uns erblikten, nahmen sie das Segel ein, ergriffen ihre Ruder, und brauchten diese so hurtig, daß unsere Böte dahinten blieben.

Ich ließ ihnen durch den Tupia zurufen: sie mögten zu uns kommen; es sollte ihnen kein Leid widerfahren; allein sie mogten es für sicherer halten, sich auf ihre Ruder, als auf unsere Verheissungen

zu

zu verlassen: denn sie fuhren fort, sich so geschwind als möglich zu entfernen. Ich befahl hierauf eine Musketenkugel über sie hinzufeuern, in der Hofnung, daß sie das erschrecken und vielleicht bewegen würde, aus dem Kahne ins Wasser zu springen. Sie wurden auch wirklich dadurch stutzig gemacht, hörten auf zu rudern, und fiengen an, ihrer sieben an der Zahl, sich zu entkleiden. Wir bildeten uns ein, es geschehe dies, um über Bord zu springen; allein es war ganz anders gemeint. Sie wollten keinesweges fliehen, sondern fechten.

Als daher eins unserer Böte sie einholte, fiengen sie den Angriff mit ihren Rudern, mit Steinen und mit anderen Gewehren so nachdrücklich an, daß wir aus Nothwehr gezwungen zu seyn glaubten — auf sie zu feuern. Und leider! hatte jeder von denen, welche schoßen, seinen Mann nur zu gewiß genommen; denn nicht weniger als vier Indianer stürzten nieder, und die drei übrigen, welche Jungen waren, sprangen augenbliklich ins Wasser. Der älteste von diesen mogte ohngefähr neunzehn, der jüngste eilf Jahr alt seyn. Jener schwamm ungemein hurtig, und widersezte sich denen, die ihn einholten und ins Boot nehmen wollten, aus allen Kräften; allein er wurde doch zulezt übermannt, und die beiden andern wurden ohne sonderliche Mühe gleichfalls aufgefangen.

Ich weiß, daß das menschliche Gefühl des jungen Lesers sich hier gegen mich und mein Verfahren gegen diese unschuldigen Wilden empören wird.

Mein

Mein eigenes Herz empört sich jezt auch darüber, und ich fühle das ganze Gewicht der Fragen, welche hier mancher menschenfreundliche Leser an mich richten wird; dieser nämlich: wer mir das Recht gab, Menschen, denen ich nichts zu befehlen hatte, zwingen zu wollen, sich meinem Willen zu fügen? Worin das Verbrechen dieser Leute bestand; und was mich berechtigen konnte, sie tödten zu lassen, weil sie meinem Versprechen nicht trauten und es nicht für rathsam fanden, sich der Gewalt wildfremder Menschen zu überlassen? Ich kann auf diese und ähnliche Vorwürfe, die ich jezt bei kaltem Blute nur zu gegründet finde, bloß Folgendes erwiedern: nach der Absicht meiner Reise war es eine meiner ersten Pflichten, mich zu bemühen, eine, so viel möglich genaue Kenntniß dieses Landes zu erlangen; diese konnte ich nun aber, nach den oben beschriebenen fruchtlosen Versuchen der Güte, nicht anders erlangen, als indem ich auf eine feindliche Art in dasselbe eindrang. Dennoch hatte der Wunsch, fernere Feindseligkeiten, wo möglich zu verhüten, mir den Entschluß eingegeben, einige von den Eingebohrnen aufzufangen, ihnen nichts als Liebes und Gutes zu erweisen, und sie dadurch zu bewegen, unsere Fürsprache bei ihren Landsleuten zu werden. In sofern waren meine Absichten gewiß unsträflich, um so mehr, da ich keine Ursache hatte, zu besorgen, daß es darüber zu einem Kampfe zwischen uns kommen würde. Dies geschahe nun aber wider meine Erwartung, und da die Indianer den Anfang zu Feindseligkeiten machten: so sahe ich mich freilich genöthiget, Gewalt durch Gewalt abzuhalten. Nun

ist

ist es zwar wahr, daß es nicht nöthig gewesen wäre, so vielen von ihnen das Leben zu rauben: allein man muß bedenken, daß in solchen Umständen, sobald man einmal Befehl zum Feuern gegeben hat, niemand das Uebermaaß des Feuers dämpfen, noch dessen Wirkungen bestimmen kann.

Ich muß indeß dem Urtheile der Welt und meiner Leser stehen, und wenn dieses, wie ich besorge, dennoch ungünstig für mich ausfallen sollte: so wird es mir zu nicht geringem Troste gereichen, wenn durch die Misbilligung meines Verfahrens Andere in ähnlichen Lagen sich werden bewegen lassen, behutsamer und menschlicher zu Werke zu gehen.

Sobald die armen Elenden, die wir aus dem Wasser gezogen hatten, im Boote waren, sezten sie sich gebükt nieder, und erwarteten ohne Zweifel, augenbliklich hingerichtet zu werden. Wir eilten daher, sie durch alle mögliche Mittel vom Gegentheile zu überzeugen. Wir versorgten sie mit Kleidern, und überhäuften sie mit Geschenken und Freundschaftsbezeugungen. Dies alles rührte sie um so mehr, je gewisser sie eine ganz andere Behandlung von uns erwartet hatten. Sie giengen daher plözlich von der größten Furcht und Bekümmerniß zur lebhaftesten Freude über.

Sobald wir mit ihnen an Bord gekommen waren, boten wir ihnen Brod an, welches sie sehr begierig verschlangen; und als unsere Mittagsmahlzeit aufgetragen ward, bezeugten sie nicht minder Lust,

von

von allem, was sie sahen; ebenfalls zu kosten. Eingesalzenes Schweinefleisch zogen sie indeß allen andern Gerichten vor.

Des Abends verzehrten sie eine zweite Mahlzeit eben so begierig. Jeder von ihnen aß sehr viel Brod dabei und trank über eine Kanne Wassers dazu. Wir ließen ihnen hierauf ihre Betten zurechte machen, und sie begaben sich dem Ansehen nach, sehr zufrieden zur Ruhe. Allein sobald die Zerstreuungen des Tages aufgehört und der stillen Ueberlegung Plaz gemacht hatten, hörte man sie auf ihrem Lager häufige und laute Seufzer ausstoßen. Tupia, welcher ungemein viel Aufmerksamkeit für sie hatte, stand daher wieder auf, und machte sie durch sein freundliches Zureden nicht nur wieder ruhig, sondern auch aufgeräumt. Wir Andern trugen hierzu gleichfalls nach Vermögen bei. Sie wurden darüber wieder so munter, daß sie ein fröhliches Lied anstimmten, welches sie mit einer Annehmlichkeit sangen, die uns in Verwunderung sezte. Die Melodie war langsam und feierlich, wie etwa die der Psalmen, und bestand aus ganzen und halben Tönen.

Die Gesichter und Mienen dieser Jungen drükten Geist und Empfindung aus. Besonders hatte der mittlere, welcher ohngefähr funfzehn Jahr alt seyn mogte, etwas Freimüthiges in seinem Ansehn und etwas Ungezwungenes und Grades in seinem ganzen Betragen. Wir fanden, daß die beiden ältesten Brüder waren.

Gegen Morgen schienen sie alle ungemein aufgeräumt zu seyn, und verzehrten das Frühstük mit unersättlichem Heishunger. Wir kleideten sie hierauf an, und schmükten sie, nach ihrer Landesssitte, mit Armbändern, Fußschnüren und Halstüchern aus. So ausgeputzt wollte ich sie ans Land setzen, in der Hofnung, daß die Eingebohrnen durch diesen Anblik und durch ihre Erzählung von unserm liebreichen Betragen gegen sie, sich würden bewegen lassen, Vertrauen zu uns zu fassen und alle feindseligen Gesinnungen gegen uns abzulegen. In dieser Absicht ließ ich das Boot ausheben, und sagte ihnen, daß wir sie nunmehr wieder ans Land führen wollten.

Diese Nachricht brachte sie vor Freuden außer sich. Sobald sie aber bemerkten, daß wir nicht nach derjenigen Gegend, wo wir sie aufgefangen hatten, sondern nach unserer ersten Landungsstelle am Flusse hinruderten, verwandelte sich ihre Freude auf einmal in Traurigkeit, und sie baten uns sehr flehentlich, daß man sie an diesem Orte nicht ans Land setzen mögte. Wir fragten: warum nicht? und ihre Antwort war: weil diese Gegend von ihren Feinden bewohnt würde, die sie tödten und auffressen würden. Wir glaubten damals, dieses lezte Wort nicht buchstäblich verstehen zu müssen; allein es zeigte sich in der Folge leider! nur zu deutlich, daß es wirklich im eigentlichsten Sinne genommen war.

Da ich schon einen Officier und eine Parthei Mannschaft vorausgeschikt hatte, so beschloß ich nichts desto weniger an der besagten Stelle zu landen,

und es dann dem freien Willen der jungen Indianer zu überlassen, ob sie von uns weg gehen oder bei uns bleiben wollten; weil ich keinesweges gesonnen war, sie irgend einer Gefahr auszusetzen.

Wir giengen also wirklich mit ihnen ans Land; und ihre Abneigung dagegen schien nach und nach sich zu vermindern. Endlich faßten sie von freien Stücken den Entschluß, uns hier wirklich zu verlassen; und als wir sie über den Fluß gebracht hatten, nahmen sie, wiewohl nicht ohne einen augenscheinlichen Kampf und mit Vergiessung einiger Thränen Abschied von uns. So bald sie fort waren, giengen wir nach einem in der Ferne liegenden Sumpfe hin, um Enten zu schießen, die wir allda in großer Menge sahen; und ich ließ vier Mann von den Seesoldaten auf einer gegenüber liegenden Anhöhe, von welcher man die Gegend übersehen konnte, uns zur Seite marschiren.

Als wir ein paar tausend Schritte zurük gelegt hatten, riefen uns diese Soldaten zu: daß ein starkes Korps Indianer zum Vorschein komme und eilfertig heranrücke. Auf diese Nachricht zogen wir uns zusammen, und hielten es für das Beste, nach den Böten zurük zu eilen. Sobald wir den Rükweg angetreten hatten, sprangen die drei indianischen Burschen plözlich aus einem Gebüsche hervor, worin sie sich verstekt hatten, und baten, daß wir sie wieder in unsern Schuz nehmen mögten. Dies ward sogleich bewilliget, und wir eilten nun mit schnellen Schritten den Böten zu.

Als die Indianer, welche in zwei Haufen heranrükten, wahrnahmen, daß wir uns zusammengezogen hatten, giengen sie etwas langsamer, wodurch wir einen ziemlichen Vorsprung gewannen. Dies war sehr glüklich für sie und uns; weil es sonst wahrscheinlicher Weise nicht ohne Blutvergießen würde abgelaufen seyn. Denn als wir an das Ufer des Flusses kamen, hatte die Pinasse sich weit von da entfernt, und das kleine Boot mußte dreimal hin und her fahren, ehe es uns alle hinüber schaffen konnte.

Wir hatten also Zeit, bevor die Indianer anrükten, uns auf dem jenseitigen Ufer in Ordnung zu stellen. Jezt kamen sie heran; aber nicht, wie wir erwartet hatten, in einem Haufen, sondern je zwei oder drei auf einmal. Im kurzen belief sich ihre Zahl auf ohngefähr 200 Mann, welche insgesamt bewafnet waren. Da wir nun sahen, daß an eine friedliche Unterhandlung mit diesen Leuten nicht zu denken war, und wir der Nothwendigkeit, Menschenblut zu vergießen, auszuweichen wünschten: so standen wir schon im Begriff, wieder in die Böte zu steigen und nach dem Schiffe zurük zu rudern, als einer von unsern jungen Indianern plözlich ausrief, daß sein Oheim mit unter den Leuten wäre, und daß er mit diesem reden wollte. Wir machten hierauf mit Vergnügen Halt, und es entstund nun wirklich eine Unterredung zwischen den Indianern und dem Tupia, wobei unsere jungen Freunde alles, was wir ihnen geschenkt hatten, als Zeichen unserer Güte und Freigebigkeit, vorwiesen. Gleichwohl

wagte

wagte es noch immer keiner von ihnen, zu uns herüber zu kommen.

Noch lag der Leichnahm des Mannes, den wir gestern getödtet hatten, unbegraben auf dem Strande. Als unsere indianischen Bürschen dies bemerkten, giengen sie nach ihm hin, und bedekten ihn mit einigen von den Kleidern, die wir ihnen geschenkt hatten. Kaum war dieses geschehen, so schwamm von den gegenseitigen Indianern ein einzelner Mann, und zwar der Onkel des jüngsten Knaben zu uns herüber. Er brachte einen grünen Zweig mit; und da wir vermutheten, daß dies hier: so wie auf Otaheite, ein Sinnbild des Friedens sey: so nahmen wir es nicht nur an, sondern machten ihm auch verschiedene Geschenke, und luden ihn ein, mit uns an Bord des Schiffes zu gehen. Aber dazu war er nicht zu bewegen.

Als wir uns hierauf von ihm trennten, vermutheten wir, daß sein Neffe und die beiden andern jungen Indianer bei ihm bleiben würden: allein zu unserer großen Verwunderung wollten sie lieber mit uns gehen. Sobald wir hinweg waren, pflükte er einen andern grünen Zweig ab, näherten sich mit demselben dem Leichname, schritt dabei seitwärts, machte allerhand Ceremonien, und warf dann den Zweig gegen den Körper hin. Hierauf kehrte er wieder zu seinen Landsleuten an das jenseitige Ufer zurük.

Alle versammelten sich rings um ihn her, und blieben über eine Stunde lang beisammen, ohne sich,

dem Ansehen nach, weiter um uns zu bekümmern. Wir hingegen waren neugieriger als sie; wir beobachteten sie an Bord des Schiffes durch Ferngläser, und sahen daß einige von ihnen auf einer Art von Flöße über den Fluß sezten, den Leichnam auf eine Tragbahre legten, und ihn forttrugen. Den andern Leichnam ließen sie noch immer an dem Orte liegen, wo derselbe von Anfang her war gelassen worden.

Nachdem Mittagsessen ließ ich die jungen Indianer durch den Tubia fragen: ob sie jezt noch etwas darwider hätten, an eben dem Orte, wo wir mit dem Oheim des einen zusammen gewesen waren, ans Land gesezt zu werden? Sie verneinten diese Frage; und als ich hierauf ein Boot beorderte, sie dahin zu bringen, so stiegen sie ganz munter in dasselbe ein. Man erreichte das Ufer; sie sprangen vergnügt ans Land, und giengen fort. Allein sobald man hierauf das Boot wieder abgestoßen hatte, kehrten sie nach der Landungsstelle zurük, wadeten ins Wasser und baten eifrigst, daß man sie wieder mit ans Schiff nehmen mögte. Der kommandirende Unterofficier, welcher gemessenen Befehl hatte, sie da zu lassen, konnte diese Bitte nicht erfüllen. Sie mußten also zurük bleiben und wir waren vom Schiffe aus sehr aufmerksam, um zu sehen, wie es ihnen gehen würde.

Mit Hülfe unserer Ferngläser erblikten wir einen Mann, der auf einem Floßholze über den Fluß fuhr und sie nach einem Orte hinbrachte, wo ohngefähr 50 Eingebohrne versammelt waren. Diese stellten

sich

sich um sie her, und blieben in dieser Stellung auf dem nämlichen Flek bis zu Sonnenuntergang. Als sie sich endlich in Bewegung sezten, sahen wir deutlich, daß unsere drei jungen Freunde sich von ihnen absonderten, an den Strand herab kamen, mit ihren Händen dreimal gegen das Schiff winkten, und alsdann ganz munter zu ihren Gefährten zurük liefen. Diese giengen hierauf ganz ruhig nach derjenigen Gegend hin, von welcher die Burschen uns gesagt hatten, daß es ihre Heimath wäre. Wir konnten hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit schliessen, daß ihnen kein Leid wiederfahren würde; besonders da wir bemerkten, daß man ihnen alles ließ, was wir ihnen geschenkt hatten.

Nachdem es finster geworden war, hörten wir, wie gewöhnlich laute Stimmen vom Lande her, deren Bedeutung wir nie erfahren konnten.

16.

Fahrt von dem ersten Landungsplatze bis nach dem Cap. Turnagain (Kehrum) und zurük nach Talaga; Nachricht von verschiedenen Begebenheiten.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr verließen wir diese unwirthbare Gegend, der ich den Namen Armuthsbai (Poverty-Bai) beilegte, weil wir von allem, was wir bedurften, nichts als ein wenig Holz allhier bekommen konnten. Wir steuerten längst der Küste nach Süden hin.

Des Nachmittags fiel eine Windstille ein. Als hierauf die Eingebohrnen der gegen uns über liegenden Küste bemerkten, daß wir nicht weiter segelten, stießen verschiedene von ihnen in Kähnen ab, und näherten sich uns bis auf etwa 500 Schritt. Weiter wagten sie sich nicht heran, ohngeachtet Tubia alle Kräfte seiner Lunge und seiner Beredsamkeit anstrengte, um sie dazu zu bewegen. Unterdeß sahen wir einen andern Kahn aus der Armuthsbai herankommen, welcher vier Leute am Bord hatte. Diese ruderten gerade auf uns zu, ohne sich an die übrigen zu kehren; und sobald sie das Schiff erreicht hatten, kamen sie auf unsere Einlädung sogleich an Bord. Ihr Beispiel flößte den Andern Muth ein; sie kamen also gleichfalls heran, und im Kurzen hatten wir ihrer ohngefähr 50 am Bord.

Wir bemühten uns hierauf, ihnen Freude zu machen, und überhäuften sie mit Geschenken. Aber je mehr wir ihnen gaben, destomehr wollten sie haben, so, daß sie zulezt alles, was sie bei sich hatten, sogar ihre Kleidungsstücke vom Leibe und die Ruder aus ihren Kähnen, feil boten. Nur zwei von ihnen waren bewafnet, und zwar mit dem schon oben genannten kurzen Handgewehre aus grünem Talksteine. Dieses Werkzeug, welches sie **Pätu-Pätu** nennen, ist mit einem Handgriffe und mit einer scharfen Schneide versehn; und ich bin gewiß, daß sie die dikste Hirnschale damit auf einen Streich zerspalten können.

Wir unterließen nicht bei dem Mann aus der Armuthsbai nach unsern indianischen Jungen Erkundigung einzuziehn; und zu unserm Vergnügen meldete er uns; sie wären wohlbehalten daheim; und ihre Erzählung von der Gütigkeit, womit sie von uns wären behandelt worden, hätte ihn bewogen, gleichfalls zu uns zu kommen.

Diese Leute gaben uns alle Merkmale von Freundschaft, und luden uns herzlich ein, zu ihnen ans Land zu kommen. Ich wollte indeß lieber meine Entdeckungen fortsetzen, als wieder nach der Bai zurük kehren, weil ich mit Grunde vermuthen konnte, daß wir nächstens einen bessern Hafen finden würden.

Ohngefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang ruderten die Kähne mit den wenigen Rudern, die sie

noch behalten hatten, wieder weg. Drei von der Gesellschaft waren, ich weiß nicht wie, im Schiffe zurük gelassen worden. Sobald wir dies entdekten, riefen wir den Kähnen zu; aber kein einziger derselben wollte zurük kehren. Dies befremdete uns; noch mehr aber mußten wir uns über die zurük gebliebenen Indianer wundern, die, statt Verlegenheit oder Bekümmerniß zu äußern, vielmehr äußerst aufgeräumt waren, uns mit Tanzen und Liedern nach ihrer Art belustigten, sich hierauf ihr Nachtessen wohl schmecken ließen, und endlich ruhig zu Bette giengen.

Bald nach dem Einbruch der Nacht erhob sich ein gelinder Wind, und trieb uns um einige Seemeilen weiter, bis eine neue Windstille einfiel. Als die Indianer bei Anbruch des Tages die Entfernung bemerkten, überfiel sie Schrecken und Bestürzung; sie klagten laut, und unter vielen Thränen über ihren Zustand schienen sie ganz in Verzweiflung zu gerathen. Tubia beruhigte sie indeß, wiewohl mit vieler Mühe. Als wir hierauf wieder unter Segel giengen, liessen sich zum Glük für die armen Verlassenen zwei Kähne sehn, welche sich dem Schiffe näherten. Ganz heran wollten sie aber doch nicht kommen. Ehe es sich nun entschied, ob unsere Indianer durch jene erlöset werden würden oder nicht, waren diese in großer Unruhe, und baten ihre Landsleute, sowohl durch Zurufen, als auch durch Gebehrden, auf das flehentlichste, daß sie doch ans Schiff heran kommen mögten. Tubia verdolmetschte uns, was sie sagten, und wir wunderten uns nicht wenig, als

sie

sie unter andern Bewegungsgründen auch diesen mit anführten: daß wir keine Menschen äßen. Wir fiengen nun an im Ernst zu glauben, daß diese abscheuliche Gewohnheit unter ihnen herrsche; und leider! zeigte es sich in der Folge nur zu sehr, daß wir ihnen durch diesen Argwohn gar kein Unrecht gethan hatten. Endlich wagte sich einer von den Kähnen an das Schiff, und ein alter Mann, dessen Kleidung und Gewehr ein Oberhaupt zu verrathen schienen, kam zu uns an Bord. Das Gewehr war ein Pätu-Pätu, aus einem Wallfischknochen gemacht. Er hielt sich nur eine kurze Zeit bei uns auf, und nahm beim Weggehen unsere Gäste, zu ihrem und unserm Vergnügen mit sich fort.

Während daß wir unsern Lauf längst der Küste hin fortsezten, sahen wir von Zeit zu Zeit eine Menge von Eingebohrnen, welche zusammen liefen. Auch konnten wir verschiedene angebaute Ländereien deutlich unterscheiden. Einige schienen ganz kürzlich umgegraben zu seyn und lagen in Furchen, wie gepflügte Aecker; andere standen schon voller Pflanzen. Auf dem Rücken der Berge erblikten wir abermals eingezäunte Oerter, wovon wir die Absicht nicht errathen konnten. In der Folge zeigte es sich, daß es eine Art von Festungen war.

Wir gelangten zu einer, unweit der Küste liegenden Insel, die ich Portland nannte. Indem wir dieselbe umsegelten, gerieth das Schiff unvermuthet in seichtes Wasser und über unebenen Grund. Wir entkamen indeß der Gefahr zu scheitern glüklich.

An der felsigten Küste des festen Landes hatte sich unterdeß eine große Menge von Eingebohrnen versammlet, die uns sehr aufmerksam zusahen. Vermuthlich schlossen sie aus unserer Geschäftigkeit an Bord, daß wir in Verlegenheit wären; und es schien, als wollten sie aus diesem Umstande Vortheil ziehn. Denn sie stießen fünf stark bemannte und wohlbewaffnete Kähne in großer Eile vom Lande ab, und gaben ihre feindseligen Gesinnungen durch Schreien, durch Schwenken ihrer Lanzen und durch drohende Gebehrden zu erkennen. Indem sie so auf uns zuruderten, fieng ich an für unser kleines Boot besorgt zu werden, welches vorausgeschikt war, um zu sondiren. Wir feuerten daher, um die Indianer zurük zu schrecken, eine Musketenkugel über ihre Köpfe hin; und da diese die gehofte Wirkung nicht hervorbrachte, so ließ ich einen Traubenschuß aus einem Vierpfünder dergestalt abbrennen, daß die Kugeln in einer kleinen Entfernung von ihnen ins Wasser schlagen mußten. Dies that eine bessere Wirkung: denn auf den Knall der Kanone erhoben sie ein Geschrei, trieben ihre Kähne zusammen, und ruderten ungesäumt nach dem Lande zurük.

Aehnliche Auftritte, die wir mit den Eingebohrnen hatten, übergehe ich mit Stillschweigen, um meine Leser nicht durch Einförmigkeit zu ermüden, Folgender verdient indeß erzählt zu werden.

Es waren abermals verschiedene Kähne herbeigekommen, und die darinn befindlichen Indianer boten uns einige todte, bereits in Fäulniß übergegangene

Fische

Fische zum Kauf an. Wir handelten sie ihnen ab, ohngeachtet wir sie nicht brauchen konnten, lediglich um einen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen zu haben. Diese Leute führten sich sehr wol auf; und wir würden als gute Freunde von einander geschieden seyn, wenn nicht ein großer Kahn, mit 22 bewafneten Leuten bemannet, dreist gegen das Schiff heran gekommen wäre. Wir sahen bald, daß dieses Boot nichts zu verhandeln hatte, schenkten aber doch den darinn befindlichen Leuten zwei oder drei Stük Tuch, von welcher Waare sie große Liebhaber zu seyn schienen. Ich beobachtete, daß ein Mann eine schwarze Haut über die Schultern hängen hatte, die dem Fell eines Bären ähnlich war. Da ich nun gern gewußt hätte, von was für einem Thiere dieselbe eigentlich genommen war: so bot ich dem Besitzer ein Stück rohen Boy dafür an, und der Tausch schien ihm zu gefallen. Er zog das Fell ab und hielt es empor; hergeben wollte er es aber nicht eher, als bis er den Boy wirklich dagegen empfangen haben würde. Ich wollte ihm mit Vertrauen zuvor kommen, und befahl das Stük Zeug hinabzureichen. Aber kaum hatte er es empfangen, so fieng er, anstatt das Fell dagegen herauf zu reichen, mit erstaunlicher Kaltblütigkeit an, beides, die Haut und das Zeug in einen Korb einzupacken. Das Ding verdroß mich; ich verwies ihm sein ungerechtes Verfahren und forderte das Fell: allein umsonst! Meine Vorstellungen machten nicht den geringsten Eindruk auf ihn. Er ruderte vielmehr, ohne darauf zu antworten, mit den übrigen Kähnen von uns weg. In einer kleinen Entfernung stießen sie auf

einen Haufen zusammen, und kehrten nach einer kurzen Berathschlagung nach dem Schiffe zurük. Die Fischer boten uns abermals einige unnütze Fische an, und wir kauften sie ihnen ab. Unter denen, welche an der Seite des Schiffes standen, um diese Fische in Empfang zu nehmen, befand sich Tubia's kleiner Junge, Tayeto. Einer von den Indianern, dem dieser Knabe vermuthlich ein Leckerbissen zu seyn schien, ersahe seine Gelegenheit, pakte ihn plötzlich an und riß ihn in den Kahn hinab. Ihrer zwei hielten ihn sodann in dem Vordertheil des Kahns nieder, die andern ruderten eilfertig mit ihm davon, und die übrigen Kähne folgten ihnen nach. Das war nun ohnstreitig mehr, als wir zugeben durften. Ich gab Befehl, auf die im Hintertheil des Kahns zu feuern; einer davon wurde getroffen, und die übrigen ließen den Jungen fahren. Dieser sprang sogleich ins Wasser und fieng an zu uns zurük zu schwimmen. Als die Indianer in dem großen Kahne dies bemerkten, sezten sie ihm nach, um ihn wieder aufzufangen. Ich ließ daher einige Musketen und eine Kanone auf sie abbrennen, welches ihrem Nachsetzen sogleich ein Ende machte. Es wurde hierauf in der Geschwindigkeit ein Boot ausgesezt und der arme Schelm unverlezt aufgefangen. Allein er war so sehr erschrocken, daß er eine Zeitlang seiner Sinne beraubt zu seyn schien. Einige unter uns, die mit ihren Ferngläsern den Kähnen bis ans Gestade nachsahen, bemerkten, daß man drei Männer von der indianischen Gesellschaft den Strand hinauf trug, die also entweder todt oder durch die empfangenen Wunden ganz gelähmt seyn mußten.

So-

Sobald der arme Tayeto sich von seinem Schrecken erholt hatte, brachte er dem Tubia einen Fisch, und sagte ihm, daß er denselben seinem Eatua oder Gott zum Dankopfer für seine Rettung geben wolle. Tubia lobte seine Frömmigkeit, und befahl ihm, den Fisch ins Meer zu werfen, welches er denn auch that.

Da wir nunmehr schon sechs Tage lang gegen Süden gesteuert hatten, ohne einen Hafen zu finden, und das Land, je weiter wir kamen, immer weniger Hofnung machte, daß wir unsern Wunsch erfüllt sehen würden: so beschloß ich, wieder umzukehren, und die Küste nach Norden hin zu untersuchen. Einem hohen Vorgebirge mit gelblichen Klippen, dem wir um diese Zeit gerade gegen über waren, gab ich, dieses Umstandes wegen, den Namen Kehrum (Turnagain), den mnn auch auf unserer Charte finden wird.

Am zweiten Tage unserer Rükfahrt sahen wir gegen Abend einen Kahn von der Küste abstoßen und gerade auf uns zukommen. Er erreichte uns. Es waren sechs Personen darinn, von welchen zwei, dem Ansehn nach, Oberhäupter, die andern Bediente waren. Jene kamen auf unsere Einladung sogleich an Bord, befahlen aber ihren Leuten in dem Kahne zu bleiben. Wir begegneten ihnen freundschaftlich, und sie von ihrer Seite gaben uns ihr Vergnügen darüber zu erkennen. Sie begleiteten uns in die Kajüte; und sie wurden in kurzer Zeit so zutraulich gegen uns, daß sie uns zu erkennen gaben:

sie

sie hätten sich vorgenommen, bei uns zu übernachten. Diese Ehre hatten wir weder erwartet noch gewünscht; ich that daher nachdrükliche Vorstellungen dagegen, und gab ihnen zu verstehn, daß das Schiff wahrscheinlicher Weise von der Gegend, wo es jezt wäre, am folgenden Morgen weit entfernt seyn würde. Allein sie beharrten bei ihrem Vorsatze; ich mußte also, wenn ich gegen Leute, die uns so zu viel Zutrauen bewiesen, keine Gewalt brauchen wollte, darein willigen. Um mehrerer Sicherheit willen that ich ihnen jedoch den Vorschlag, auch ihre Bedienten an Bord zu nehmen und ihren Kahn ins Schiff zu heben. Sie machten keine Einwendung dagegen, und es geschahe also.

In meinem Leben habe ich keine so offenherzige und edle Gesichtsbildung gesehen, als die des Einen von den beiden Oberhäuptern. Auch fühlte ich mich gezwungen, nach einem kurzen Umgange mit ihnen, Vertrauen zu beiden zu fassen, und allen Verdacht, daß sie irgend eine unfreundliche oder feindselige Absicht gegen uns haben könnten, gänzlich aufzugeben. Sie besichtigen alles mit großer Aufmerksamkeit und Wißbegierde, und nahmen die Kleinigkeiten, die wir ihnen schenkten, sehr dankbar an. Aber zum Essen und Trinken wollte sich keiner von beiden bewegen lassen, dahingegen ihre Bedienten alles, was sie bekommen konnten, sehr gefräßig verzehrten. Sie gaben uns zu verstehen, daß sie von unserer Güte und Freigebigkeit gegen die vorher an Bord gewesenen Eingebohrnen gehört hätten: aber ihr Zutrauen gegen uns war dem ohngeachtet ein Beweis von einer seltenen Herzhaftigkeit.

Ich

Ich legte die Nacht über bei, und erst mit Anbruch des folgenden Morgens gieng ich wieder unter Segel. Gegen sieben Uhr waren unsere Gäste bereit, uns wieder zu verlassen. Sie wunderten sich zwar, als sie sahen, wie weit sie von Hause entfernt waren: aber sie ließen ganz und gar keine Unruhe darüber spüren. Auch ruderten sie nicht nach dem Orte zurük, wo wir sie gestern aufgenommen hatten, sondern landeten dem Schiffe gerade gegen über. Um diese Zeit sahe ich andere Kähne von der Küste abstoßen; ich sezte aber meinen Lauf, ohne ihre Ankunft zu erwarten, nach Norden hin, fort.

Am folgenden Tage lief ich in eine Bai ein, in der ich aber nicht so viel Schuz wider Wind und Wellen fand, als ich mir von ihr versprochen hatte. Dies würde mich bewogen haben, sie alsobald wieder zu verlassen; aber da die anwohnenden Eingebohrnen, welche von Vertrauen zu uns kamen, sich alle so ausnehmend freundlich gegen uns bezeugten: so beschloß ich, hier etwas zu verweilen, um die Gelegenheit, noch mehr Kenntnisse von dem Lande, seinen Bewohnern und Producten einzuziehn, nicht ungenüzt vorbeigehen zu lassen.

Ich gieng in Begleitung der Herrn **Banks** und **Solander** ans Land. Die Eingebohrnen empfiengen uns daselbst mit allen Merkmalen der Freundschaft, und waren ungemein sorgfältig nichts zu thun, wovon sie wußten oder vermutheten, daß es zuwider seyn würde. Dahin rechne ich z. B. daß sie, um uns kein Mistrauen einzuflößen, sich nur

Fami-

Familienweise, nicht aber in starken Haufen um uns her versammleten. Diese kleinen Trupps kamen auch nicht zu uns heran, sondern sie sezten sich auf den Boden nieder; und luden uns durch Winken ein, daß wir zu ihnen kommen möchten. Wir erfüllten denn ihren Wunsch und machten ihnen kleine Geschenke.

Als ich am folgenden Morgen eine starke Parthei Mannschaft ans Land beordert hatte, um frisches Wasser einzunehmen, sezten sich die Eingebohrnen zu ihnen hin, und schienen ihnen mit Vergnügen zuzusehn, mischten sich aber doch nicht unter sie. Sie trieben indeß einen kleinen Verkehr mit einander, besonders für Tuch; und bald nachher giengen die Indianer an ihre gewöhnlichen Arbeiten, als ob kein Fremder da gewesen wäre. Einige von ihnen ruderten in ihren Kähnen zum Fischen aus, und als die Zeit des Mittagsessens herbei kam, begab sich Jeder nach seiner Wohnung; nach vollendeter Mahlzeit kehrten sie zurük.

Durch dieses bescheidene und freundliche Betragen ermuntert, wanderten die Herrn **Banks** und **Solander**, ohne alles Mistrauen und ohne viel Behutsamkeit an der Bai umher, fanden daselbst eine Menge unbekannter Pflanzen, und schossen einige ausnehmend schöne Vögel. Unterwegens sprachen sie in verschiedenen Hütten der Eingebohrnen ein, und sahen bei dieser Gelegenheit Manches von der Lebensart derselben. Man zeigte ihnen, ohne die geringste Zurükhaltung, alles, was sie zu sehen ver-

verlangten. Ihre Mahlzeiten, woran sich durch die Zwischenkunft der Fremden nie stören ließen, bestanden aus Fischen, wozu sie, anstatt des Brodtes, die Würzel einer Art von Farrenkraut aßen. Diese wird von ihnen gedörrt, dann mit einem Stecken so lange geschlagen, bis die äußere dürre Haut davon abfällt. Das Uebrigbleibende ist eine weiche etwas klebrigte und süße Substanz, die zwar keinen unangenehmen Geschmak, aber viel holzartige Fäden und Fasern hat, die sich nicht wohl genießen lassen. Einige Indianer aßen sie gleichwohl mit; allein die meisten von ihnen brachten wieder aus dem Munde und ließen sie in ein Körbchen fallen, welches jeder von ihnen zu diesem Behufe bei sich stehen hatte. In andern Jahrszeiten müssen sie ohne Zweifel einen Ueberfluß an vortreflichen Pflanzen haben: aber zahme Thiere, die Hunde ausgenommen, welche klein und häßlich waren, sahen wir gar nicht bei ihnen.

Herr **Banks** gerieth an einige ihrer angebauten Felder hin, und fand das Erdreich eben so gut und sorgfältig bearbeitet und bepflanzt, als in den besten Gärten in England. Außer einigen, diesem Lande eigenen Gewächsen, hatten sie auch süße Kartoffeln und Kürbisse angebaut. Jene waren in kleinen Häufchen, bald Reihenweise, bald Rautenförmig, aber alle so regelmäßig gesezt, als ob es nach der Schnur geschehen wäre. Diese waren in kleine Vertiefungen von Gruben, ohngefähr eben so, wie in England, gesteckt. Die sämmtlichen angebauten Felder dieser Gegend schienen gegen 200 englische Morgen zu seyn, deren

je-

jeder zu 660 Fuß lang und 66 breit gerechnet wird. Alle Einwohner dieser Gegend beliefen sich nicht über 100 Köpfe; daß also auf jeden Kopf zwei Morgen Acker fielen, welches allerdings viel ist. Jedes Feld war mit Rohren eingezäunt, die so dicht an einander standen, daß kaum eine Maus dazwischen durchkriechen konnte.

Die hiesigen Weiber, welche schon von Natur nicht schön waren, machten sich dadurch noch viel häßlicher, daß sie sich die Gesichter mit rothen Oker oder Bergroth und Oel beschmierten. Die Gesichter der Mannspersonen waren nicht durchgängig so geschminkt; doch sahen wir einen, der sich den ganzen Leib und sogar die Kleider mit trockenem Bergroth gefärbt hatte. Er hielt ein Stück dieser Farbe in der Hand, und war unermüdet, seinen Staat beständig wieder neu aufzutragen, sobald nur irgend ein wenig davon abgegangen war.

An persönlicher Reinlichkeit kamen diese Indianer unsern Freunden auf Otaheite nicht bei; aber Eine Art von Reinlichkeit sahen wir bei ihnen, worinn sie jene sogar übertrafen, und wovon es vielleicht unter keinem andern indianischen Volke ein Beispiel giebt. Jede Familienwohnung nämlich, war mit einem Abtritte versehn, und auf dem Boden sahe man nirgends dergleichen Unreinigkeiten. Auch war alles, was von ihren Speisen weggeworfen wurde, so wie auch jeder andere Unrath, in ordentliche Düngerhaufen zusammen geschüttet, die sie vermuthlich für ihre Felder brauchen.

Gegen

Gegen Abend, da unsere Böte noch mit Wassereinnehmen beschäftiget waren, ersuchte Herr Banks die Indianer, daß sie ihn und seine Begleiter in einem ihrer Kähne ans Schiff hinbringen mögten. Diese ließen sich sogleich bereitwillig dazu finden; und unsere Europäer, acht an der Zahl, stiegen ein. Diese kleinen Fahrzeuge erfordern, daß diejenigen, welche darinn fahren, das genaueste Gleichgewicht beobachten. Hiermit unbekannt versahen es die unsrigen, und der Kahn schlug um, und zwar, was das Schlimmste war, gerade in der Brandung. Es büßte indem niemand das Leben dabei ein; allein durch diesen Zufall vorsichtiger gemacht, blieb die eine Hälfte der Gesellschaft, um den Kahn nicht zu überfüllen, so lange am Lande, bis die andere an Bord gebracht war. Dann wurde auch diese von den andern Indianern hingebracht.

Ich vertauschte diese Bai, welche dem Schiffe keine hinlängliche Sicherheit gewährte, mit einer andern, nicht weit davon belegenen, welche die Stelle eines Hafens füglicher vertreten konnte. Hier legte ich also das Schiff vor Anker; und wir giengen abermals ans Land.

Einige von uns hatten hier eine Unterhaltung mit einem alten Indianer, von dem sie sich die Kriegsübungen dieses Landes, sowohl mit der Lanze, als auch mit dem oben schon beschriebenen Pätu-Pätu vormachen ließen. Er stekte zu diesem Behuf einen Pfahl in die Erde, der den Feind vorstellen mußte; auf diesen gieng er dann mit dem grimmigsten Ge-

sichte los, schwenkte die Lanze und stieß sie hierauf dem Feinde in den Leib. Hierauf rannte er schnell mit dem Pätu-Pätu heran, fiel den obern Theil des Pfahls, der den Kopf des Feindes vorstellte, mit ungestümer Wuth an, und versezte ihm viele Hiebe, wovon ein einziger hinreichend gewesen wäre, den Kopf eines Ochsen zu spalten. Aus dem Umstande, das der Streiter den Feind mit dem Pätu-Pätu anfiel, nachdem er ihn schon mit der Lanze durchbohrt hatte, ward geschlossen, daß man hier zu Lande bei Gefechten kein Quartier zu geben pflege.

Am folgenden Tage hatte unser Tubia, der auf Otaheite bekanntlich eine hohe priesterliche Würde bekleidet hatte, eine gelehrte theologische Unterredung mit einem hiesigen Priester — denn auch hier giebt es deren, wie überall. Beide Herrn schienen — was zwischen zweien Theologen diesseits des Weltmeers selten der Fall zu seyn pflegt — über die Lehrsätze ihrer Religion vollkommen einverstanden zu seyn; nur daß Tubia allem Ansehn nach der gelehrteste von beiden war, wir daraus abzunehmen stand, daß der Andere ihm mit großer Aufmerksamkeit und Bescheidenheit zuhörte. Nachdem sie die wichtigsten Hauptstücke ihrer Gottesgelahrheit abgehandelt hatten, erkundigte sich Tubia; ob es bei ihnen gebräuchlich wäre, Menschen zu essen? Die Antwort darauf war: ja! doch äßen sie nur diejenigen Feinde, die auf dem Schlachtfelde geblieben wären. Und so war es also entschieden, was wir bisher noch bezweifeln zu dürfen hofften,

daß

daß unsere dermaligen indianischen Freunde Menschenfresser waren.

Indeß betrugen sich diese Leute auch hier ungemein friedlich und freundlich gegen uns, und zeigten uns alles, was wir verlangten. Unter andern stimmten sie auf unser Bitten ihren Schlachtgesang an, wobei auch ihre Weiber sich mit hören ließen. Sie verzerrten und verstellten dabei ihre Gesichtszüge auf das scheußlichste, indem sie die Augen wild umher rollten, die Zunge ausstrekten und von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer ausstießen. Dies alles geschahe mit genauer Beobachtung des Tacts.

Am folgenden Tage, da wir auf einer Insel landeten, welche in der Mündung der Bai liegt, trafen wir allda den größten indianischen Kahn an, den wir bis dahin gesehen hatten. Er war 68 und einen halben Fuß lang, fünf Fuß breit, viertehalb Fuß hoch, und hatte einen spitzigen Boden, der aus drei ausgehöhlten Baumstämmen bestand. Die Seitenbalken waren aus einem Stük, 62 Fuß lang, und mit halberhobener Schnizarbeit geziert, die gar künstlich gemacht war. Auf dieser Insel stand auch ein größeres Haus, als wir bisher gesehn hatten; es schien aber noch unvollendet zu seyn und lag voller Späne. Die Holzarbeit war so eben und glatt behauen, daß sie nothwendiger Weise sehr scharfe Werkzeuge haben müssen. Die Seiten der Pfosten waren auf eine meisterhafte Art, doch nach ihrem seltsamen Geschmacke, der sich an

schneckenförmigen Linien und verzerrten Gesichtern zu ergötzen scheint, ausgeschnizt.

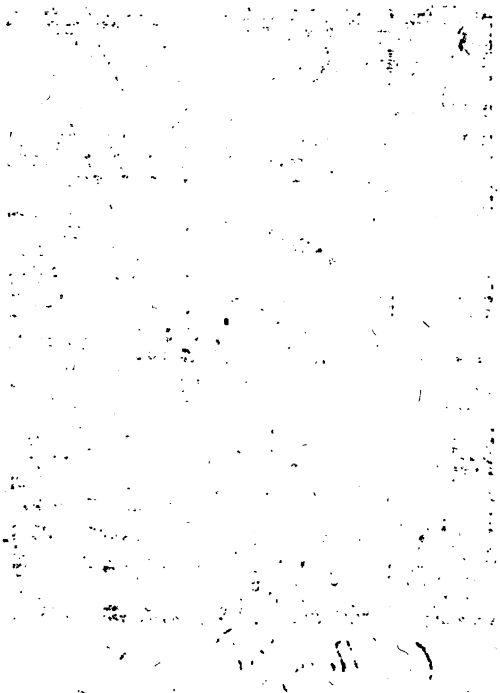
Nachdem ich einen hinlänglichen Vorrath von Holz und Wasser, auch eine Menge Selleri, der das beste Gegenmittel wider den Schaarbock ist, eingenommen hatte: so ließ ich die Anker lichten und lief wieder in die See.

Diese Bai wird von den Eingebohrnen Tolaga genannt. An Lebensmitteln konnten wir hier weiter nichts, als Fische und süße Kartoffeln einhandeln. Was wir sonst von den Eingebohrnen eintauschten, waren Kleinigkeiten, die wir bloß als Seltenheiten zu besitzen wünschten. Vierfüßige Thiere, außer kleinen Hunden und Ratten, kamen uns gar nicht zu Gesicht. Die Hunde werden hier, wie auf Otaheite gegessen, und mit den Fellen derselben verbrämen sie sich hier die Kleider, wie wir mit Marder- oder Hermelinfellen.

Ich erkletterte viele Berge, in der Hofnung das Land übersehn zu können. Allein, so oft ich einen Gipfel erreicht hatte, fand ich die Aussicht durch noch höhere Berge begränzt, die in langen unabsehlichen Reihen vor mir lagen. Die Gipfel dieser Berge sind mit nichts, als Farrenkraut, die Seiten hingen mit Waldung und allerhand anderem Grün bewachsen, zwischen denen kleine angebaute Felder liegen. In den Wäldern fanden wir mehr als zwanzig verschiedene Arten von Bäumen, unter denen nicht

nicht eine einzige uns schon bekannte Art war. Von Pflanzen giebt es in diesem Lande eine unendliche Mannigfaltigkeit, und die Wälder sind voll verschiedener und ausnehmend schöner Vögel, die uns allen gleichfalls völlig unbekannt waren.

Und hier scheint der schiklichste Ruhepunkt zu seyn, wobei Verfasser und Leser die Erscheinung des sechsten Theils dieser Reisen, welcher die Fortsetzung liefern wird, am bequemsten abwarten können. Die Entdeckungen unsers Cooks und die merkwürdigen Begebenheiten, die dabei vorfielen, werden von hieran immer gedrängter, größer und interessanter; und verdienen daher, in dem folgenden Theile ununterbrochen bis zum Ende fortgeführt zu werden. Wenn Gott Leben und Gesundheit verleiht, so wird dieser folgende Theil zur nächsten Ostermesse erscheinen.



Neuseeländer
Seite 87

Sammlung

interessanter

und

durchgängig zwekmäßig
abgefaßter

Reisebeschreibungen

für die

Jugend

von

J. H. Campe.

Sechster Theil.

Mit Allerhöchst. gnädigst. Kayserl. Kön. Privilegio.

Reutlingen,
gedrukt bey Johannes Grözinger.
1791.

Vorrede.

Ich habe hier nur auf Veranlassung eines Urtheils in der **allgemeinen Bibliothek**, mit zwei Worten den Grund anzuzeigen, welcher mich bewog, die **Hawkesworthschen Entdeckungsreisen**, die in diesem Theile zu Ende geführet werden, lieber jezt schon, als später hin zu beschreiben.

Die gegenwärtige Sammlung von Reisen hat, wie aus der Vorrede zum ersten Theil erhellt, den Zweck, den jungen Leser ohne Beobachtung einer chronologischen Ordnung nach und nach in alle Weltgegenden und in alle bekannte Länder, nach Anleitung der interessantesten und besten Reisebeschreibungen, zu führen. Nun schien es mir schiklich und nüzlich zu seyn, bevor ich einzelne Länderbeschreibungen einrükte, dem jungen Leser durch Vorlegung einer und der andern Reise um die Erdkugel erst gewissermassen eine Uebersicht des Ganzen zu geben. Die älteren sogenannten Reisen um die Welt konnte ich aber für meine übrigen Zwecke nicht sehr brauchbar finden, weil sie samt und sonders für junge Leute, weder sehr viel Anziehendes enthalten noch reich an unterrichtenden Beobachtungen sind.

sind. Ich sahe mich also genöthigt, mich mit Vorbeigehung jener, zu der **Hawkesworthschen** Sammlung zu wenden.

Daß Herr **Pabst** die nämlichen Reisen schon für **Kinder** benuzt hat, konnte mich nicht abhalten, sie **für Jünglinge** noch einmal zu bearbeiten.

Wenn übrigens der Recensent des 3ten Theils dieser Sammlung in der allgemeinen Bibliothek mir den Vorwurf macht, daß ich den genannten Schriftsteller verführt haben soll, seiner **Entdeckung des fünften Welttheils**, diejenige Form zu geben, die ich meinem **Robinson** und der **Entdeckung von America** gab: so ist dieser Vorwurf wohl nicht im Ernst, sondern nur im Scherz gemeint. Ich habe nicht die Ehre diesen Mann zu kennen, und als er sein Buch schreiben wollte, hat er

mich nicht darüber zu Rathe gezogen. Hätte er dies gethan, so würde ich ihm zuverläßig gerathen haben, lieber in seiner eigenen Manier, als nach der eines Andern zu arbeiten: weil eine nachgeahmte Manier selten eine gute zu seyn pflegt. Braunschweig im März 1789.

Der Herausgeber.

Beſchluß.

der

Beſchreibung

einer

Reiſe um die Erdkugel

angeſtellt

von dem engliſchen Schiffskapitain Cook,
und den Gelehrten Banks und
Solander in den Jahren
1768—1771.

Wir haben unsere Reisenden beim Schlusse des fünften Theils an der Küste eines Landes gelassen, welches zwar schon im Jahre 1642 entdekt, aber doch bis auf die Zeit, da unser Cook es umschifte, so gut als unbekannt geblieben war. Abel Jansen Tasmann, ein holländischer Seefahrer, war der Erste der es auffand. Dieser gab ihm den Namen Staatenland; allein es behielt denselben nicht; denn heutiges Tages wird es durchgängig Neu-Seeland genannt. Unter diesem Nahmen ist es denn auch auf unserer Karte (S. den 3. Th. dieser Reisebeschreib.) angegeben worden.

Tasmann befuhr nur einen kleinen Theil der Küste dieses beträchtlichen Landes; nach ihm keiner wieder. Unser Cook war der Erste, welcher es ganz umschifte, und dabei fand, daß es aus zweien, durch eine Straße oder Meerenge getrennten Inseln bestehe. Man schäzt den Umfang dieser beiden grossen Inseln auf 900 Seemeilen.

Meine jungen Leser sehen also, daß es wohl der Mühe Werth ist, ein so beträchtliches neuentdektes Land etwas genauer kennen zu lernen. Vermuthlich hat auch das, was sie davon im fünften Theile dieser Reisebeschreibungen schon gelesen haben, ihre Neubegierde nicht wenig gereizt. Ich will sie daher nicht länger aufhalten, sondern den

unsterblichen Mann, dem wir diese, wie so viel andre große Entdeckungen verdanken, in seiner ununterbrochenen Erzählung sogleich fortfahren lassen. Caok redet — bedarf es mehr, um die ganze Aufmerksamkeit meiner jungen Leser zu erwecken, und festzuhalten?

17.

Fahrt von Tolaga, einem Busen an der östlichen Küste von Neuseeland; nach der Mercurius-Bai an dem nämlichen Lande. Beschreibung merkwürdiger Vorfälle und Beobachtung.

Es war am 20sten October 1769, als wir die Tolagabai verließen, und längst der Küste hin von neuem nordwärts steuerten. Ich schmeichelte mir, daß das angefangene gute Vernehmen zwischen den Eingebohrnen und uns, und die Nachricht von unserer mehrmals bewiesenen Liebe zum Frieden bei aller Uebermacht, die wir in Händen hätten, sich durchs Land verbreiten und uns überall eine freundschaftliche Aufnahme verschaffen würde. Aber darin hatte ich mich geirrt. Es kam leider! — und ich darf sagen, ohne unsere Schuld — während dieser neuen Fahrt abermahls zu verschiedenen unangenehmen Auftritten zwischen den Indianern und uns, die, wie natürlich, allemal zum Nachtheil der letztern sich endigten. Ich übergehe

gebe verschiedene derselben, welche von geringerer Bedeutung waren; und erzähle dem jungen Leser nur folgende.

Eines frühen Morgens sahen wir eine Menge Kähne von der Küste stoßen und auf uns zurudern. Wir zählten deren nicht weniger, als fünf und vierzig. Sieben derselben kamen dicht zu uns heran; die darin befindlichen Leute unterhielten sich eine Weile mit unserm Tupia, und verkauften uns hierauf einige Muscheln und Meerkrebse. Diese Indianer waren ziemlich ehrlich im Handel. Nach ihnen kamen andere von einer andern Gegend her, und verlangten gleichfalls Verkehr mit uns zu treiben. Es geschahe, und sie betrugen sich anfänglich gleich jenen. Es währte aber nicht lange, so fiengen sie an, dasjenige, was ihnen hingereicht wurde, zu nehmen, ohne die dafür bedungene Waare dagegen heraufreichen zu wollen. Anfangs hatten wir mit ihrer Schalkheit Nachsicht, und ließen es so hingehen; da aber Einer von ihnen, den wir darüber bedroheten, uns nur mit einem Gelächter antwortete, indem er zu gleicher Zeit sich mit der genommenen Sache davon machen wollte: so feuerten wir eine Kugel über seinem Kopfe hin, um ihm zu erkennen zu geben, daß es nur bei uns stünde, ihn dafür zu züchtigen, wenn wir wollten. Dies hatte die gehofte Wirkung; er kehrte ernsthafter zurük, und der Handel wurde nun von neuem angefangen und sehr ordentlich fortgesezt.

Nachdem

Nachdem die sämtlichen Officiere nebst unsern Herrn Reisegefährten einen hinlänglichen Vorrath von Fischen eingekauft hatten: so wurde auch dem gemeinen Schifsvolk erlaubt, an die Schifsleiter zu kommen und für sich selber Handel zu treiben. Zum Unglücke wurde von nun an nicht mehr eben so viel Sorgfalt angewandt, um Betrügereien vorzubeugen; und dies reizte die Indianer, sich noch grössere Freiheiten herauszunehmen, als zuvor. Unter andern hatte einer von ihren Kähnen seine ganze Ladung verkauft, und wollte eben wegrudern, als die darinn befindlichen Leute an der Seite des Schifs ein Stük Leinwand hängen sahen, welches die Unsrigen daselbst zum Troknen angebunden hatten. Einer von ihnen knüpfte es hierauf ohne Umstände los, pakte es ein und ruderte mit seiner Gesellschaft davon. Man ermangelte nicht, ihm zuzurufen, und das Entwandte zurückzufodern; allein umsonst! Der Kerl beantwortete unsere Drohungen mit einem Hohngelächter. Man feuerte hierauf eine Kugel über seinem Kopfe hin; allein auch dieses achtete er so wenig, daß er nicht einmal das Lachen darüber einstellte. Dies schien nun, um der Folgen willen, eine Ahndung zu verdienen. Man feuerte also mit Schrot auf ihn, und etliche Körner fuhren ihm in den Rücken. Als der Schuß ihn traf, schauderte er zwar ein wenig; allein er machte sich doch so wenig daraus, als etwan einer unserer Leute einen Hieb mit einer Ruthe geachtet haben würde, und fuhr ganz gemächlich und gelassen fort, die gestohlne Leinwand einzupacken.

Dieser Vorfall bewog indeß die übrigen Indianer sich mit ihren Kähnen bis auf 300 Fuß weit hinter das Schiff zurükzuziehn. Hier stimmten sie denn insgesammt ihr Ausforderungslied an, und fuhren damit eine gute Zeitlang fort. Dabei blieb es aber auch; denn uns wirklich anzugreifen, mogte ihnen doch nicht rathsam scheinen. Damit aber ihr Trozbieten wenn es gänzlich unerwiedert bliebe, sie oder Andere nicht noch verwegener machen möchte, und damit ich ihnen zugleich zeigte, in welcher Weite wir sie mit unsern Waffen noch erreichen könnten: ließ ich das Schiff ein wenig wenden und feuerte in einer Entfernung von ungefähr zwölfhundert Fuß eine vierpfündige Kugel dergestalt ab, daß sie neben ihnen vorbeifahren mußte. Sie strich über die Oberfläche des Wassers hin, und fuhr verschiedenemale, weit jenseits der Kähne, wieder in die Luft empor. Dieser Anblik jagte ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie davon ruderten, ohne sich auch nur einmal umzusehn.

In der darauf folgenden Nacht nahm die Tiefe des Meeres plözlich von 17 bis zu 10 Klafter ab. Ich ließ daher schleunig umwenden, und wartete, bevor wir weiter segelten, den Anbruch des Tages ab. Und wohl bekam uns diese Vorsicht! Denn als wir am Morgen wieder unter Segel gegangen waren, erblikten wir verschiedne Klippen vor uns, deren einige bis an die Oberfläche des Wassers reichten, andere aber unter derselben verborgen lagen. Jezt, da wir die Gefahr sehen und vermeiden konnten, liefen wir glüklich durch sie hin: In der Finster-

niß

niß der Nacht würden sie uns wahrscheinlich den Untergang zugezogen haben.

An eben diesem Morgen sahen wir, längst der ganzen Küste hin, viele Kähne, deren einige uns einzuholen versuchten. Allein nur ein einziger, welcher Segel führte, konnte seine Absicht erreichen. In diesem erblickten wir unter Andern einen indianischen Bramarbas, dessen Bekanntschaft wir schon bei einer andern Gelegenheit, da er mit Steinen nach uns warf, zu machen die Ehre gehabt hatten. Er und seine Gefährten ließen sich, gerade so wie sie es damals auch machten, erst wieder in ein Gespräch mit dem Tupia ein. Wir erwarteten daher, zu seiner Zeit wieder auf die nämliche Weise von ihnen begrüßt zu werden, wovor wir uns aber weiter nicht bange seyn ließen, da es höchstens nur den Fenstern der Kajüte gefährlich seyn konnte. Wie erwartet, so geschehen. Denn nachdem diese rüstigen Herrn ohngefähr eine Stunde lang sich mit uns unterhalten und sich dabey sehr friedfertig betragen hatten: so erfolgte endlich das erwartete Compliment, welches wir unserer Seits, blos um sie zu schrecken, durch Abfeurung einer Muskete erwiederten. Sie verliessen uns hierauf, jedoch, wie es schien, etwas stolz und vergnügt darüber, daß sie durch einen zweimal gewagten Angriff eines Schiffs, welches ihrem eigenen so sehr überlegen war, eine Probe ihres Heldenmuths abgelegt hatten. Die armen Wichte! Wie leicht wäre es uns gewesen, sie dafür mit dem Leben büssen zu lassen, wenn unsere Achtung für die Menschheit in ihnen sie nicht mehr, als ihr Heldenthum geschüzt hätte!

Indem

Indem wir weiter fuhren, kamen wir in eine Gegend, wo die Küste flacher, das Land eben, frei von Gehölz und voller angebauten Felder und Dörfer war. Die Dörfer waren grösser, als wir sie bisher gesehen hatten, gemeiniglich auf Anhöhen, nahe am Meere erbaut, und nach der Landseite hin mit einem Walle und Graben befestiget, innerhalb welchem noch eine Reihe von Pallisaden stand, die rings herum lief. Jezt war es uns einleuchtend, daß die verzäunten pläze, die wir schon vorher auf vielen Anhöhen bemerkt hatten, eben dergleichen befestigte Wohnpläze gewesen seyn müßten und wir schlossen daraus, daß diese Leute in beständiger Fehde mit einander leben, weil sie es durchgängig nöthig fanden, den Ort ihres Aufenthalts zu einer Festung zu machen. Man muß Gefahren und Tod so wenig achten, als diese Menschen es thun, um in einem solchen Lande auch nur einen Augenblik ruhig und zufrieden leben zu können.

Am folgenden Tage kamen drei Kähne vom Lande her und in denselben ein und zwanzig Indianer zu uns. Der Bau dieser Kähne war einfacher, als wir solchen bisher gesehen hatten. Sie bestunden bloß aus einem einzigen Baume der durch Hülfe des Feuers ausgehöhlt war. Uebrigens waren weder Zierrathen noch Bequemlichkeiten daran befindlich. Die Leute, die am Bord derselben waren, gingen fast ganz nakt und schienen bräunlicher, als die übrigen zu seyn. Allein so nakt und elend sie auch waren, so stimmten sie doch ihr Kregs-

lich an, und thaten so grimmig dabei, als ob unser Untergang jezt unvermeidlich da seyn sollte. Sie blieben indeß noch eine Zeitlang weiter, als einen Steinwurf, von uns entfernt; endlich kamen sie näher, aber zu eben der Zeit ließ auch ihr Drohen nach. Als hierauf einer unserer Leute an die Schifsseite ging, um ihnen einen Tau hinabzureichen, woran sie, wenn sie wollten, zu uns heraufsteigen mögten: so erwiederten sie seine höfliche Einladung auf gut Seeländisch dadurch, daß sie eine Lanze nach ihm warfen. Zum Glük verfehlte sie ihren Gegenstand. Hiermit noch nicht zufrieden, warfen sie eine zweite herauf, und nöthigten uns dadurch, um anderweitige Unannehmlichkeiten zu verhüten, sie durch einen Musketenschuß zu erschrecken. Dieser hatte die gehofte Wirkung; unsere Braven verließen uns, und wurden nicht wieder gesehn.

Gegen Abend erreichten wir eine Bai, liefen in dieselbe ein, und legten uns allda vor Anker. Ich nannte sie in der Folge die Mercuriusbai; und unter diesem Namen wird der junge Leser sie auf unserer Karte finden.

Wir waren alsobald mit vielen Kähnen umringt, deren Besizer jenen, die wir zulezt gesehen hatten, in allem ähnlich waren. Diese führten sich eine Zeitlang sehr bescheiden und friedlich auf. Als sie um uns herruderten, schoß einer der Unsrigen einen Vogel, der auf dem Wasser schwamm; wir vermutheten, daß dieser Vorfall sie stuzig machen würde, aber nein! Sie langten vielmehr den

Vogel,

Vogel, ohne viel Verwunderung zu äussern, aus dem Wasser und banden ihn an eine Angelschnur, die am Hintertheil unseres Schiffes hing, damit wir ihn heraufziehen mögten. Diese Dienstfertigkeit foderte uns zur Dankbarkeit auf; wir reichten ihnen daher ein Stük Tuch zum Geschenk hinunter.

Allein es zeigte sich bald, daß weder die Wirkung unsers Schießgewehrs, noch die Erwiederung ihrer Höflichkeit viel zu unserm Besten gefruchtet hatten. Denn sobald es finster wurde, stimmten sie, mir nichts dir nichts, ihren Kriegsgesang an, und versuchten hierauf den Ankerboy*) fortzuschleppen. Warum es hierzu erst eines Ausforderungsliedes bedurfte, vermag ich nicht mit Zuversicht zu bestimmen. Ist es ihnen etwa durch lange Gewohnheit zum Bedürfniß geworden, sich zu jeder Handlung, welche einige Herzhaftigkeit erfordert, vorher erst Muth einzusingen? Oder halten sie es für unedel, gegen Leute, mit denen sie bis dahin in Friede und Freundschaft lebten, irgend etwas Feindseliges vorzunehmen, ohne sie erst gewissermassen wären, ihnen wenigstens erst den Frieden und die Freundschaft durch den Kriegsgesang aufzukündigen? In diesem Falle legten diese rohen Indianer dadurch eine Denkungsart an den Tag, welche viele der feinsten Europäer beschämen würde. Denn wie oft fügt es sich nicht bei uns, daß man uns

*) Ein Stük Holz, welches an dem Orte, wo der Anker im Grunde liegt, auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, um die Lage desselben zu bezeichnen.

Freundschaft und Achtung ins Angesicht lügt, und hinterwärts entweder unsern guten Nahmen mordet, oder Kabalen anzettelt, um an unserm Unglücke zu arbeiten?

Wir griffen, um sie von ihrem Vorhaben abzuschrecken, zu unserm gewöhnlichen Mittel, das ist, wir feuerten ein paar Musketen ab, ohne ihnen Schaden zu thun. Allein diesmal brachte dieses Mittel eine ganz verkehrte Wirkung hervor. Es schien sie mehr zum Zorn zu reizen, als in Furcht zu setzen. Zwar ruderten sie von dannen, aber mit der Drohung, daß sie morgen wiederkommen und uns alle umbringen wollten. Sie schikten zugleich einen Kahn nach einer andern Gegend ab, um, wie sie sagten, Verstärkung zu holen, damit sie ihre Drohung desto gewisser wahr machen könnten.

Die Freimütigkeit, womit sie und dies vorhersagten, schien etwas Großmüthiges und Herzhaftes zu verrathen. Allein es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß ihr nachheriges Betragen der guten Meinung, die sie uns dadurch von sich eingeflößt hatten, schlecht entsprach. Denn als es völlig Nacht geworden war, suchten sie uns, die ihrem Bedünken nach im tiefen Schlafe lagen, heimlich zu überraschen. Sie näherten sich daher dem Schiffe; fanden uns aber wider Vermuthen wach, und hielten es daher fürs Beste, ohne einen Laut von sich zu geben, wieder umzukehren, und unser Einschlafen abzuwarten. Allein auch diesmal schlug ihre Erwartung fehl. Denn als

sie

sie nach einiger Zeit zum zweitenmale kamen, fanden sie uns noch immer munter, und zogen sich eben so leise, als vorher, zurük.

Nunmehr warteten sie den Morgen ab, um mit offenbarer Gewalt durchzusezen, was sie verstohlner und arglistiger Weise auszurichten, vergeblich versucht hatten. Sobald es daher Tag geworden war, kamen nicht weniger als zwölf Kähne heran, in welchen wir ohngefähr 150 Mann zählten, alle mit Piken, Lanzen und Steinen bewafnet. Tupia erhielt Befehl, ehe sie völlig heran gekommen waren, ihnen Vorstellungen zu machen; und es erfolgte hierauf zwischen ihm und ihnen eine Unterredung, wobei sie sich bald freundlich, bald wieder feindselig anstellten. Endlich bequemten sie sich, statt uns anzugreifen, Handel mit uns zu treiben. Wir erboten uns, ihnen ihre Waffen abzukaufen; einige ließen uns hierauf die ihrigen wirklich ab.

Bei den zwei ersten Gewehren, die sie uns verkauften, gieng alles ganz ehrlich zu; als sie aber den bedungenen Preis für ein Drittes empfangen hatten, so weigerten sie sich dasselbe heraufzureichen; boten es aber von neuem feil. Unsere Nachsicht hielt diese Probe aus; wir bezahlten es von neuem, und reichten ihnen den bedungenen Gegenwerth zum zweitenmale hinab. Aber das Gewehr kam noch immer nicht, und sie waren unverschämt genug, die Bezahlung dafür zum drittenmale zu verlangen. Das hieß nun die Unbescheidenheit und

Ungerechtigkeit weiter treiben, als wir leiden durften. Wir begleiteten daher unsere abschlägige Antwort mit einigen Aeußerungen unsers Unwillens und fügten Drohungen hinzu: allein was halfs? Der Betrüger lachte uns aus, und ruderte mit allerhand spaßhaften Zeichen der Verachtung und des Trozes einige Klafter weit vom Schiffe weg. Weil ich mir nun vorgenommen hatte, fünf bis sechs Tage lang in dieser Bai zu verweilen, um eine mir wichtige astronomische Beobachtung anzustellen; so glaubte ich, zur Verhütung künftigen Unheils, in der Nothwendigkeit zu seyn, diese Leute bei gegenwärtiger Gelegenheit zu überzeugen, daß wir uns nicht ungestraft mishandeln ließen. Man feuerte daher einige Schrotkörner auf den Dieb, und eine Musketenkugel durch den Boden seines Boots. Alles, was hierauf erfolgte, war, daß der Verwundete ungefähr 300 Fuß weiter von uns wegruderte.

Was uns hierbei außerordentlich befremdete, war, daß die Leute in den andern Kähnen sich um ihren verwundeten Landsmann im geringsten nicht bekümmerten, ohngeachtet derselbe sehr stark blutete; sondern, als ob nichts geschehen wäre, ans Schiff zurükkehrten, und den angefangenen Handel mit der äußersten Gleichgültigkeit fortsezten. Man sieht hieraus, wie schwach bei diesen ungebildeten Menschen das Gefühl der Theilnehmung und der Freundschaft wirken muß!

Sie verkauften uns jezt noch viele von ihren Gewehren, ohne daß sie eine geraume Zeitlang den geringsten Betrug dabei versuchten. Zulezt aber gefiel es Einem von ihnen, mit zwei Stücken Tuchs davon zu rudern, ohne das Gewehr, für welches sie ihm waren hinabgereicht worden, auszuliefern. Es wurde ihm eine Musketenkugel nachgefeuert, die aber zum Glük nur den Kahn und zwar hart an der Oberfläche des Wassers traf, so daß sie durch beide Seiten desselben Löcher bohrte. Dies brachte ihn zwar zur Flucht, aber nicht auf ehrlichere Gedanken. Denn er ruderte aufs eiligste fort, und die übrigen Kähne folgten ihm eben so schleunig nach. Zum Beweise unserer Uebermacht über sie, feuerten wir noch eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hin.

Am folgenden Morgen kamen die Eingebohrnen wiederum gegen das Schiff her; und wir sahen zu unserm großen Vergnügen, daß ihr nunmehriges Betragen von ihrem gestrigen gar sehr verschieden war. Es befand sich ein Greis unter ihnen, dessen Klugheit und Ehrlichkeit uns schon zuvor besonders in die Augen gefallen war. Er hieß Tojava, und schien eine Standesperson zu seyn. Schon bei dem Verkehr, den wir am Vormittage des gestrigen Tages mit seinen Landsleuten trieben, hatte er sich sehr vernünftig und wohlanständig aufgeführt; er war die ganze Zeit über in einem kleinen Kahne nahe am Schiffe geblieben, und hatte unsere Leute allezeit so behandelt, als

wenn er sie weder betrügen wollte, noch von ihnen gefährdet zu werden besorgte. Wir ersuchten ihn daher heute, an Bord zu kommen; und nach einigem Zureden nahm er unsere Einladung an. Einer seiner Gefährten begleitete ihn. Sie folgten mir in die Kajüte hinab, wo ich jedem von ihnen ein Stük englisches Tuch und einige grosse Nägel schenkte. Sie gaben uns zu erkennen, daß ihre Landsleute sich vor uns fürchteten: wir versicherten sie aber unserer Freundschaft, wofern sie sich nur friedfertig aufführen wollten, und daß wir weiter nichts von ihnen verlangten, als daß sie einen ehrlichen Handel mit uns treiben wollten.

Unser Umgang mit den Eingebohrnen war von nun an wieder friedlich und freundschaftlich. Bald besuchten wir sie am Lande, bald kamen sie in ihren Kähnen an unser Schiff. Der Handel zwischen ihnen und uns, der nun auch ganz ordentlich von Statten ging, betraf vorzüglich Fische, die sie uns in erstaunlicher Menge zuführten, und die wir zum Theil einsalzten. Die Herrn Banks und Solander lagen unterdeß ihrem Geschäfte am Lande fleißig ob und sammleten eine Menge ganz unbekannter Pflanzen ein. Bei ihren Streifereien hatten sie auch Gelegenheit, ein Nachtlager der Eingebohrnen zu beobachten. Die Bedeckung, worunter sie schliefen, war ein wenig Strauchwerk. Die Weiber und Kinder legten sich am weitesten vom Meere, landeinwärts auf dem Boden nieder; die Männer aber lagerten sich in einem Halbkrase

um

um sie her, und hatten ihre Waffen an die nächsten Bäume dergestalt angelehnt, daß man bemerken konnte, sie müßten einen Ueberfall von irgend einem benachbarten Feinde besorgen. Welch ein Leben, immer im Kriege begriffen, nie sicher zu seyn!

Eines Tages, da ich selbst mit verschiedenen unserer Reisegefährten ans Land gegangen war, und das Commando am Bord meinem zweiten Lieutenant, Herrn Gore, übergeben hatte, wurden wir nach einiger Zeit durch einen Kanonenschuß erschrekt, der am Bord des Schiffes fiel. Der Bericht, der mir darüber abgestattet wurde, lautete folgendermaßen.

„Während der Zeit daß einige Kähne mit dem Schiffsvolk Handel treiben, kamen zwei sehr große und stark bemannte Fahrzeuge heran. Das eine derselben führte 44 Mann, alle mit Spießen, Wurfpfeilen und Steinen bewaffnet, und, wie man ihnen ansehen konnte, nicht von den friedlichsten Absichten beseelt. Sie schienen aus einer fernen Gegend hergekommen zu seyn, und von der Ueberlegenheit unserer Waffen noch keinen Begriff zu haben. Da indeß die übrigen Indianer, mit denen sie sich in ein Gespräch einließen, ihnen das Verständniß darüber mogten eröfnet haben: so wagten sie es nicht, uns anzugreifen. Endlich ließen sie sich gefallen Handlung mit uns zu treiben. Einige boten ihre Waffen und Einer ein viereckiges Stük Tuch feil, das einen Theil ihrer Kleidung ausgemacht und Haahow genannt wird. Herr Gore bekam

bekam zu diesem leztern Lust, der Handel war bald geschlossen, und der Gegenwerth, der in einem Stücke englischen Tuchs bestand, ward hinabgereicht. Allein der Indianer hatte dieses nicht sobald empfangen, als er sich weigerte, sein eigenes dagegen auszuliefern, und seinen Kahn vom Schiffe abstieß. Als man ihm dieses Betruges wegen drohete, so fing er an, das Kriegeslied zu singen. Seine Gefährten stimmten mit ein, und alle schüttelten drohend ihre Ruder. Dies schien eine Ausforderung für Herrn Gore zu seyn, sich Recht zu verschaffen, wenn er könnte. Dieser nahm denn leider! auch die Ausforderung an; richtete eine mit einer Kugel geladene Muskete auf den Betrüger, und — schoß ihn auf der Stelle todt. Als der Indianer fiel, ergriffen alle übrigen Kähne die Flucht. Da sie aber sich nur bis auf eine gewisse Weite entfernten, und man daher besorgte, daß sie noch mit feindseligen Anschlägen schwanger gehen mögten; so brannte man, um sie vollends wegzuscheuchen und dem Boote, welches ans Land geschikt werden sollte, Sicherheit zu verschaffen, eine Kanone ab, die denn auch ihre Wirkung that."

Als die Nachricht von diesem Vorfalle ans Land gebracht wurde, erschracken die Indianer welche um uns waren, und zogen sich alle in einen Haufen zusammen. Nachdem wir ihnen aber die Veranlassung dieses unangenehmen Vorfalls erklärt hatten, kamen sie wieder zu uns, billigten unser Verfahren, und gaben zu verstehen, daß dem Manne, welcher getödtet worden war, ganz recht geschehen sey.

Gegen

Gegen Abend wohnten wir einer Abendmahlzeit der Indianer bei, die aus verschiedenen Fischen, auch Seekrebsen und Vögeln bestand, die sich theils an einem Stecken gebraten, theils auf otaheitisch in einem heißgemachten Loche gebacken hatten.

Bei dieser Gelegenheit sahen wir auch eine Frauensperson, die den Tod eines Anverwandten nach hiesiger Manier betrauerte. Sie saß unter den Andern auf dem Boden; allein niemand von der ganzen Gesellschaft, einen einzigen Mann ausgenommen, schien sich um sie zu bekümmern. Die Thränen liefen ihr unaufhörlich über die Wangen, und sie wiederholte in einem leisen, aber sehr traurigen Tone, gewisse Worte, die selbst Tupia nicht verstand. Am Schlusse eines jeden Spruchs zerfezte sie sich die Arme, das Gesicht oder die Brust mit einer scharfen Muschelschale, die sie in der Hand hielt. Sie trieb dieses so arg, daß sie fast ganz mit Blut bedekt war, und in der That den mitleidswürdigsten Anblik gewährte, den man nur ersinnen kann. Und doch schienen die Schnitte, die sie sich machte, noch nicht so tief zu gehn, als sie bei einigen ihrer Landesleute gegangen seyn mußten, wie man aus den Narben schließen konnte, die auf ihren Armen, Schenkeln, Wangen und Brüsten zu sehn waren, und wovon man uns sagte, daß sie Ueberbleibsel solcher Wunden wären, die sie, um ihre Liebe und Betrübniß zu bezeugen, sich selber beigebracht hatten.

18.

Fernerer Aufenthalt in der Mercuriusbai. Abreise von da nach der Inselnbai, an der nämlichen Küste.

Da wir an der nördlichen Seite der Bai zwei befestigte Dörfer wahrnahmen; so beschlossen wir, diese in nähern Augenschein zu nehmen. Ich ruderte daher, von meinen Herren Reisegefährten begleitet, der Gegend zu; und wir landeten bei dem kleinsten derselben, dessen Lage so romantisch und anmuthig war, daß die fruchtbarste Einbildungskraft keine schönere erdenken kann. Es war auf einem kleinen Felsen erbauet, der vom festen Lande abgesondert und zur Fluthzeit mit Wasser ganz umgeben war. In der Masse dieses Felsen, unter dem darauf ruhenden befestigten Orte, war ein grosses, ganz durchgehendes Loch, welches die Figur eines Bogens, gleich dem gewölbten Joche einer steinernen Brücke vorstellte. Die innere Wölbung dieses Bogens war mehr als 60 Fuß über der See erhaben, welche zur Fluthzeit durch den untern Theil desselben hindurch floß. Der Raum über dem Bogen war der befestigte Wohnort der Besitzer dieses Felsens. Er bestand aus fünf bis sechs Wohnungen und war rund umher mit einem Pfahlwerk eingezäunt. Der einzige Zugang war ein sehr schmaler und steiler Pfad, auf dem die Einwohner bei unserer Annäherung herab kamen und uns einluden, ihre kleine Festung zu besuchen.

Wir

Wir mußten dies verbitten, weil wir im Begriff ſtanden, das andere, weit beträchtlichere Fort zu beſuchen, welches noch ohngefähr eine engliſche Meile weit von dannen lag. Indeß machten wir doch, zur Erwiederung ihrer Höflichkeit, den Frauenzimmern einige Geſchenke.

Auf dem Wege nach dem andern befeſtigten Orte bemerkten wir, daß die Bewohner deſſelben, Männer, Weiber und Kinder, ohngefähr hundert an der Zahl, uns entgegen kamen. Als ſie ſich ſo weit genähert hatten, daß wir einander verſtehen konnten, winkten ſie uns mit den Händen und riefen aus: Yoromai! Alsdann ſetzten ſie ſich zwiſchen den Gebüſchen am Strande nieder, und erwarteten in dieſer Stellung unſere Ankunft. Dieſe Ceremonie ſoll, wie man uns verſicherte, das ächteſte Zeichen freundſchaftlicher Geſinnungen bey ihnen ſeyn.

Wir gingen alſo an den Ort, wo ſie ſaßen, machten ihnen kleine Geſchenke, und baten ſie um Erlaubniß ihr Hippäh, das iſt, ihren befeſtigten Ort zu beſuchen. Sie bewilligten ſolches mit vergnügter Miene, und führten uns ſogleich dahin.

Der Ort liegt auf einem hohen Vorgebirge, welches in die See hinausläuft. Zwei Seiten deſſelben werden von der See benezt, und an dieſen iſt das Hippäh ganz unzugänglich. Die beiden andern Seiten liegen gegen das Land hin, und ſind wohl befeſtigt. Das Ganze iſt mit einem ohngefähr zehn Fuß hohen Palliſadenwerk umgeben. Die ſchwache Seite, die gegen das Land zuliegt, wird noch

auſſer

außerdem durch zwei besondere Graben beschüzt, wovon der innere eine Erderhöhung hat, und mit einer Reihe von Pallisaden verstärkt ist. Die Tiefe des Grabens von unten an bis hinauf zu dem Gipfel der Erderhöhung, beträgt 24 Fuß. Hart innerhalb der innern Pallisadenreihe steht ein 20 Fuß hohes, 40 Fuß langes und 6 Fuß breites Gerüst. Dieses ruhet auf starken Posten, und ist zum Standplaze für die Vertheidiger der Festung bestimmt, wo sie die Belagerer mit Wurfspießen und Steinen empfangen, dergleichen ganze Häufen daselbst in Bereitschaft lagen. Ein anderes solches Gerüst übersieht den steilen Zugang vom Strande her, und steht gleichfalls innerhalb der Pallisaden. Der von den Pallisaden, dem Walle und Graben eingeschlossene Raum, wo die Wohnungen der Leute sind, ist keine Ebene, sondern ein Amphitheater, welches sich terrassenmäßig erhebt. Jede mit Wohnungen besezte Terasse ist von neuem mit Pallisaden eingeschlossen; doch hangen alle durch enge Gäßchen zusammen, vermittelst welcher man von einer Terasse auf die andere kömmt. Diese Gäßchen könnten indeß, sobald die Noth es erfodert, sogleich gesperrt werden. Sollte also auch der Feind die äussere Pallisade wirklich schon eingenommen haben, so können doch selbst dann noch alle die innern Abtheilungen, eine nach der andern, hartnäckig vertheidigt werden, und der Belagerer muß noch manchen Sturm wagen, ehe er Meister von dem ganzen Plaze werden kann.

Es giebt nur einen einzigen Eingang in diese Burg. Dieser besteht aus einem engen, ohngefähr

12 Fuß langen Wege, der mit dem steilen Pfade vom Strande herauf zusammenhängt: Er geht unter einem von den Streitgerüsten durch, und kann nicht nur versperrt, sondern auch von den auf dem Gerüste befindlichen Streitern dergestalt vertheidiget werden, daß es eine sehr schwere und gefährliche Unternehmung seyn würde, durch denselben einzudringen. Ueberhaupt kann man dieses Städtchen für einen sehr festen Plaz ansehn, in welchem eine kleine Anzahl herzhafter Leute sich wider alle die Macht wehren kan, die ein Volk, das keine andere, als die hier zu Lande üblichen Waffen hat, bei der Belagerung nur immer anzuwenden vermag. Auf diesen Fall schien es auch mit allen Nothwendigkeiten, das Wasser ausgenommen, wohl versehen zu seyn. Wir sahen eine große Menge Farrenkraut-Wurzeln, die sie statt des Brodts essen, und gedörrte Fische, in Haufen liegen: wir konnten aber nicht ausfindig machen, ob sie, ausser einem Bache, der hart am Fuße des Berges hinläuft, irgendwo noch näher frisches Wasser hätten, oder ob es Zugänge gab, vermittelst deren sie während einer Belagerung das Wasser aus dem obgedachten Bache holen könnten. Irgend ein Hülfsmittel für dieses Bedürfniß müssen sie ohnfehlbar haben: denn was hülfen ihnen sonst ihre Vorräthe von gedörrten Lebensmitteln, da man von diesen allein doch unmöglich leben kann?

Da wir Verlangen bezeigten, ihre Art des Angriffes und der Vertheidigung zu sehn: so stieg Einer von den jungen Leuten auf das Streitgerüst, und ein Anderer,

Anderer, welcher den Feind vorstellen wollte, in den Graben. Beide stimmten ihren Kriegsgesang an, und tanzten mit eben so schrecklichen Geberden, als sie bei ernsthaften Gelegenheiten anzunehmen pflegen, um sich erst in einen gewissen Grad von Wuth mechanisch hineinzuarbeiten. Dies ist unter allen ungesitteten Völkern eine nothwendige Vorbereitung zum Gefecht: denn eine kaltblütige Herzhaftigkeit scheint nur das Vorrecht gebildeter Menschen zu seyn.

Als wir mit der Besichtigung der Festung und der Gegend umher fertig waren, und die beiden Böte mit Selleri, den wir hier in grosser Menge am Strande fanden, beladen hatten, kehrten wir von unserer Lustreise zurük, und langten gegen Abend wieder am Bord des Schiffes an.

Wir verweilten hierauf in dieser Bai noch drei Tage: dann ließ ich die Anker lichten, um unsere Fahrt längst der Küste hin gen Norden fortzusezen.

Beim Absegeln erhielten wir noch einen Besuch von unserm Freunde Tojava. Der arme Mann klagte uns, daß er, sobald wir fort seyn würden, in sein Hippáh flüchten müße, weil die Anverwandten des Mannes, den Herr Gore erschossen, ihm gedroht hätten, den Tod ihres Freundes auf seinen Kopf zu rächen, indem sie ihm aus seiner Freundschaft gegen uns ein Verbrechen machten. Dies that uns leid; aber wir konnten weiter nichts dabei thun, als den guten Mann bedauren

Widrige Winde zwangen mich, zweimal vier und zwanzig Stunden lang zu laviren*), wobei wir denn natürlicher Weise nur langsam vorwärts kamen. Am dritten Tage erreichten wir ein Vorgebirge, auf welchem wir viele Leute erblikten, die in einer ernstlichen Unterredung begriffen waren, auf unser Schiff aber nur wenig zu achten schienen. Eine halbe Stunde darnach sahen wir von verschiedenen andern Stellen her Kähne in See gehen und gegen uns anrudern. Sobald die Leute auf dem Vorgebirge dieses ebenfalls bemerkten, stießen auch sie einen Kahn ins Wasser, stiegen ohngefähr zwanzig an der Zahl hinein und vereinigten sich mit den übrigen.

Zwei dieser Kähne, welche ohngefähr 60 Mann an Bord hatten, näherten sich uns mehr, als die übrigen, und stimmten hierauf ihr Kriegeslied an. Allein da sie sahen, daß wir uns wenig darum bekümmerten, so warfen sie einige Steine nach uns, und kehrten wieder um. Wir hofften, sie würden es bei dieser Begrüßung bewenden lassen: aber wir irrten uns. Sie kamen vielmehr nach einer Weile zurük, und schienen nach reifer Ueberlegung entschlossen zu seyn, uns noch stärker zum Gefecht zu reizen.

Man

*) Wenn der Wind den Schiffern zuwider ist: so legen sie das Schiff durch Hülfe der Segel etwas auf die Seite, und segeln hierauf wechselsweise rechts und links, wobei sie denn doch immer etwas vorwärts kommen, nur daß es damit sehr langsam von Statten geht. Das nennt man laviren.

Man sieht, daß das Hadern und Fechten diesen verwilderten Menschen eben so zur Gewohnheit und zur andern Natur geworden ist, als den rohen und ungesitteten Buben auf unsern Schulen und Universitäten das Balgen und Raufen. Beide sind zu jeder Zeit dazu aufgelegt auch wenn ihnen nicht die mindeste Ursache dazu gegeben wird. Aber beide ziehen sich dadurch auch die Verachtung aller gesitteten Menschen in gleichem Grade zu. — Da unsere Helden uns jezt, unter Anstimmung ihres Kriegsgesanges, so nahe gekommen waren, daß man sie mit der Stimme abreichen konnte: so ging unser Tupia, ohne daß wir es ihm geheißen hatten, an das Hintertheil des Schiffs, und fing an, ihnen Vorstellungen zu machen. Er sagte ihnen, daß wir Waffen hätten, womit wir sie in einem Augenblicke tödten könnten, und daß wir, wofern sie es wagten, uns anzugreifen, genöthiget seyn würden, dieselben gegen sie zu gebrauchen. Auf diese Anrede schwenkten sie drohend ihre Waffen und riefen uns zu: kommt ans Land, und wir wollen euch alle tödten! „Gut, sagte Tupia, aber warum wollt ihr uns beschwerlich fallen, so lange wir in See sind? Da wir nicht zu fechten wünschen, so werden wir eure Ausfoderung, ans Land zu kommen, nicht annehmen; hier aber auf dem Wasser Händel mit uns anzufangen, dazu habt ihr doch gar keinen Vorwand, weil ihr weder Herrn des Meers, noch unsers Schiffs seyd.“ Da wir unserm Freunde zu dieser vernünftigen Vorstellung nicht die geringste Anleitung gegeben hatten: so wunderten wir uns ausnehmend über diese Probe

seiner

seiner Beredsamkeit; bei unsern Feinden aber galt sie nicht viel, denn sie fiengen unmittelbar darauf an, wie zuvor, mit Steinen nach uns zu werfen. Um ihre ferneren Zudringlichkeiten abzuwehren, feuerten wir eine Musketenkugel durch eins von ihren Böten; und dies war genug, um sie zu bewegen, dahinten zu bleiben und von uns abzulassen.

Am folgenden Tage erreichten wir abermals eine Bai, in welche ein Strom sich ergießt; der und die Breite der Themse bei Greenwich zu haben schien. Aus diesem Grunde legten wir ihm auch den Namen Themse bei, und warfen die Anker aus, um die Gegend umher ein wenig genauer zu untersuchen.

Nachmittags fuhren wir in den Böten den Strom hinauf. An dem Ufer desselben fanden wir ein indianisches Städtchen, das auf einem kleinen dürren Sandhügel erbaut und ringsherum mit einem tiefen Sumpfe umgeben war. Dieser diente dem Orte zu Befestigung, und war vermuthlich der Grund gewesen der die Einwohner bewogen hatte, sich allda anzubauen.

Sobald uns die Bewohner des Städtchens zu Gesicht bekamen, drängten sie sich ans Ufer, und luden uns ein, ans Land zu kommen. Wir nahmen ihre Einladung gern an, und statteten ihnen, des Sumpfes ohnerachtet, einen Besuch ab. Sie empfiengen uns mit offenen Armen, weil unser alter Freund Tojava ihnen viel Gutes von uns gesagt hatte. Wir lernten hieraus, daß auch hier, wie

überall, daß gute Gerücht eine Sache von grossem Nuzen sey. Es pflanzt sich auf eine unbegreifliche und bewundernswürdige Weise fort; bahnt uns überall den Weg zu den Herzen der Menschen, und macht sie geneigt, uns zu dienen und zu helfen, so sehr sie können. Junger Weltbürger! suche dir dieses sichere Mittel zu einem glüklichen Fortkommen hienieden durch einen ordentlichen und tugendhaften Wandel zu erwerben und wenn du schon im Besiz desselben bist, so siehe ja recht sorgfältig jede Gelegenheit, bei der du desselben wieder verlustig werden könntest.

Nach einem kurzen Verweilen an diesem Orte ruderten wir immer weiter hinauf, um das Land zu untersuchen. Wir kamen bei dieser Gelegenheit durch Waldungen, deren hohe und schöne Bäume von einer uns unbekannten Art unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Einer derselben, den ich maaß, hatte einen Stamm von ohngefähr 20 Fuß im Umfange. Die Höhe desselben bis zu den ersten Aesten betrug 89 Fuß. Er war dabei so gerade, als ein Pfeil, und nahm in Proportion seiner Höhe sehr wenig an Dicke ab. Wir sahen nachher noch viele andere, die noch grösser waren. Diese Bäume schienen zum Schiffbau die besten Materialien von der Welt zu enthalten. Nachdem wir bis auf 14 englische Meilen weit gekommen waren, und das Land weiter aufwärts überall einerlei Ansehn hatte: so kehrten wir wieder um, und erreichten zwar noch vor der Nacht die Mündung des Stroms, fanden es aber, da Wind und Fluth uns

entge-

entgegen waren, unmöglich, nach dem Schiffe zu kommen. Wir legten daher, da wir bis Mitternacht vergeblich gearbeitet hatten, die Böte an dem Strande vor Anker und ruheten ein wenig aus, so gut es sich in unserer Lage thun ließ. Mit Anbruch des Tages ruderten wir wieder fort; und erreichten um sieben Uhr, alle äußerst abgemattet, das Schiff.

Wir lichteten zwar noch an eben diesem Tage die Anker, mußten sie aber, weil der Wind zu schwach war, gegen Abend wieder fallen lassen. Die Windstille dauerte auch noch am folgenden Morgen fort; ich benuzte daher diesen Umstand, um noch einmal ans Land zu gehen.

Als ich das Schiff verließ, waren viele Kähne um dasselbe her. Herr Banks wollte deswegen lieber an Bord bleiben, und mit den Eingebohrnen handeln, als mit uns gehen. Sie vertauschten ihre Kleider und Waffen hauptsächlich für Papier, und führten sich sehr freundlich und ehrlich auf. Doch ließ sich, indem er mit einigen von ihnen in der Kajüte war, unterdeß ein auf dem Verdecke gebliebener junger Mann gelüsten, eine kleine Sanduhr zu mausen; wobei er aber ertappt ward. Herr Hicks, der dazumal an Bord kommandirte, ließ sichs einfallen, diesen Indianer gleich einem Matrosen zu bestrafen, ohngeachtet er mit unsern Gesezen nicht, wie die Matrosen, bekannt, also auch nicht in gleichem Grade schuldig war. Es wurde also verordnet, daß er, wie gewöhnlich, an

eine Schifswand*) angebunden werden, und in dieser Stellung mit einer neunstriemigen Peitsche zwölf Hiebe empfangen sollte. Sobald die andern Indianer am Bord sahen, daß man sich ihres Kameraden bemächtigte, versuchten sie es, ihn zu befreien; und da man ihnen widerstand, so ließen sie sich von ihren Gefährten in den Kähnen die Waffen heraufreichen, um Gewalt zu gebrauchen. Die in den Kähnen versuchten es zugleich an der Seite des Schifs herauf zu klettern.

Sobald Herr Banks den Lerm vernahm, eilte er mit dem Tupia aufs Verdek, und ließ sich erzählen, was vorgefallen war. Die Indianer wandten sich an den Tupia und klagten ihm die Sache. Dieser sprach zwar mit dem Lieutenant, um ihn zu mildern Maaßregeln zu bewegen; allein da derselbe bei seinem Ausspruche blieb: so konnte er den Indianern keinen andern Trost geben, als den, daß man ihrem Gefährten für sein Verbrechen nur die verdiente Züchtigung geben wollte, ihm aber das Leben zu nehmen keineswegs gesonnen sey. Mit dieser Erklärung schienen sie denn so ziemlich zufrieden zu seyn. Er bekam also die ihm zuerkannten zwölf Streiche, und wurde hierauf entlassen. Allein sobald er wieder los gebunden war, trat ein alter Mann, der sein Vater zu seyn schien, unter den Zuschauern hervor, gab ihm noch

*) Eine Wand auf dem Schiffe besteht in 8—9 starken Tauen, die bei jedem Maste an den beiden Seiten des Schiffs befestiget sind, und von da bis zum Mastkorbe hinauf gehen.

noch eine tüchtige Tracht Schläge oben ein, und schikte ihn hernach in seinen Kahn hinab. Der Vorfall machte indeß auf die übrigen Indianer keinen guten Eindruk. Sie entfernten sich etwas und sagten, daß sie sich fürchteten dem Schiffe hinfort nahe zu kommen. Auf vieles zureden wagten sie sich zwar wieder heran! allein ihr munteres Wesen und ihr Zutrauen waren dahin. Auch hielten sie sich nicht lange mehr auf. Beim Abschiede versprachen sie zwar wieder zu kommen und einige Fische mit zu bringen; wir bekamen sie aber nicht mehr zu sehen.

Wir fuhren nun immer nordwärts fort, das Land zu umschiffen, indem wir uns bald der Küste näherten, bald uns wieder etwas davon entfernten, doch so, daß wir sie beständig im Gesicht behielten. Ich übergehe verschiedene bald friedliche, bald kriegerische Auftritte, die wir mit den Eingebohrnen hatten, weil sie mit mehreren andern, bereits erzählten, so sehr viel Aehnlichkeiten hatten, daß ich durch eine Erzählung davon den jungen Lesern wohl nur Langeweile machen würde. Erst am 29sten November, da wir eine Bai erreichten, die ich der vielen darin liegenden Eilande wegen die Inselnbai nannte, ereigneten sich wieder Vorfälle, deren Beschreibung hier einen Plaz zu verdienen scheint.

19.

Begebenheiten in der Inselnbai. Große Gefahr, welche das Schiff lief. Fernere Reise von da nach dem nördlichsten Vorgebirge dieses Landes.

Als wir in die besagte Bai einliefen, fanden sich, wie gewöhnlich, alsobald verschiedene Kähne ein, unter denen wir diesmal auch einige sehr große und starkbemannte auf uns zukommen sahen. Die darin befindlichen Leute hatten ein besseres Ansehen, als alle andere, die wir bis hieher gesehen hatten. Sie waren insgesamt stark und wohlgebildet. Ihr schwarzes Haar hatten sie auf dem Wirbel des Kopfes zusammengebunden und mit zwischengesteckten weissen Federn geschmükt. Unter ihnen zeichneten sich in jedem Kahne zwei oder drei Oberhäupter durch einen unterschiedenen Anzug aus, der aus der besten Art des hiesigen Tuchs bestand, und mit Hundefellen verbrämt war, welches ihnen ein recht gutes Ansehen gab. Ihre Haut hatten sie, der hiesigen Landessitte gemäß, mit allerlei darin eingegrabene Figuren bezeichnet, ein Puz, welchen sie hier Amoko nennen.

Auch diese Leute führten sich bei dem Handel, den sie mit den Unsrigen trieben, sehr betrügerisch auf. Man hatte indeß grosse Nachsicht mit ihnen und ließ ihnen manches hingehen. Ein Unteroffizier, den sie auch betrogen hatten, fiel, um sich zu

rächen,

rächen, auf ein Mittel, das eben so bosshaft ausgedacht, als empfindlich von Wirkung war. Er holte nämlich eine Angelschnur, und als der Mann, der ihn betrogen hatte, in seinem Kahne hart neben dem Schiffe hielt und ihm den Rücken zukehrte, wußte er den Angelhaken so geschikt zu werfen, daß er dem Betrüger in den Hintern fuhr. Er hatte hierauf die Grausamkeit die Schnur anzuziehn, und da der arme Indianer, wie man leicht denken kann, sich nachdrüklich zurüksträubte: so riß der Angelhaken ab und blieb im Fleische stecken. Ich hoffe, daß der junge Leser hierbei eben den Unwillen empfinden werde, denn jeder Menschlichgesinnte unter uns darüber empfand.

Am folgenden Morgen fanden sich andere bei uns ein, welche noch unbescheidener und verwegner waren. Sie brachten Fische zum Verkauf; aber sogar in dem Augenblicke, da sie uns dieselben verkauften, hörten sie nicht auf, uns zu drohen; und als ihre Anzahl durch die Ankunft mehrerer Kähne verstärkt war, fiengen sie an, ihre Drohungen wahr zu machen, indem sie uns mit Steinen bombardirten. Wir feuerten hierauf mit Schroot unter sie, und trafen Einen, welcher eben die Hand aufhob, um einen Stein in das Schiff zu werfen. Aber selbst dieses war ihnen noch nicht genug, und sie ließen nicht eher nach, bis erst noch einige Andre waren verwundet worden. Dann ruderten sie fort.

Am folgenden Tage sahen wir uns mit einer noch viel grössern Anzahl von Kähnen umringt, deren

Mannschaft sich ohngefähr auf 400 Köpfe belaufen mogte. Wir kamen ihnen abermals mit Freundlichkeit zuvor, und bewogen einige von ihnen, zu uns an Bord zu kommen. Ein darunter befindliches Oberhaupt beschenkte ich mit einem Stücke feinen Tuchs, die Uebrigen mit allerhand Kleinigkeiten. Wir erkannten darunter mehrere, die wir vorher schon gesehen hatten; auch ihnen war die Macht unsers Schießgewehrs nicht unbekannt; denn der bloße Anblik einer Kanone jagte ihnen einen augenscheinlichen Schrecken ein. Von diesem Gefühl durchdrungen, führten sie sich anfangs sehr ehrlich und bescheiden auf; bis unsere freundschaftliche Herablassung sie von neuem übermüthig machte.

Sie bemächtigten sich unsers Ankerbotes und ruderten damit von dannen. Da wir dies nun unmöglich zugeben konnten, so feuerten wir erst eine Musketenkugel über ihre Köpfe hin; und da dieser Schrekschuß fruchtlos blieb, schossen wir mit Schrot auf sie. Allein sie waren schon zu weit von uns entfernt, als daß ihnen dieses beträchtlich schaden konnte. Sie kehrten sich also auch nicht daran, und wir sahen uns genöthiget, eine Musketenkugel auf sie abzufeuern. Von dieser wurde Einer von ihnen getroffen; worauf sie ihre Beute sogleich über Bord warfen. Ich ließ hierauf noch eine Kanonenkugel über sie hinschießen. Diese prellte vom Wasser ab, und fuhr vor ihren Augen auf den Strand. Einige von ihnen eilten hierauf sogleich dem Lande zu, sprangen aus ihren Kähnen und rannten am Strande herum,

herum, vermuthlich um die Kanonenkugel zu suchen. Tupia aber rief ihnen nach, und versicherte, daß sie nichts zu fürchten hätten, wenn sie sich nur ehrlich aufführen wollten. Verschiedene liessen sich dadurch bewegen, wieder an das Schiff zurükzukehren; und ihre nachherige Aufführung ließ uns nicht weiter besorgen, daß sie gesonnen wären, uns von neuem Verdruß zu machen.

Ich ließ daher jezt die Böte ausheben, und ging von einer Parthei bewafneter Mannschaft begleitet, mit meinen Herrn Reisegefährten ans Land. Es war eine Insel, worauf wir landeten. Bei unserer Abfahrt blieben die beim Schiffe versammelten Kähne ruhig liegen; und wir sahen dies für ein gutes Zeichen an. Allein kaum waren wir ans Land getreten, als sie in Menge nach verschiedenen Gegenden des Eilandes hineilten, und gleich uns ans Land stiegen. In wenig Minuten sahen wir uns von zwei bis dreihundert Mann umringt, welche theils von den Kähnen herbei rannten, theils auf den Gipfeln der Berge zum Vorschein kamen.

Sie waren alle bewaffnet, und ohngeachtet sie eben keine Miene machten, uns angreifen zu wollen: so hatten wir doch, Ursache, auf unserer Hut zu seyn. Wir zogen daher eine Linie im Strande, und deuteten ihnen an, daß sie diese nicht überschreiten sollten. Anfangs blieben sie ruhig; hielten aber ihre Waffen immer in Bereitschaft, und schienen mehr aus Unentschlossenheit, als aus friedfertigen Gesinnungen unthätig zu seyn.

Unterdeß

Unterdeß kam eine andere Parthei Indianer heran. Dieser Zuwachs an Zahl machte sie kühner, und nunmehr fingen sie wirklich ihre gewöhnlichen Vorbereitungen zum Gefecht, den Tanz und das Kriegslied an. Es kam indeß noch immer nicht zum Angriff, bis ein Trupp von ihnen nach unsern Böten rannten, um sich derselben zu bemächtigen. Dies schien das Losungszeichen zu seyn; denn in eben dem Augenblicke fingen die Übrigen an, auf unsere Linie einzudringen. Unsere Lage war nunmehr zu bedenklich geworden, als daß wir länger hätten unthätig bleiben dürfen. Ich feuerte daher meine Flinte, die mit Schrot geladen war, auf einen der Eifrigsten ab, und Herr Banks nebst zweien von der Mannschaft feuerten unmittelbar darauf. Dies brachte sie in einiger Verwirrung zum weichen.

Allein einer ihrer Oberhäupter, der ohngefähr 60 Fuß weit von uns war, raffte seine Leute bald wieder zusammen, und führte sie zu einem zweiten Angriffe auf. Er rannte vor ihnen her, schwenkte sein Pätu Pätu und ermunterte seine Gefährten durch lautes Zurufen. Doktor Solander, der seine Flinte noch nicht abgeschossen hatte, feuerte sie auf diesen Vorfechter. Als er den Schuß fühlte, stand er augenbliklich stille und — lief alsdann mit den Andern davon. Ihr Muth war indeß noch nicht gedämpft; sie versammleten sich vielmehr von neuem auf einer Anhöhe, und schienen nur auf einen entschlossenen Anführer zu warten, um den Angriff zu erneuern. Um sie davon abzuhalten, feuerten

ten wir nunmehr, da wir sie mit Schroot nicht mehr erreichen konnten, mit Kugeln nach ihnen: allein, weil keiner von ihnen getroffen wurde, so wichen sie nicht von ihrem Posten.

In dieser Lage blieben wir ohngefähr eine Viertelstunde lang. Indessen waren unsere Leute an Bord des Schiffs auch keine müßige Zuschauer bei der Sache. Weil man von dorther eine weit grössere Anzahl Indianer bemerkte, als wir selbst, unserer Stellung nach, sehen konnten: so wendeten sie die lange Seite des Schifs nach dem Lande zu, und feuerten hierauf einige Kanonenkugeln über die Köpfe unserer Feinde hin. Dies zerstreute sie augenblicklich.

Zu unserm Vergnügen wurde in diesem Scharmüzel kein einziger Indianer getödtet; nur zwei von ihnen wurden mit Schrot verwundet. Hätte ich aber unsere Mannschaft nicht beständig zurückgehalten, so würde es so glimpflich nicht abgelaufen seyn; denn diese erwiesen sich — sey's aus Furcht, sey's aus Begierde zu schaden — eben so eifrig aufs Todtschiessen, als der Jäger nur immer auf die Erlegung seines Wildprets seyn kann.

Nachdem wir nunmehr im ruhigen Besiz des Landes waren: so legten wir unsere Gewehre nieder, und fingen an Selleri zu sammeln, der allhier in grosser Menge stand. Unter dieser Beschäftigung fiel uns ein, daß wir während des Gefechts einige Indianer ihre Zuflucht zu einer Felsenhöhle hatten nehmen sehen. Wir gingen also nach derselben hin.

Ein

Widrige Winde und dann wieder Windstillen nöthigten uns, in dieser Bai verschiedene Tage lang still zu liegen. Unter dieser Zeit wurde unser Umgang mit den Eingebohrnen aufs friedlichste und freundschaftlichste fortgesezt. Viele von ihnen kamen von Zeit zu Zeit ans Schiff, und wir besuchten sie dagegen oft auf dem festen Lande und auf den Inseln. Als wir uns in dieser Absicht einstmals am Lande befanden, zeigte uns ein alter Mann das Instrument, dessen sie sich zum Zeichnen oder Tättowiren bedienen. Es war dem, welches man auf Otaheite zu eben diesem Behuf gebraucht, vollkommen ähnlich. Wir bekamen auch den Mann zu sehen, der bei dem Versuche unser Ankerboi zu stehlen, von uns verwundet worden war. Die Kugel war ihm durch den fleischigten Theil des Arms gefahren, und hatte zugleich die Brust gestreift: allein die Wunde war unter der Sorgfalt des besten Wundarztes, der Natur, und bei einer ungekünstelten Kost, der besten Krankenpflege, in gutem Zustande, und schien dem Verwundeten weder Schmerzen noch Besorgniß zu verursachen. Auch sahen wir unsers guten Alten Bruder, der bei dem Scharmüzel mit Schroot verwundet worden war. Der Schuß hatte seine Schenkel getroffen; aber ohngeachtet verschiedene Körner ihm noch im Fleische stecken, so schienen doch die Wunden weder schmerzhaft noch gefährlich zu seyn.

Am 5ten December lichteten wir bei einem gelinden Landwinde die Anker; kamen aber nur langsam fort, weil dieser schwache Wind von Zeit zu

Zeit

Zeit gänzlich wieder einschlief. Des Abends um 10 Uhr, da eine gänzliche Windstille herrschte, die Fluth hingegen, oder der Seestrom, sehr stark landwärts lief, wurde unser Schiff so schnell nach dem Strande hingerissen, daß es, ehe wir einige Anstalten zu unserer Sicherheit treffen konnten, kaum noch eine Kabeltau-Länge*) von den Klippen entfernt war. Wir hatten dreizehn Klafter Tiefe; allein der Grund war so unsicher, daß wir uns nicht getrauten, die Anker auszuwerfen. Man hob daher augenblicklich die Pinasse**) aus, um das Schiff an einem Tau fortzuschleppen; und da die Mannschaft selbst einsahe, daß unsere Lage äusserst gefährlich war: so strengte ein jeder seine besten Kräfte an. Zum Glük erhob sich in diesem Augenblicke eben ein schwaches Lüftchen vom Lande her, und nun bemerkten wir zu unserer unaussprechlichen Freude, daß das Schiff sich vorwärts bewegte. Es war die höchste Zeit; denn wir waren der Küste schon so nahe gekommen, daß unser Tupia, der die gefährliche Lage des Schiffs nicht bemerkt hatte, sich des Wellengeräusches ungeachtet, von dem Verdecke herab mit den Indianern am Lande unterreden konnte.

Wir glaubten jezt aller Gefahr entgangen zu seyn; der Mann mit dem Senkblei hatte uns eben „sie-

benzehn

*) Ein Kabel- oder Ankertau ist 120 Klafter lang. Nach der Länge eines solchen Tau's giebt der Schiffer die Entfernungen an.

**) Ein großes Boot.

henzehn Klafter!“ zugerufen; als einen Augenblick darauf das Schiff, zu unserm Entsezen, dennoch auf den Grund stieß. Die Erschütterung jagte uns allen einen gewaltigen Schrek ein; und Herr Banks, der sich eben ausgekleidet hatte, um ins Bett zu steigen, rannte eiligst aufs Verdeck, wo der Mann mit dem Senkblei in dem nämlichen Augenblicke „fünf Klafter!“ verkündigte. Wir waren auf einen Felsen gerannt. Allein da uns derselbe glüklicher Weise gegen den Wind lag, so lief das Schiff alsobald von demselben wieder hinunter, ohne den geringsten Schaden gelitten zu haben, und die Tieffe des Wassers nahm sehr bald wieder bis auf zwanzig Klafter zu. Wir dankten dem Himmel, daß wir mit dem bloßen Schrecken diesmal so davon gekommen waren.

Der Fischfang scheint in dieser Gegend die Hauptbeschäftigung der Eingebohrnen zu seyn. Sie sind daher auch ganze Meister darinn, und haben auf die Verfertigung der dazu gehörigen Werkzeuge ungemein viel Fleiß und Geschiklichkeit verwandt. Wir zeigten ihnen unser langes Nez, welches in der That nicht zu den kleinern gehörte, weil es von eben der Art und Größe war, als die Kriegesschiffe zu bekommen pflegen: allein sie lachten uns darüber aus, und zeigten uns dagegen triumphirend das ihrige, welches denn wirklich auch eine ungeheure Größe hatte. Es war fünf Klafter tief und nach dem Raume, den es einnahm, zu urtheilen, konnte es nicht weniger, als dreihundert Klafter lang seyn. Es war aus einer Art sehr starken Grases verfertiget. Bei allen

allen Wohnplätzen sahen wir eine Menge dergleichen Netze in Haufen zusammengelegt, welche die Gestalt eines Heuschobers hatten, und mit einem Dache bedekt waren, um sie wider das Wetter zu verwahren: und wo wir nur in ein Haus traten, da fanden wir fast allemal einige von dessen Bewohnern mit Verfertigung solcher Netze beschäftiget.

Indem wir jezt fortfuhren, die Küste des Landes, die sich nun immer mehr von Norden gegen Westen zog, zu befahren: so erfuhren wir von einigen uns besuchenden Eingebohrnen, daß das nördliche Ende desselben nicht mehr fern sey. Da wir fanden, daß diese Leute in Absicht ihres eigenen Landes so wohl unterrichtet waren: so erkundigten wir uns ferner, ob sie ausser diesem ihrem Lande noch von irgend einem andern etwas wüßten? ihre Antwort war: sie hätten niemals ein anderes besucht; allein ihre Voreltern hätten ihnen erzählt, daß es Nordwest gen Nordwärts ein weitläuftiges Land, Namens Ulimaroa gebe, nach welchem einige von ihnen einst in einem sehr großen Kahne gesegelt wären; daß nur ein Theil derselben wieder zurükgekommen wäre, und daß diese ausgesagt hätten: sie wären nach einer Reise von einem Monat nach einem Lande gekommen, dessen Einwohner Schweine äßen. Tupia erkundigte sich: ob diese Abentheurer bei ihrer Rükkunft auch Schweine mitgebracht hätten? Sie antworteten: nein! „So muß denn, versezte Tupia, eure Erzählung falsch seyn; denn es ist nicht glaublich, daß Leute, die von einer solchen Seereise ohne Schweine zurükkommen, ein Land besucht ha-

den sollten, in welchem Schweine zu bekommen wären.“ Dieser Einwurf war schlau genug; allein wir müssen doch dagegen anmerken, daß, als sie dieser Thiere erwähnten, sie solches nicht vermittelst einer Beschreibung thaten, sondern den auf den Südsee-Inseln eigenthümlichen Namen, Buäh, nannten. Da nun sowohl das Thier selbst, als auch der Name desselben auf Neuseeland unbekannt ist: so würden sie den leztern nicht gewußt haben, wenn sie nicht irgend einmal Umgang mit Leuten gehabt hätten, denen derselbe bekannt war.

Wir hatten bald nachher einen Sturm von mehreren Tagen auszustehn, welcher heftiger war, als wir alle je einen erlebt hatten. Er zerriß uns mehrmals die Segel, und sezte unserm Schiffe so gewaltig zu, daß, wenn wir nicht glüklicher Weise die hohe See erreicht hätten, wir höchst wahrscheinlicher Weise niemals würden zurükgekommen seyn, unsere Abentheuer zu erzählen.

Gegen Neujahr erreichten wir endlich die lezte Spize des Landes, die wir das Nordcap nannten; und fiengen nunmehr an, an der westlichen Küste desselben hinab wieder südwärts zu steuren.

20.

Ankunft im Charlottensunde. Aufenthalt daselbst. Fahrt von da durch die daselbst entdekte Cookstrasse.

Um den jungen Leser nicht mit uninteressanten Erzählungen aufzuhalten, ersuche ich ihn, auf der westlichen Küste von Neuseeland, vom Nordcap an, bis an diejenige Stelle hinunter zu fahren, wo das Land durch einen Kanal getheilt und in zwei Inseln geschnitten wird. Ohne alle merkwürdige Vorfälle kamen wir den 14ten Januar 1770 in dieser Gegend an, und legten das Schiff in einer Bai vor Anker, die ich, unserer Königin zu Ehren, den Charlottensund nannte.

Im Gesicht unsers Ankerplazes lag ein indianisches Dorf oder Hippäh; jedoch in einer Entfernung von etlichen Kanonenschüssen; und es währte nicht lange, so sahen wir von daher einige Kähne gegen uns heran kommen. Allem Ansehen nach waren diese abgeschikt uns zu recognosciren, wo nicht gar schon gefangen zu nehmen. Ihre Mannschaft war wohl bewafnet und ohngefähr eben so gekleidet, wie der erste Entdecker dieses Landes, Tasmann, die damals von ihm gesehenen Eingebohrnen auf einem Kupferstiche abgebildet hat. Ihr Leib war mit hiesigem Landestuche umwickelt: zwei Ecken desselben reichten vom Rücken über die Schultern; von da an hiengen sie über die Brust hinab, und unterhalb

derselben waren sie wieder an das um den Leib gewundene Tuch befestiget.

Unter den gewöhnlichen Herausforderungen und Drohungen ruderten diese Herren verschiedenemal um das Schiff herum, und fingen alsdann den beschlossenen Angriff mit Steinwerfen an. Unser Tupia that ihnen deshalb zwar Vorstellungen, aber diese schienen wenig Eindruk auf sie zu machen; und wir fiengen schon an zu besorgen, daß sie uns endlich zwingen würden, Feuer auf sie zu geben, als ein sehr alter Mann unter ihnen Verlangen äußerte, zu uns an Bord zu kommen. Mit Vergnügen ermunterten wir ihn, diesen guten Gedanken auszuführen, und warfen ihm ein Seil zu, an welchem er seinen Kahn augenbliklich hart an das Schiff zog. Jezt wollte er zu uns herauf klettern; allein seine Landsleute machten heftige Vorstellungen dagegen, und als er darauf nicht zu achten schien, ergriffen sie ihn, und wollten ihn mit Gewalt zurükhalten; allein er blieb bei seinem Entschlusse, wand sich mit einem heitern, aber standhaften Muthe aus ihren Händen los, und kam wirklich an Bord.

Wir empfiengen den ehrlichen Alten mit allen möglichen Merkmalen von Freundschaft und Güte, und ließen ihn nach einigem Verweilen, mit Geschenken überhäuft, zu seinen Gefährten zurükkehren. Diese begonnten hierauf, sobald er wieder zu ihnen hinabgekommen war, zu tanzen, ob aus Freude und Freundschaft oder abermals in der Absicht, uns zum Gefecht herauszufodern, getraue ich mich nicht

zu

zu bestimmen. Unserer bisherigen Erfahrung nach, bedeutet der Tanz bei diesen Leuten bald das Eine bald das Andere. Sie nahmen indeß weiter nichts Feindseliges vor, sondern kehrten bald darauf nach ihrem Zippäh zurük.

Nicht lange darnach ging ich selbst, nebst den mehrsten Herrn Reisenden, gleichfalls ans Land. Wir fanden hier einen schönen Fluß, der vortreffliches Wasser führte; Auch Holz in größtem Ueberfluß. Das ganze Land umher war nichts als Wald. Wir hatten das lange Nez mitgenommen, und warfen es mit so glüklichem Erfolg aus, daß wir in einem oder zwei Zügen ohngefähr drei Centner Fische von verschiedener Art fiengen, welche ich alsobald unter das sämtliche Schifsvolk zu gleichen Portionen austheilen ließ.

Beim Anbruch des folgenden Tages, da wir geschäftig waren, das Schiff auf die Seite zu legen, um es zu kalfatern, kamen drey Kähne zu uns her, an deren Bord über hundert Mann befindlich waren. Mit Vergnügen bemerkten wir auch verschiedene Weiber unter ihnen, weil wir dieses für ein Merkmal hielten, daß sie nichts Feindseliges gegen uns im Schilde führten. Allein es währte doch nicht lange, so wurden sie uns so beschwerlich, daß wir besorgten, es würde dennoch Händel sezen. Mittlerweile wurde das lange Boot mit einigen Wasserfässern ans Land geschikt. Zwei der indianischen Kähne liessen sich einfallen, demselben nachzurudern, und dieses nöthigte uns, ihnen durch ein paar

Schrootschüsse Furcht einzujagen. Ob wir nun gleich so weit von ihnen entfernt waren, daß wir sie unmöglich damit erreichen konnten, so that unser Drohen doch seine gute Wirkung: denn sie ließen sogleich vom Nachsezen ab.

Die Uebrigen, welche neben dem Schiffe geblieben waren, hatten einige Fische mitgebracht und boten dieselben feil. Diese waren zwar schon stinkend, allein um doch einigen Verkehr mit ihnen zu haben, ließen wir Einen von unsern Leuten in einem kleinen Boote zu ihnen abgehen, um sie ihnen abzuhandeln. Eine Zeitlang bezeigten sie sich ganz ehrlich dabei; endlich aber ersahe Einer die Gelegenheit, haschte schnell nach einem Blatte Papier, das unser Handelsmann in der Hand hielt, und als er fehlgrif, sezte er sich augenblicklich in Vertheidigungsstand, schwänkte sein Pätu-Pätu und stellte sich an, als wenn er gleich zuschlagen wollte. Man feuerte hierauf mit Schroot auf ihn; einige Körner fuhren ihm ins Knie, und damit war die Sache abgethan.

Die Indianer blieben indeß noch immer neben dem Schiffe, und unterredeten sich mit Tupia. Wir veranlaßten, daß ihnen dieser allerlei Fragen thun mußte das Alterthum ihres Landes betreffend. Unter andern mußte er sich erkundigen: ob sie wohl schon jemals ein solches Schiff, wie das unsrige, gesehn, oder gehört hätten, daß dergleichen auf ihrer Küste gewesen wäre? worauf sie nein! antworteten. Das Andenken an Tasmanns ehemalige Anwesenheit allhier mußte also gänzlich bei ihnen erloschen seyn.

Nicht

Nicht bloß die Weiber, welche in diesen Kähnen waren, sondern auch einige von den Männern trugen einen Kopfputz, dergleichen wir noch nie gesehen hatten. Er bestand aus einem Busche schwarzer Federn, der in runder Form auf dem Wirbel des Kopfes angebunden war, das Haupt gänzlich bedekte und es dem Ansehen nach zweimal höher machte, als es wirklich war.

Nach dem Mittagsessen stieg ich mit meinen Herrn Reisegefährten und dem Tupia in die Pinasse, und fuhr mit ihnen nach einer Bucht hin, welche von unserm Ankerplaze ohngefähr zwei Seemeilen weit entfernt war. Unterwegens sahen wir etwas auf dem Wasser schwimmen, das uns ein todtes Seekalb zu seyn schien; als wir aber darauf zuruderten, fanden wir, daß es der Leichnam einer Frauensperson war, die dem Ansehen nach schon vor einigen Tagen gestorben seyn mußte. Wir ruderten hierauf nach der Bucht, und stiegen daselbst ans Land.

Allhier hielt sich eine kleine indianische Familie auf, die über unsere Ankunft dermaßen erschrak, daß sie alle, bis auf einen Mann nach, davon liefen. Mit diesem ließ sich Tupia sogleich in eine Unterredung ein; und als die Flüchtlinge dieses sahen, kamen sie bald wieder zurük. Nur ein einziger alter Mann und ein Kind, welche dem Frieden nicht zu trauen schienen, blieben in der Ferne stehen, und gukten verstohlner Weise durch die Bäume nach uns her.

Als wir uns bei diesen Leuten nach dem todten Körper erkundigten, den wir auf dem Wasser angetroffen hatten, erfuhren wir von ihnen, daß es eine Anverwandtin von ihnen sey, die eines natürlichen Todes gestorben; daß man, dem Landesgebrauche gemäß einen Stein an den Leichnam gebunden und denselben hierauf in die See geworfen habe; wenn wir denselben aber schwemmend gefunden hätten: so müsse der Stein durch irgend einen Zufall losgekommen seyn.

Um die Zeit, da wir hier landeten, war die Familie eben geschäftig ihre Speisen zuzurichten. Ein ausgeschlachteter Hund lag im Backofen verscharrt, und mehrere Speisekörbe standen auf der Erde umher. Wir warfen im Vorbeigehn unsere Blicke in einen derselben, und wurden zwei ziemlich abgenagte Knochen darin gewahr, welche keinesweges von einem Hunde zu seyn schienen. Bei genauerer Besichtigung bemerkten wir deutlich, daß es — Menschenknochen waren. Bei diesem Anblicke überfiel uns Schaudern und Entsezen; obgleich die Sache selbst nur eine Bestätigung desjenigen war, was wir seit unserer Ankunft auf dieser Küste schon oft gehört hatten.

An dem wenigen Fleische, welches an den Knochen noch übrig war, sahe man augenscheinlich, daß es gebacken worden war, und in den Knorpeln am Ende des Knochens fanden wir noch die Spuren der Zähne, die es abgenagt hatten. Um indeß unsere Ueberzeugung von der Gewißheit des abscheulichen

Ge-

Gebrauchs dieser Leute, Menschenfleisch zu essen, aufs höchste zu treiben, ließen wir durch unsern Tupia fragen: was dies für Knochen wären? Die Indianer antworteten, ohne das geringste Bedenken: „das Gebein eines Mannes.“ Man fragte hierauf: wo denn das Fleisch davon hingekommen sey? Und sie versezten: „das hätten sie gegessen.“ Aber sagte Tupia, warum habt ihrs mit dem Leichnam der Frauensperson, denn wir auf dem Wasser schwimmen sahn, nicht auch also gemacht? Die Frau, antworteten sie, starb an einer Krankheit; überdem war sie unsere Anverwandtin, und wir essen nur die Leiber unserer Feinde, die im Gefecht umkommen. Auf die Frage: wer der Mann gewesen sey? antworteten sie: vor ohngefähr fünf Tagen wäre eine Anzahl von ihren Feinden in einem stark bemannten Boote in diese Bai gekommen; davon hätten sie sieben Personen getödtet, und der Mann, wornach wir fragten, wäre unter dieser Anzahl mit gewesen.

Einer von uns fragte: ob sie einige Menschengebeine hätten, auf welchen das Fleisch noch wäre? und als sie zur Antwort gaben, daß sie alles Fleisch bereits aufgezehrt hätten, stellten wir uns, als ob es uns nicht glaublich vorkäme, daß die Gebeine wirklich von einem Menschen seyn sollten, und sagten, es würden wohl Knochen von einem Hunde seyn. Dieser Zweifel schien Einen unter ihnen im Ernst zu verdrießen; er ergriff seinen eigenen Vorderarm sehr eifrig, streckte denselben mit einer Art von Unwillen gegen uns aus und sagte: daß der Knochen,

den

den Herr Banks in der Hand hielte, zu diesem Theile eines menschlichen Körpers gehört habe. Um uns zu gleicher Zeit zu überzeugen, daß das Fleisch in der That gegessen worden sey, faßte er seinen eigenen Arm mit den Zähnen, und stellte sich, als ob er äße; auch biß und nagte er noch an dem Beine, das Herr Banks genommen hatte, zog es durch den Mund und gab durch Geberden zu verstehn, daß es ein rechter Leckerbissen gewesen wäre. Alsdann gab er Herrn Banks den Knochen zurük und dieser nahm ihn, als ein gräuliches Denkmal von dem abscheulichen Geschmacke dieser Leute mit sich fort.

Unter den zu dieser Familie gehörigen Personen befand sich auch eine Frau, die ihre Arme, Beine und Schenkel an verschiedenen Orten entsezlich zerschnitten hatte. Man sagte uns, daß sie sich diese Wunden selbst beigebracht habe, um ihre Betrübniß über den Verlust ihres Mannes an den Tag zu legen, der vor kurzem von den Feinden sey getödtet und gegessen worden.

Da unser Schiff ziemlich nahe an der Küste lag, so verschafte uns die Nachbarschaft des Landes zur Nachtzeit eine Annehmlichkeit, welche wohl verdiente, daß man, um ihrer zu genießen, sich einige Stunden vom Morgenschlaf entzog. Es wurden nämlich die Wälder rings umher von einer ganz unglaublichen Menge kleiner Vögel bewohnt, deren Stimme alles, was wir von der Art je gehört hatten, an Lieblichkeit unendlich weit übertraf. Man glaubte kleine, vortreflich gestimmte Silberglöckchen zu hören.

Die

Die Weise dieser kleinen Sänger aber war, daß sie ihre Lieder allemal zwei Stunden nach Mitternacht anstimmten, und damit bis zu Sonnenaufgang fortfuhren.

Als wir am zweiten Tage unsers Hierseyns einen Besuch von einigen Indianern hatten, unter denen sich auch der alte Mann befand, der bei unserer Ankunft sich zuerst bei uns an Bord gewagt hatte, und der, wie wir nachher erfuhren, Topaa hieß, lenkte unser Tupia gleich wieder das Gespräch auf den gestrigen Gegenstand unserer Nachforschung, und man bestätigte heute alles, was wir gestern schon gehört hatten. „Aber, sagte Tupia, wo bleiben denn die Köpfe? Eßt ihr diese auch?“ Von den Köpfen, antwortete der Alte, essen wir nur das Gehirn, und das nächstemal, daß ich wiederkomme, will ich einen solchen Kopf mitbringen, um euch zu überzeugen, daß ich die Wahrheit rede.

Als wir bald nachher nieder ans Land gegangen waren, fanden einige unserer Leute, neben einem Ofen oder Bratloche in der Erde, drei menschliche Hüftbeine, welche die traurige Ueberzeugung, daß der unmenschliche Gebrauch Menschenfleisch zu essen, hier wirklich im Schwange gehe, noch mehr befestigen halfen.

Einige Tage nachher hielt unser Alter Wort. Er brachte wirklich vier Köpfe von den sieben lezterschlagenen und verzehrten Männern mit an Bord. Das Haar, wie auch das Fleisch waren noch unversehrt;

kehrt; aber das Gehirn war herausgenommen. Das daran befindliche Fleisch mußte auf irgend eine Art von der Fäulniß verwahrt seyn, denn es roch nicht. Herr Banks kaufte einen dieser Köpfe, worein der Alte ungern willigte; von den übrigen aber wollte er schlechterdings keinen mehr ablassen. Wahrscheinlich hebt man sie hier, wie in Amerika die Hirnschädel und Kopfhäute und auf Otaheite die Kinnbacken als Siegeszeichen auf. Bei genauer Besichtigung des gekauften Kopfes bemerkten wir, daß er einen Schlag — vermuthlich mit dem Patu-Patu — in die Schläfe bekommen hatte, wovon die Hirnschale war zerbrochen worden.

Am 22sten Januar erstieg ich den Gipfel eines Berges, und wurde für die darauf gewandte Mühe reichlich belohnt: denn ich erblikte von hieraus die See auf der östlichen Seite des Landes, und bemerkte, daß aus demselben ein Kanal in das Meer auf der westlichen Seite führte. Die jungen Leser werden diesen Kanal auf unserer Karte angegeben finden.

Am 24sten legten wir bei unsern ältesten guten Freunden in dieser Gegend, eben denjenigen, die bei unserer Ankunft hieselbst am ersten zu uns kamen, in ihrem Hippáh oder befestigten Dorfe, einen Besuch ab; und wurden auch hier, wie überall auf das freundschaftlichste aufgenommen. Mit dem vollkommensten Vertrauen führten sie uns überall in ihren Wohnungen herum, die wir sowohl bequem, als auch reinlich fanden. Auch dieser Ort

liegt

liegt auf einem Felsen, dessen Wände so steil sind daß sie eine künstliche Befestigung durchaus überflüßig machen. Dennoch hatte man leichte Pallisaden umhergepflanzt, und an demjenigen Theile des Felsens, wo er noch einigermassen zugänglich war, ein Streitgerüste angebracht.

Die Bewohner dieses Orts brachten uns gleichfalls verschiedene Menschengebeine, wovon das Fleisch rein abgenagt war, und boten sie feil: denn unsere Neubegierde hatte einen ordentlichen Handlungsartikel daraus gemacht. In einer Gegend dieses Dorfs sahen wir, nicht ohne Verwunderung, ein Kreuz, welches einem Crucifix vollkommen ähnlich war. Es war mit Federn gezieret; und auf unsere Frage: zu welchem Zwecke es errichtet worden sey? erhielten wir zur Antwort: es sey das Denkmal eines verstorbenen Mannes. Da wir uns aber weiter erkundigten: was man mit dem Leichnam des Mannes, zu dessen Andenken das Kreuz aufgerichtet worden sey, gemacht habe? wollten sie uns keine Antwort darauf geben.

Als wir Tags darauf in einer kleinen Bucht ans Land giengen, um Meerraben zu schiessen, die wir hier von vortreflichem Geschmak fanden: trafen wir eine zahlreiche Familie von Indianern an. Einige von diesen guten Leuten kamen uns sogleich entgegen, und luden uns ein, mit ihnen zu dem Rest ihrer Gesellschaft zu gehen; worein wir denn auch gern willigten. Die ganze Parthei bestand aus ohngefähr dreißig Personen an Männern, Weibern und

Kindern.

Kindern. Alle empfiengen uns mit den herzlichsten Freundschaftsbezeugungen. Wir theilten einige Bänder und Glaskorallen unter sie aus; darüber wurden sie über die Maaßen entzückt, und alle, Junge und Alte, Männer und Weiber fielen uns dafür um den Hals, und herzten und küßten uns. Um uns aber ihre Dankbarkeit zugleich auf eine zeelle Weise zu erkennen zu geben, schenkten sie uns auch einige Fische.

Am 22sten erstieg ich in Begleitung der Herrn Banks und Solander abermals einen sehr hohen Berg, um die neulich von mir entdekte Straße, welche aus dem östlichen in das westliche Meer führt, noch einmal in Augenschein zu nehmen. Wir hatten das Vergnügen, sie daselbst vollkommen übersehen zu können. Da wir eine Menge von Steinen allhier liegen sahen: so errichteten wir eine Pyramide davon, und legten eine bleierne Kugel, Schrootkörner, Glaskorallen, und andere dergleichen Dinge hinein, die wir gerade bei uns hatten, um jeden Europäer, der etwa nach uns hieher kommen und diesen Steinhaufen niederreissen möchte, dadurch zu überzeugen, daß andere Europäer schon vor ihm hier gewesen wären.

Nachdem wir dieses Geschäft geendiget hatten, besuchten wir ein anderes indianisches Städtchen, welches, gleich dem vorigen, auf einer kleinen Felseninsel angelegt war, und einen so gefährlichen Zugang hatte, daß wir, um unsere Neugierde zu befriedigen, Gefahr liefen, die Hälse zu brechen. Auch

hier

Hier empfieng man uns mit offenen Armen, führte uns überall herum, und zeigte uns alles, was man nur für sehenswürdig hielt. Dieses Städtchen bestand, gleich dem vorigen, aus 80 bis 100 Häusern; es bedurfte hier aber, an einem durch die Natur schon so sehr befestigten Orte, nur eines einzigen Streitgerüstes. Wir schenkten den Einwohnern einige Nägel, etwas Band und Papier, welches ihnen so viel Vergnügen machte, daß sie beim Abschiednehmen unser Boot aus Erkenntlichkeit mit gedörrten Fischen anfüllten, wovon sie ansehnliche Vorräthe gesammlet hatten. Man sieht, daß die schöne Tugend der Dankbarkeit ein von Gott selbst uns eingepflanzter Trieb seyn müsse, weil wir sie selbst bei diesen rohen Naturmenschen, ohne alle Erziehung und Bildung fanden. Schande über den sorgfältig erzogenen Europäer, der von einer so natürlichen und menschlichen Tugend weniger, als ein Wilder, aufzuweisen hat!

Am 30sten schikte ich früh Morgens ein Boot nach einer benachbarten Insel ab, um Selleri zu holen. Als man hiemit beschäftiget war, landeten ohngefähr zwanzig von den Eingebohrnen, Männer, Weiber und Kinder, neben einigen unbewohnten Hütten. Fünf oder sechs Weibspersonen sezten sich alsobald auf die Erde nieder, und fiengen an, sich die Beine, Arme und Gesichter mit Muscheln oder scharfen Stücken von Kalkstein abscheulich zu zerfezen. Unsere Leute erfuhren, daß die Männer derselben neulich von den Feinden wären

erschlagen worden, und daß die Weiber nun auf diese barbarische Weise ihre Betrübniß darüber ausdrükten. Das sonderbarste dabei war, daß die indianischen Männer von dieser entsezlichen Ceremonie nicht die geringste Notiz nahmen, sondern, ohne darauf zu achten, sich mit der Ausbesserung der Hütten beschäftigten.

Der Schifszimmermann hatte unterdeß zwei Pfosten zurecht gehauen, die ich als Denkmäler unsers Hierseyns zurüklassen wollte. Ich ließ den Namen des Schiffs, nebst dem Jahr und dem Monate unsers Hierseyns darein hauen, und richtete den einen derselben bei der Wasserstelle, den andern auf einem nahe liegenden Eilande auf, worauf ich unsere Flagge von denselben wehen ließ. Unsern alten Mann, der dabei zugegen war, ließ ich durch den Tupia bedeuten, daß wir ein Denkmal errichteten, um jedem andern Schiffe, welches etwa nach uns hierherkommen sollte, ein Zeichen zu geben, daß wir schon vor ihm da gewesen wären. Die Indianer waren dies nicht nur gern zufrieden, sondern versprachen auch, daß sie es niemals niederreissen wollten. Ich beschenkte darauf jeden von ihnen; dem alten Manne insonderheit gab ich ein drei Pence-Stück vom Jahr 1736, nebst einigen großen Nägeln, auf welche das königliche Zeichen des breiten Pfeils tief eingedrükt war; weil ich glaubte, daß diese Dinge sich wahrscheinlich am längsten unter ihnen erhalten würden. Ich beehrte hierauf diese Gegend mit dem Namen Königin

Char-

Charlotten-Sund, und nahm von diesem und dem benachbarten Lande im Namen Sr. Großbritannischen Majestät, König Georg III. förmlich Besitz. Wir tranken hierauf eine Flasche Wein auf der Königinn Gesundheit aus, und schenkten die leere Flasche unserm Alten, der eine unbeschreibliche Freude darüber empfand.

Da ich jezt entschlossen war, sobald als möglich wieder unter Segel zu gehn, um den von den Bergen herab bemerkten Kanal aufzusuchen: so gieng ich auch noch einmal nach dem nächstgelegenen Hippáh, und kaufte einen beträchtlichen Vorrath durchschnittener und gedörrter Fische ein, um ihn, als Seeproviant, mitzunehmen. Beim Abschiednehmen schienen einige Indianer über unsere bevorstehende Abreise betrübt, andere hingegen vergnügt zu seyn. Es waren sogar einige unter ihnen, welche darüber, daß man wir die Fische verkaufte, durch deutliche Zeichen ihr Misvergnügen zu erkennen gaben.

Unsere Abreise erfolgte nun zwar den Tag darauf; aber aus Mangel eines günstigen Windes, mußten wir bald darauf wieder vor Anker gehn. Die Herrn Banks und Solander benuzten diesen Umstand, um so möglich, noch eine kleine Nachlese für die Naturgeschichte zu halten. Da sie in dieser Absicht noch einmal ans Land gegangen waren, stießen sie auf die liebenswürdigste indianische Familie, welche sie je gesehen hatten. Die Hauptpersonen bei derselben waren eine Wittwe und ein Knabe von etwa zehn Jahren; die erstere betrauerte ihren Mann, dem Landesgebrauche gemäß,

unter Vergießung manches Blutstropfens, und das Kind war durch den Tod seines Vaters Herr von dem Lande geworden, wo wir unser Holz gefällt hatten. Beide saßen auf Matten, und der übrige Theil der Familie, an der Zahl ohngefähr 17 männlichen und weiblichen Geschlechts, saß rings um sie herum. Ihr ganzes Betragen war leutselig, verbindlich und ohne Mistrauen. Sie gaben einem jeden von ihren europäischen Gästen einen Fisch und einen Feuerbrand, um solchen zuzubereiten und ersuchten sie zu wiederholtenmalen, bis zum nächsten Morgen bei ihnen zu bleiben. Unsere Reisenden würden das auch gern gethan haben, wenn sie nicht hätten erwarten müssen, daß das Schiff wieder unter Segel gehen würde.

Wir schifften nunmehr auf die entdekte Straße los; aber noch ehe wir in dieselbe einlaufen konnten, hätten wir beinahe das Unglük gehabt, unser Schiff an einem Felsen scheitern zu sehen. Da nämlich die Ebbe eintrat, wurden wir von dem Strome des ablaufenden Wassers so schnell gegen eine Felseninsel, die sich senkrecht aus dem Meere erhob, fortgerissen, daß wir, bevor wir noch das einzige zu unserer Rettung übrige Mittel anwenden konnten, nur noch eine Kabeltaulänge davon entfernt waren. Dieses Mittel bestand nämlich in der plözlichen Auswerfung eines Ankers, von welchem aber noch gar nicht ausgemacht war, ob er auch fassen würde. Er faßte indeß glüklich. Allein auch dieses würde uns noch nicht gerettet haben,

ben, wenn nicht der Strom durch das Anprallen gegen die Insel eine andere Richtung bekommen und uns dadurch jenseits der ersten Spize hinaus geführt hätte.

Durch die Straße selbst wurden wir durch Wind und Ebbe sehr schnell fortgetrieben. Das Land auf der nördlichen Seite derselben wird von den Eingebohrnen Eaheinomauwe, das gegen Süden hingegen Poenämmuh genannt. Die Straße wurde von meinen Herren Reisegefährten nach meinem Namen die Cookstraße genannt.

21.

Fahrt von der östlichen Mündung der Cookstraße rings um die südliche Hälfte von Neuseeland, wodurch dieses Land gänzlich umschift wurde. Allgemeine Nachricht von Neuseeland. Beschreibung der Eingebohrnen.

Nachdem wir nunmehr die nördliche Hälfte von Neuseeland, nämlich die Inseln Eaheinomauwe rund umher beschift hatten: so beschloß ich mit der südlichen Hälfte dieses Landes, Poenämmuh genannt, ein gleiches zu thun. Sobald wir daher die Straßen gänzlich zurükgelegt hatten, steuerte ich längst der östlichen Küste des südlichen Landes gen Süden hin.

Die ersten Eingebohrnen, die wir auf dieser neuen Fahrt zu Gesicht bekamen, wagten sich zwar

in ihren Kähnen bis auf einen Steinwurf weit an unser Schiff heran; aber dann hielten sie auch stille, und gafften uns mit Blicken an, die keine andere Empfindung, als bloßes leeres Erstaunen ausdrükten. Tupia strengte zwar alle seine Beredsamkeit an, um sie zu bewegen, näher zu kommen; aber es war umsonst. Nachdem sie uns eine Zeitlang angestaunt hatten, kehrten sie wieder um, und ruderten der Küste zu.

Es ist sonderbar, wie sehr verschieden der Eindruk war, den wir zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auf die Bewohner dieses Landes machten, und wie sehr ungleich sie sich gegen uns betrugen. Bald sahen wir uns, wie diesmal, mit stummen Ausdrücken des Erstaunens und der Furchtsamkeit angegafft; bald wurden wir ohne die mindeste Veranlassung dazu gegeben zu haben, als erklärte Feinde angefallen; bald sahen wir uns nicht der mindesten Aufmerksamkeit werth geachtet, und wiederum bei andern Gelegenheiten kamen die Indianer, ohne unsere Einladung abzuwarten, mit der größten Vertraulichkeit und Zuversicht bei uns an Bord. Hätten wir nun gleich, nach der ersten oder zweiten Zusammenkunft mit diesen Leuten, uns anmassen wollen, ihren Gemüthscharakter und ihre Sitten zu beschreiben, und hätten wir, wie es in Reisebeschreibungen so oft geschieht, das was wir an einzelnen Menschen bemerkten, übereilter Weise von der ganzen Nation behaupten wollen: so sieht nun Jeder, wie einseitig und unrichtig unsere Beschreibung ausgefallen seyn würde. Mögen meine jungen Leser

hieraus

hieraus lernen, daß man, wenn von ganzen Gesellschaften oder Nationen die Rede ist, in seinem Urtheile darüber nie zu behutsam seyn könne.

Am 17ten Februar befanden wir uns bei einer Insel, die ich Herrn Banks zu Ehren, die Banks-Insel nannte. Sie lag ohngefähr fünf Seemeilen weit von uns entfernt. Von hier schifften wir, ohne merkwürdige Vorfallenheiten, bis zum 9ten März, an welchem Tage wir das äußerste südliche Ende dieses Landes erreichten. Ich nannte dasselbe das Südcap; und nunmehr fiengen wir an, die westliche Küste entlang wieder nordwärts zu segeln. Einer Insel, welche uns bald darauf zu Gesicht kam, gab ich, dem Doctor Solander zu Ehren, den Namen Solanders-Inseln.

Das feste Land in dieser Gegend besteht aus erstaunlich hohen Kettengebirgen, welche überall nakt sind, nur daß die Gipfel derselben mit Schnee bedekt sind, der vielleicht von der Schöpfung her allda gelegen haben mag. Eine rauhere, unholdere und ödere Gegend, als diese ist, kann man sich unmöglich denken. Das Kettengebirge lief von Süden gen Norden durchs ganze Land hin.

Den 27sten Mai langten wir wieder in derjenigen Gegend an, der ich den Namen Königin Charlottens-Sund gegeben hatte; so daß nunmehr das ganze Land von uns umschift worden war. Da wir unsern Wasservorrath jezt ganz verbraucht hatten, und dafür sorgen mußten, ihn, bevor wir dieses Land verließen, wieder zu ersezen; so legte ich das Schiff in einer

einer kleinen Bucht neben dem Charlottens-Sunde zu diesem Behuf vor Anker. Wir giengen alsdann ans Land, wo wir zwar verschiedene verlassene Hütten, aber nirgends Menschen zu sehen bekamen.

Ich hatte nunmehr die Wahl, ob ich von hieraus wieder um das Vorgebirge Horn auf dem Feuerlande, von wannen wir gekommen waren, zurük, oder gerade aus nach dem Vorgebirge der guten Hofnung hinsegeln oder endlich über Ostindien nach Europa zurükkehren wollte. Nach vorhergegangener Berathschlagung mit meinen Officiren, wählte ich aus wichtigen Gründen das Lezte.

Aber ehe wir Neuseeland ganz verlassen, muß ich das Merkwürdigste von unsern Beobachtungen über dieses beträchtliche Land noch kurz zusammen fassen, um dasjenige zu ergänzen, was ich in meiner bisherigen Erzählung etwa mag übergangen seyn.

Die beiden Inseln, aus welchen dieses Land besteht, liegen zwischen dem 34 und 48sten Grade südlicher Breite, so daß die ganze Ausdehnung derselben von dem Nordcap bis zum Südcap gegen 200 geographische Meilen beträgt.

Die südliche Insel, Poenämmuh genannt, ist ein überaus gebirgigtes, und allem Ansehen nach, unfruchtbares und unbevölkertes Land. Denn ausser den Eingebohrnen, die wir im Charlottens-Sunde sahen, und den wenigen, von welchen wir in einiger Entfernung angegaft wurden: kamen uns gar keine Menschen mehr zu Gesicht. Die nördliche Insel hingegen, Eaheinomauwe genannt,

nannt, hat ein weit besseres Ansehn. Sie ist zwar auch gebirgigt, aber die Berge sind hier mit Gehölz bekleidet, und die zwischen denselben befindlichen Thäler werden von Bächen und Flüssen bewässert. Jeder von uns war der Meinung, daß alle Arten von europäischen Feld- und Gartenfrüchten hier vollkommen gut fortkommen würden. Der Sommer war hier nicht heisser, als er in England zu seyn pflegt; der Winter aber muß, wie sich aus verschiedenen Pflanzen, die wir hier vorfanden, schließen läßt, ungleich milder seyn. Dieses Land würde daher eine europäische Colonie nicht nur mit den Nothwendigkeiten des Lebens, sondern auch mit den entbehrlichern Mitteln zum Wohlleben reichlich versorgen können.

Von vierfüßigen Thieren sahen wir hier keine andere, als Hunde und Kazen, und zwar von den leztern nur sehr wenige. Die erstern halten sich auch hier, wie bei uns, unter den Menschen auf, von denen ihr Fleisch zur Speise, ihr Fell zur Kleidung gebraucht wird. Daß es gar keine andere vierfüßige Thiere in diesem Lande geben müsse, schlossen wir daraus, weil wir bei den Eingebohrnen gar keine andere Felle bemerkten. Unter den Vögeln, deren es hier gleichfalls nicht gar viele Arten giebt, bemerkten wir, außer der Erdmöve, keine von denen, welche in Europa bekannt sind. Zwar giebt es allhier Enten, Meerraben, Falken, Eulen und Wachteln, welche den unsrigen einigermassen ähnlich sind: aber bei näherer Untersuchung fand es sich,

daß sie auf eine sehr merkliche Weise davon unterschieden sind. Der Mangel an Landthieren aber, den wir hier verspürten, wird durch die Menge und Mannigfaltigkeit, sowohl gesunder als auch wohlschmeckender Fische, wovon das Meer hier an allen Orten wimmelt, reichlich ersezt.

Was das Pflanzenreich betrift, so bestehn die hiesigen Landesprodukte aus herrlichen Bäumen, welche in ungeheuern Waldungen da stehn. Diese würden, ihrer Größe, ihres geraden Stammes, ihres festen und dauerhaften Holzes wegen, zu jeder Art von Bauwerk, nur zu Masten nicht, als wozu sie zu schwer sind, ungemein tauglich seyn. Eine Gattung derselben zeichnete sich besonders zur Zeit unsers Hierseyns durch eine Scharlachblüthe aus, die aus vielen in einander geschlungenen Fäden bestand. Dieser Baum ist von der Größe einer Eiche, und hat ein außerordentlich hartes und schweres Holz. Der Boden in diesen Waldungen ist größtentheils mit sehr hohen Kräutern bewachsen, welche unsern Naturforschern eine reiche Erndte an botanischen Beobachtungen darboten. Von Küchengewächsen fanden wir nur wenige hier. Unter diesen wurde der wilde Selleri und eine gewisse Art von Kresse von unsern Leuten sehr wohlschmeckend und für die Gesundheit wohlthätig gefunden. Die Eingebohrnen ziehen auch Kürbisse, deren Schalen sie sich zu allerhand Gefässen bedienen.

Von dem chinesischen Maulbeerbaume, welcher hier gleichfalls, wiewohl nur selten gefunden wird,

machen

machen sie, wie die Bewohner der Südsee-Inseln, zwar auch ein Zeug, aber in so geringer Menge, daß sie es nur, statt anderer Zierrathen, in die Ohren hängen. Fruchtbäume bemerkten wir hier ganz und gar nicht; man müßte denn eine gewisse Staude dazu rechnen wollen, die eine ganz unschmackhafte Beere trug. Dahingegen bringt das Land eine Pflanze hervor, deren die Eingebohrnen sich statt des Flachses oder Hanfs auf eine so geschikte Weise bedienen, daß ihre daraus verfertigten Schnüre und Stricke, an Stärke und Dauerhaftigkeit, allen europäischen Arbeiten dieser Art bei weitem vorzuziehen sind.

Ob das Land auch an Metallen ergiebig sey, können wir, bei der geringen Kenntniß, die wir davon erlangten, nicht entscheiden. Alles, was wir in diesem Stücke bemerken konnten, war eine Menge Eisensand, den wir in der Merkuriusbai vorfanden.

Was die Eingebohrnen betrift, so sind sie, im Ganzen genommen, von der größten europäischen Statur, fleischicht und von starken Gliedmaßen, aber nicht feist, wie die trägen und üppigen Bewohner der Südseeinseln. Sie sind vielmehr geschäftig und stark, und zeigen in allen ihren Verrichtungen eine ausnehmende Geschiklichkeit. Ihre Farbe ist größtentheils braun, nur bei einzelnen Personen etwas dunkler, als die Farbe eines von der Sonne gebrannten Spaniers. Beide Geschlechter tragen fast einerlei Kleidungsstücke, so daß man die

die Frauenspersonen nur an ihrer ausserordentlich sanften Stimme unterscheiden kann. Sowohl das Haupthaar, als auch der Bart sind bei diesen Leuten schwarz; ihre Zähne hingegen sind so weiß, wie Elfenbein und sehr wohl gestellt. Beide Geschlechter haben angenehme Gesichtszüge und genießen, dem Ansehen nach, einer vollkommenen und dauerhaften Gesundheit.

In Ihrem Betragen unter einander waren sie überaus leutselig; aber gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich und schenken ihnen nie das Leben. Sowohl die beständigen Feindseligkeiten, worinn die verschiedenen Stämme gegen einander leben, als auch der abscheuliche Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, scheinen ihren Grund in einem Mangel an hinreichenden Nahrungsmitteln zu haben. Eines beständigen Krieges gewohnt, waren sie stets bereit, uns feindselig anzugreifen, so oft wir zum erstenmal in eine Gegend kamen. Anfangs konnten sie keine andere Ueberlegenheit, als diejenige, welche in der größern Menge besteht; und so oft sich diese auf ihrer Seite befand, hielten sie alle unsere Bemühungen, ihnen freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, für bloße Beweise unserer Furchtsamkeit. Sobald sie aber die Wirkungen unsers Schießgewehrs erkannten, und zugleich überzeugt wurden, daß wir uns dieser zerstörenden Waffen nur zur Nothwehr und allemal mit der größten Mäßigung bedienten: so bezeigten sie sich augenblicklich liebreich, freundlich und zutraulich gegen uns. Auch dieses verdient

angemerkt

angemerkt zu werden, daß wir, sobald erst ein ordentlicher freundschaftlicher Umgang zwischen uns errichtet worden, sehr selten Ursache hatten, uns über Diebstähle oder Betrügereien zu beschweren. So lange sie uns aber noch feindselige Gesinnungen zutrauten und uns für Leute hielten, die auf ihre Kosten sich zu bereichern dächten, trugen sie im mindesten kein Bedenken, uns auf jede ihnen mögliche Weise zu hintergehen und zu übervortheilen.

In Absicht der Schamhaftigkeit giengen sie in ihren Sitten sehr weit von unsern Freunden in der Südsee ab: denn sie beobachteten sowohl in ihren Gesprächen, als auch in ihrem ganzen Betragen eine so zurükhaltende Bescheidenheit und so viel Wohlstand, als man unter den gesittetsten Völkern in Europa nur immer bemerken kann.

Der garstige Gebrauch, sich, gleich den Isländern das Haar mit Trahn und ausgeschmolzenem Fett zu salben, macht, daß diese Leute einen Europäer eben so, wie die Hottentotten, anstinken. Die Männer tragen kurze Bärte, binden das Haar auf dem Wirbel des Kopfes zusammen, und stecken, nebst einem knöchernen oder hölzernen Kamm, allerhand Federn zur Zierrath hinein. Die Weiber hingegen haben das Haupthaar zuweilen verschnitten, bisweilen aber lassen sie es auch lang über die Schultern hangen. Beide Geschlechter bezeichnen den Leib mit schwarzen Flecken, welche von ihnen Amoko genannt werden; und sie gehen bei der Eingrabung dieser Zeichen gerade eben so zu Werke, wie die

Bewoh-

Bewohner der Südseeinseln. Die Weiber pflegen sich nur die Lippen zu färben, und hie und da an ihrem Körper ein schwarzes Flekchen, gleich einem Schönpflästerchen anzubringen. Die Männer hingegen scheinen diesen Schmuck mit zunehmenden Jahren zu vergrößern, dergestalt, daß einige, die schon sehr betagt zu seyn schienen, vom Kopfe bis zu den Füßen beinahe ganz damit bedekt waren. Außer dem Amoko lassen sie sich auch noch gewisse, gemeiniglich schneckenförmige Furchen oder Linien eingraben, so wie man etwa die Rinde eines jungen Baums aufzuritzen pflegt. Auch diese werden schwarz gefärbt, wodurch das Gesicht dieser Leute ein recht abscheuliches Ansehn erhält. Diese Linien sind übrigens sehr gleichförmig und auf beiden Seiten des Gesichts vollkommen simmetrisch gezogen. Ihre Einbildungskraft ist dabei so fruchtbar an Erfindungen neuer Muster, daß unter hunderten nicht zwei gefunden wurden, welche völlig auf einerlei Weise bezeichnet waren. Es ist merkwürdig, daß der Hintertheil, welchen die Otaheiter mit dergleichen Zierrathen am meisten überladen, bei den Neuseeländern gemeiniglich ganz leer ausgeht. Aber man begnügt sich hier nicht bloß mit den jeztbeschriebenen, der Haut einverleibten Zeichen und Linien: sondern sie bemalen auch noch überdem ihre Leiber mit Bergroth, welches sie entweder trocken einreiben, oder mit Oel vermischt in großen Flecken aufschmieren.

Damit aber der junge Leser von dem sonderbaren Ansehen eines Neuseeländers eine noch anschaulichere Vorstellung bekomme, als eine bloß wörtliche Beschreibung zu geben vermag: so ist durch das Titelkupfer, welches man diesem Bande beigefügt hat, dafür gesorgt worden.

Die Kleidung dieser Leute ist eine der rohesten, die man sich denken kann. Aus den Blättern einer Art von Schwertlinie verfertigen sie eine grobe zottige Matte, welche ihre gewöhnliche Bedeckung ausmacht. Diese besteht aus zwei Stücken, deren eins um die Schultern geschlagen, das andere um den Unterleib gewunden wird. Das erste, welches vorn offen ist, reicht bis an die Knie, das andere hingegen beinahe bis auf die Erde hinab. Ausser diesen Matten bedienen sie sich auch einer gewissen Art Tuchs, dessen Oberfläche glatt ist, und welches demjenigen gleicht, welches die Einwohner von Südamerika verfertigen. Man macht dasselbe in einem besondern Rahmen, der so groß als das zu verfertigende Stük, gemeiniglich fünf Fuß lang und vier Fuß breit ist; über diesen Rahmen werden die Fäden, welche in die Länge laufen sollen, d. i. der Aufzug, gespannt, die Querfaden hingegen oder den Einschlag arbeiten sie mit der Hand hinein, welches eine höchstlangweilige Arbeit seyn muß.

Ihr größter Kleiderpuz aber besteht aus Pelzwerk, welches ihnen die Felle ihrer Hunde liefern. Mit diesem gehen sie denn auch so sparsam um, daß sie es in Streifen schneiden und diese in einer gewis-

sen

sen Weise von einander auf die Kleider nähen. Es scheint hieraus zu folgen, daß auch das Hundegeschlecht gar nicht zahlreich bei ihnen seyn müsse. Zuweilen kamen uns einige zu Gesicht, die ihr Kleid, statt des Pelzwerks, mit Federn geziert hatten; und Einer unter diesen hatte sein ganzes Kleid über und über mit rothen Papagaienfedern besezt.

Die Weiber dieses Landes scheinen in Ansehung eines Punkts von allen andern ihres Geschlechts eine merkwürdige Ausnahme zu machen; darinn nämlich, daß sie gegen Kleider und Putz gleichgültiger, als die Männer, zu seyn das Ansehn hatten. Ihr Haar tragen sie entweder kurz verschnitten, oder, wenn sie es ja wie die Männer wachsen lassen, so binden sie es doch nie auf dem Wirbel des Kopfes zusammen, zieren es auch nicht mit Federn, sondern lassen es ganz natürlich auf die Schultern herabfallen. Ihre Kleidungsstücke sind mit denen, welche die Männer tragen, völlig einerlei, nur daß sie das Unterkleid fest um den Leib binden und sich desselben nie entledigen, als wenn sie ins Wasser gehn, um Seekrebse zu fangen. Auch in Ansehung der Schamhaftigkeit verdienen diese wilden Frauenspersonen unsrer feinen europäischen Damen als Muster zur Nachahmung empfohlen zu werden.

Beide Geschlechter haben die Ohren durchbohrt, und die Löcher waren durch die beständige Ausdehnung nach und nach so groß geworden, daß man wenigstens einen Finger hindurch stecken kann. Sie tragen allerlei Zierrathen in denselben, die aber freilich

freilich nur nach ihrem, nicht nach unserm Geschmacke zieren z. B. Tuch, Federn, Knochen grosser Vögel, bisweilen sogar nur kleine hölzerne Stecken. Auch die Nägel, die sie von uns erhielten, pflegten sie an diesem, dem Putze geweihten Orte zu verwahren, und überhaupt alles dahin zu stecken, was sich durch die Löcher nur hindurch zwingen ließ. Die Weiber ziehen bisweilen die schneeweisse Pflaumfedern gewisser Meervögel hindurch, und diese breiten sich dann hinter und vor dem Ohre in einen Busch aus, der fast so dik als eine Faust ist. Dies läßt freilich sonderbar, aber doch nicht häßlich. Ausserdem ziehen sie auch Schnüre durch die Ohren, an welchen noch mehr Zierrathen hängen, wie z. B. Meissel und Pfriemen, aus grünem Talkstein verfertiget, desgleichen die Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten, auch Hundszähne und überhaupt alles, was ihnen seiner Seltenheit wegen oder aus andern Gründen schäzbar ist.

Die Weiber schmücken sich auch mit Arm- und Fußbändern, welche sie aus den Knochen der Vögel, aus Muscheln und aus andern Dingen verfertigen, die sie durchbohren und an einen Faden anreihen können. Einige Männer tragen dagegen an einer um den Hals gebundenen Schnur ein Stük Talkstein oder Wallfischknochen, in Form einer Zunge, worauf eine Mannsfigur, aber, wie man denken kan, ziemlich unförmlich eingegraben ist. Diesen Putz schäzen sie sehr hoch. Einer hatte sich den Knorpel der Scheidewand zwischen den beiden Naslöchern

durchbohrt und eine Feder durchgesteckt, welche auf beiden Seiten über die Backen hervorragte. Auch dieses sollte vermuthlich eine Zierrath seyn.

Der junge Leser sieht hieraus, wie sehr verschieden der Geschmak der Menschen in verschiedenen Ländern ist; und er wird sich darüber um so weniger wundern, wenn er bedenkt, wie schnell oft unter uns, die wir uns eines gebildeten Geschmaks rühmen, die wandelbare Mode sich ändert und mit allgewaltiger Hand das Schöne häßlich und das Häßliche wieder schön zu machen versteht. Der Kluge befleißiget sich in Dingen dieser Art, wie in seinen Handlungen und Sitten überhaupt, einer edlen Simplicität, und sucht zwischen den Extremen der alten und der neuesten Mode eine wohlgewählte Mittelstrasse zu halten. Dadurch erreicht er den doppelten Vortheil, sich von den Regeln eines wirklich guten Geschmaks nicht zu weit zu entfernen, und, ohne etwas Auffallendes an sich zu haben, seine Kleidungsstücke nicht mit jedem Monate ändern zu müssen. Sollte diese Methode nicht von jedem vernünftigen Menschen angenommen zu werden verdienen?

22.

Von den Wohnungen, der Kost und Lebensart der Eingebohrnen. Von ihrer Schiffahrt ihren Werkzeugen, Waffen, Kriegstanz und Gesang, ihrer Religion und Sprache.

Auf keine Sache verwenden diese Leute weniger Sorgfalt und Kunst, als auf den Bau und die Einrichtung ihrer Wohnungen. Diese sind daher, wenn man die Größe ausnimmt, kaum so gut und so bequem, als bei uns ein Hundestall.

Die erste Anlage dieser Gebäude oder die Zimmerarbeit, wenn man will, besteht gemeiniglich aus dünnen Stangen; die Wände aber sind nur von Heu aufgeführt, womit auch das Dach bedekt ist. Zuweilen ist noch eine Bedeckung von Baumrinde hinzugekommen. Die Hausthür ist so klein, daß ein Mann kaum auf Händen und Füssen hineinkriechen kann. Nahe bei dieser sogenannten Thür ist ein viereckigtes Loch, welches zugleich die Stelle eines Fensters und eines Rauchfangs vertritt; denn der Feuerherd liegt an demselben Ende, fast mitten zwischen den beiden Seiten der Wohnung. Der dazu bestimmte Plaz ist durch hölzerne oder steinerne Scheidewände eingeschlossen und in der Mitte dieses hohlen Vierecks wird das Feuer angezündet. Eine solche Wohnung ist ungefähr 5 bis 6 Fuß hoch, und selten über 18 bis 20 Fuß breit.

Ihr Hausrath und ihre Werkzeuge bestehen aus sehr wenigen Stücken. Es gehören dazu ihre Speisekörbe, die Kürbisflaschen, die Hammer, womit sie die Farrenkrautwurzeln schlagen, und einige andere einfache und schlechtgemachte Werkzeuge, die mit ihren Kleidern, Waffen und einige Federn zum Haarpuze, ihren ganzen Reichthum ausmachen.

Einige der Vornehmern des Landes, deren Haushaltungen zahlreich sind, besitzen ein Gehöfte von drei bis vier Häusern; diese sind dann zusammen von einer Wand umzogen, die aus Stangen mit dazwischen gesteektem Heu besteht, und ohngefähr zehn bis zwölf Fuß hoch ist.

Von der Art, wie sie ihre Dörfer oder Städtchen anlegen und zu befestigen wissen, ist schon oben geredet worden.

Ohngeachtet nun diese Leute innerhalb ihrer Häuser vor der Strenge der Witterung gut genug verwahrt sind: so scheinen sie doch bei ihren Herumwanderungen, wann sie Farrenkraut sammeln oder Fische fangen, sich nicht das geringste daraus zu machen, dagegen geschüzt zu seyn oder nicht. Bisweilen pflegten sie wohl in dergleichen Fällen eine Art von Schirmdach gegen den Wind aufzurichten; oftmals hingegen gebrauchten sie diese Fürsorge nicht, sondern schliefen mit ihren Weibern und Kindern bloß unter ein wenig Strauchwerk, wobei sie ihre Waffen rings umher an die Bäume lehnten.

Ihr vornehmstes Nahrungsmittel ist die Farrenkrautwurzel, die für sie die Stelle des Brodts ver-

vertritt. Die Vögel geben nur bisweilen einen Schmauß für sie ab, Fische genießen sie desto häufiger; so wie sie es auch in der Geschicklichkeit, Netze zu stricken, weiter gebracht haben, als irgend ein anderes Volk, welches ich kenne.

Da sie keine Geschirre haben, worinn man Wasser sieden könnte, so schränkt sich ihre ganze Kochkunst nur auf Backen und Braten ein. Beides verrichten sie ohngefähr auf die nämliche Weise, wie die Bewohner der Süd-Inseln.

In den nördlichen Gegenden sieht man, wie schon oben angemerkt worden ist, viel wohlbearbeitete Felder, auf welchen sie Yamwurzeln und süße Kartoffeln bauen: in den südlichen Gegenden aber sahe man dergleichen nirgends. Daß die Farrenkrautwurzeln und die Fische nicht in allen Jahrszeiten zu bekommen seyn müssen, läßt sich aus den gedörrten Vorräthen schliessen, die sie von beiden gesammelt hatten, und wovon sie nur selten und mit Mühe zu bewegen waren, nur etwas abzulassen. Dieser Umstand scheint meine Meinung zu bestätigen, daß dieses Land kaum so viel hervorbringe, als hinreichend ist, die dermalige nicht sehr beträchtliche Anzahl seiner Einwohner zu ernähren, und daß diese durch Hunger zu unaufhörlichen Feindseligkeiten wider einander und zu dem unmenschlichen Gebrauche, die Leiber ihrer erschlagenen Feinde zu essen, sich gezwungen sehen.

So viel wir erfahren konnten, ist Wasser durchgängig ihr einziges Getränk. Ein Mittel, sich zu

berauschen, schienen sie gar nicht zu haben, und in diesem Punkte sind sie glüklicher, als irgend eins von allen mir bekannten Völker.

Da Unmäßigkeit und Müßiggang die Quelle der allermeisten Krankheiten sind; so ist es kein Wunder, daß diese Leute bei ihrer genügsamen, natürlichen und immer thätigen Lebensart einer vollkommenen und ununterbrochenen Gesundheit genießen. So oft wir sie auch in ihren Wohnörtern besuchten und so aufmerksam wir sie auch nur eine einzige Person entdecken, die mit irgend einer Krankheit behaftet gewesen oder sonst ein körperliches Gebrechen an sich gehabt hätten. Einen Beweis hingegen von ihrer vollkommenen Gesundheit und von der Unverdorbenheit ihrer Säfte fanden wir unter andern darinn, daß die Wunden, die sie während unsers Hierseyns empfiengen, in kurzer Zeit, so ganz von selbst, und ohne allen Gebrauch irgend eines Mittels wieder zuheilten; da doch einige dieser Wunden allerdings sehr beträchtlich waren. Eben dieses bewies denn auch die große Menge alter Leute, die wir hier vorfanden. Viele dieser Greise schienen ein hohes Alter erreicht zu haben, wie man daraus schließen konnte, daß sie Haare und Zähne bereits verloren hatten; und dennoch war keiner derselben kraftlos, wie bei uns die Alten sind, und wenn sie gleich nicht mehr die ganze Leibesstärke junger Leute besaßen, so gaben sie doch an Heiterkeit und Munterkeit diesen gar nichts nach.

Junger Leser! Scheint Gesundheit, scheinen langes Leben, Befreiung von körperlichen Schmerzen, Heiterkeit und Fröhlichkeit dir ein wünschenswürdiges Gut zu seyn: so lerne hier abermals, wie du dich desselben bemächtigen kannst. Lebe — nicht gerade wie ein roher Neuseeländer — aber doch, so weit es einem gesitteten Menschen in cultivirten Ländern möglich ist, der Natur gemäß, einfach, mäßig, arbeitsam; Dies ist das untrügliche Mittel dazu. Verschmähe also alle erkünstelte Genüsse; schränke dich auf das Nothwendige, Einfache und Natürliche ein; fliehe die üppigen Vergnügungen und gewöhne dich zu einer rastlosen körperlichen und geistigen Thätigkeit. Die Geschichte aller Zeiten und aller Völker lehrt, daß dieses Mittel, zur Beförderung der Gesundheit an Leib und Seele ganz untrüglich sey. —

Die Geschiklichkeit der Neuseeländer in Handarbeiten zeigt sich nirgends deutlicher, als an ihren Kähnen. Diese sind zwar schmal, aber so lang, daß sie vierzig, achtzig, ja wohl hundert bewafnete Männer führen können. Einer, den wir maaßen, war 68 einen halben Fuß lang, 5 Fuß breit, und 4 einen halben Fuß tief. Der Boden lief spizig zu, und jede Seite bestund aus einem einzigen ganzen Brette, welches sehr geschikt in den Boden eingefugt und an demselben befestiget war. Eine Anzahl von Querhölzern lief vom obern Rande der einen Seite, bis zum Rande der andern hin, war an beiden sehr wohl befestiget, und diente zur Verstärkung des

Boots. Der Spiegel *) am Vordertheile ragte 5 bis 6 Fuß, der am Hintertheile hingegen ohngefähr 14 Fuß über den Kahn empor. Beide Spiegel bestanden aus Brettern, durch und durch mit vielem Schnizwerk geziert. An den kleinen zur Fischerey bestimmten Kähnen, stellt diese Schnizarbeit eine Menschenfigur mit dem häßlichsten Gesichte vor, dem eine ungeheuer lange Zunge aus dem Halse hängt. Die Augen deuten sie mit einer gewissen Muschelschaale an. Die grössern Böte hingegen, welche ihre Kriegsschiffe zu seyn schienen, sind mit durchbrochener Arbeit prächtig geziert, und ausserdem mit frei herabhängenden Franzen von schwarzen Federn geschmükt, die dem Kahne wirklich ein artiges Ansehn geben. Außerdem waren auch oft die Seitenbretter am obern Rande nach einem seltsamen Geschmacke ausgeschnizt und mit weissen Federbüschen geziert, die auf einem schwarzen Grunde angebracht waren.

Ihre Ruder sind klein, leicht und artig gemacht. Das breite Ende oder die Schaufel ist oval, unten spizig, in der Mitte am breitesten und verliert sich nach oben zu allmählig in den Stil oder Schaft. Das ganze Ruder ist ohngefähr sechs Fuß lang. Sie bedienen sich desselben mit grosser Fertigkeit, und treiben vermittelst desselben ihre Böte mit erstaunlicher Geschwindigkeit fort. In Segel sind sie

*) So nennt man in der Schiffersprache den äußersten gekrümmten, gemeiniglich mit Schnizwerk und Zierrathen versehenen Theil des Schiffes am Vorder- und Hintertheile desselben.

sie weniger geschikt. Sie wissen nämlich nicht anders, als gerade vor dem Winde hinzusegeln und verstehen nichts von der Kunst, auch gegen den Wind zu arbeiten. Uebrigens bestehen ihre Segel aus Matten.

Ihre Werkzeuge sind Aexte, Hobel und Meissel. Die leztern dienen ihnen auch statt eines Pfriems, um Löcher damit zu bohren. In Ermangelung des Metalls machen sie die Hobel und Aexte aus grünem Talkstein oder aus einer Art harten schwarzen Steins; die Meissel hingegen entweder aus Menschenknochen oder aus Jaspis. Von allem, was sie besizen, sind ihnen die Aexte das allerkostbarste. Nie wollten sie uns eine derselben überlassen, wir mogten ihnen dafür bieten, was wir wollten. Selbst das beste europäische Beil schlugen sie ohne Bedenken dagegen aus. Ich vermuthete daher, daß eine gute Art etwas sehr seltenes unter ihnen seyn müsse. Einst hatten wir einigen von ihnen ein Stük Glas gegeben, und sahen bald nachher, daß sie Mittel gefunden hatten, ein Loch durch dasselbe zu bohren, um es an einem Faden, statt eines Zierraths, um den Hals zu hängen. Auf was für eine Art sie ihre großen Werkzeuge schneidend zu machen, und das Gewehr, welches sie Pätu-Pätu nennen, zu schärfen wissen, konnten wir nicht erfahren. Vermuthlich geschieht es dadurch, daß sie etwas von eben dem Steine zu Pulver zermalmen und mit diesem zwei Stücke an einander reiben.

Im Feldbau sind sie sehr geschikt; und wissen das Erdreich durch Hülfe eines hölzernen Spatens

eben so locker zu machen, als es in unsern Gärten zu seyn scheint. Ueberall, wo etwas hervorsprossen sollte, hatten sie das Erdreich ein wenig erhöht. Diese kleinen Feldhäufchen waren alle sehr regelmäßig und zwar dergestalt aufgeworfen, daß sie nach allen Seiten und ins Kreuz vollkommen gerade Reihen bildeten. Diese Reihen waren durchgängig nach der Schnur gezogen, die wir, samt den dazu gehörigen Pöckchen auf einigen Aeckern noch vorfanden.

Auf die Kriegskunst haben sie sich durchgängig gleichfalls in ganz vorzüglichem Grade gelegt und ihre Gewehre sind zum Morden alle gut ausgedacht. Diese bestehen in Speeren, Wurfspießen, Streitärten und dem schon oft genannten Pätu-Pätu. Der Speer ist 14—15 Fuß lang, und gemeiniglich an beiden Enden mit Knochen zugespizt. Sie fassen dieses Gewehr gerade in der Mitte an, so daß es im Gleichgewicht schwebt, wordurch das Treffen sehr befördert wird. Schleudern und Bogen sind bei ihnen unbekannt. An deren Statt bedienen sie sich der Wurfspieße und Steine, die sie aus freier Hand geschikt zu werfen wissen.

Bei ihren Gefechten gerathen sie allemal aneinander, und kämpfen Mann gegen Mann, es sey zu Wasser oder zu Lande. Das Blutvergießen muß daher groß und um desto größer seyn, da, nach der Beschaffenheit ihrer Waffen, ein Jeder seinen Gegner mit einem einzigen Streich zu Boden schlagen kann. Auf das Pätu-Pätu verlassen sie sich am

meisten,

meisten. Dieses haben sie mit einem starken Riemen an das Handgelenk gebunden, damit man es ihnen nicht aus der Hand winden könne. Die Vornehmern tragen es im Gürtel; und es ist bei ihnen, was bei den Standespersonen in Asien der Dolch, in Europa der Degen ist. Von Schuzgewehren wissen sie nichts; die Oberhäupter aber tragen, außer ihren Waffen, auch einen Commandostab, wie etwan unsere Officiere das Spontón. Dieser Stab war gemeiniglich aus einer schneeweissen Wallfischribbe gemacht, über und über mit ausgeschnizten Zierrathen, auch wohl mit Hundehaaren und Federn geschmükt. Bisweilen war es auch ein ohngefähr sechs Fuß langer Stok, der eben so verziert und mit einer Art von Muscheln, die dem Perlmutter gleich kamen, eingelegt. Diejenigen, welche dergleichen Vorzugszeichen trugen, waren gemeiniglich alte Männer, und mit dem Amoko mehr als die andern gezeichnet.

So oft sie in ihren Kähnen herbei kamen, um uns anzugreifen, sahe man in jedem Kahne wenigstens einen, oft auch mehr dergleichen besonders ausgezeichnete Männer, die, wenn sie sich unserm Schiffe etwa bis auf eine Kabeltau-Länge genähert hatten, von ihren Sizen aufstanden und eine gewisse Kleidung anzogen, die vermuthlich nur bei solchen Gelegenheiten gebraucht wird, und fast durchgängig aus Hundefellen verfertiget war. In diesem Staate hielten sie ihren Commandostab oder ein Gewehr in die Höhe und befahlen alsdann ihren Leuten, was sie thun sollen. Gemeiniglich fiengen sie hierauf an,

uns

uns schon von fern zur Schlacht aufzufordern, und die Worte, deren sie sich dabei bedienten, waren fast durchgehends folgendes: „Haromai, haromai-härre, juta á Pätu-Pätu Ogu! Kommt her, kommt her ans Land, wir wollen euch alle mit unsern Pätu Pätus tödten!“ Unter solchen Drohungen kamen sie allmählig immer näher, bis sie hart neben dem Schiffe waren; bisweilen sprachen sie wohl mit unter auch ganz freundschaftlich, und beantworteten alle Fragen, die wir an sie thaten; einen Augenblik nachher erneuerten sie denn ihre Ausforderung, und fiengen endlich, durch unsere anscheinende Furchtsamkeit kühner gemacht, ihren Schlachtgesang und Kriegstanz an. Dann erfolgte auch jedesmal ein Angriff, der denn selten eher ein Ende nahm, als bis wir, durch die Nothwendigkeit gezwungen, sie durch etliche Schrotschüsse fortscheuchten. Zuweilen begnügten sie sich auch wohl, uns einige Steine ins Schiff zu werfen, um wenigstens die Ehre zu haben, uns eine Beschimpfung angethan zu haben.

Der Kriegstanz besteht aus sehr vielerlei heftigen Bewegungen und abscheulichen Verdrehungen der Glieder, wobei auch das Gesicht seine Rolle spielt. Die Zunge wird oft unglaublich lang herausgestrekt, und die Augenlieder werden so gewaltig auseinandergerissen, daß das Weisse sowohl oben als unten und auf beiden Seiten stark und fürchterlich zum Vorschein kommt. Mit einem Worte, sie unterlassen nichts, was die menschliche Gestalt nur entsezlich und abscheulich machen kann. Sie schwenken dabei

ihre

ihre Speere, schütteln ihre Wurfspieße und Keulen mit dem Pärn-Pätu in der Luft herum. Diesen gräßlichen Tanz begleiten sie mit einem Gesange, dessen Melodie zwar wild, aber nicht unangenehm klingt. Jeder Absaz endiget sich mit einem lauten und tiefen Seufzer, den sie alle zugleich ausstoßen. Die Stärke, die Behendigkeit des Körpers, die sie bei diesem Kriegstanze zeigen, und die Genauigkeit, mit der sie den Tact zu beobachten wissen, erregte unsere ganze Bewunderung.

Ihre friedlichen Lieder, besonders diejenigen, welche die Weiber singen, deren Stimme sehr sanft und biegsam ist, klingen ganz angenehm und rührend. Der Tact ist langsam, die Melodie traurig, und es herrscht mehr Geschmak darinn, als man von den armen unwissenden Wilden eines halb öden Landes erwarten sollte.

Sie haben tönende Instrumente, die aber schwerlich den Namen der musicalischen verdienen. Eins ist diejenige Muschel, die man die Tritonen-Trompete nennt. Den Laut, den sie aus derselben herauszwingen, klingt fast so, als wenn unsere Jungen auf Kuhhörnern blasen. Das andere ist eine hölzerne Pfeife, die zur Musik eben so wenig taugt. Sie scheinen dieses selbst zu fühlen; denn nie hörten wir, daß sie dazu sangen, oder abgemessene Töne herauszulocken suchten, die auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit einer Melodie gehabt hätten.

Was die Religion dieser Leute betrift, so konnten wir durch alle unsere Nachforschungen nur folgendes heraus

herausbringen. Sie glauben an ein höchstes Wesen, gesellen aber demselben, wie alle andere Menschen, die noch zu schwach und kindisch am Verstande sind, um sich zu der Idee von einem einzigen höchstvollkommenen Gott erheben zu können, noch andere untergeordnete Gottheiten bei. Von dem Ursprunge der Welt und der Entstehung des Menschengeschlechts gaben sie uns fast eben die Beschreibung, wie unsere Freunde zu Otaheite. Indeß schien Tupia eine viel tiefere und weitläuftigere Kenntniß in Religionssachen zu besitzen, als irgend jemand unter diesem Volke: denn, so oft er es sich gefallen ließ, sie zu belehren, welches er bisweilen in einer langen Rede that, fehlte es ihm nie an einer Menge Zuhörer, die in der tiefsten Stille so ehrerbietig und aufmerksam auf seine Worte horchten, daß wir ihnen gern einen bessern Lehrer gewünscht hätten.

Von einem äusserlichen Gottesdienst konnten wir bei diesem Volke keine Spur entdecken. Nirgends sahen wir Gebäude oder abgesonderte Oerter, wie die Morais auf den Südseeinseln, die dazu bestimmt gewesen wären. Nur einmal bemerkten wir bei einem mit Kartoffeln bepflanzten Felde einen kleinen viereckigten, mit Steinen umgebenen Plaz in dessen Mitte ein scharfgemachter Stecken, deren sie sich statt eines Spatens zu bedienen pflegen, in die Erde gesteckt war, und an welchem ein Korb mit Farrenkrautwurzeln hieng. Auf geschehenes Nachfragen meldeten uns die Eingebohr-

gebohrnen, daß dieses ein Opfer für die Götter sey, wodurch man ihren Segen und eine reiche Erndte zu erhalten hofte.

Es leuchtete uns übrigens aus verschiedenen Umständen sehr deutlich ein, daß die Eingebohrnen dieses Landes und die Bewohner der Südsee-Inseln, einerlei Ursprungs seyn müssen und daß die gemeinschaftlichen Voreltern beider Völker, aus einem und eben demselben Lande stammen. Beide haben eine Sage, nach welcher ihre Voreltern vor sehr langer Zeit aus einem andern Lande hergekommen seyn sollen, welches sie Hiwije nannten. Was aber die Sache ausser allen Zweifel setzt, ist die Aehnlichkeit der Sprachen. Diese ist, wie ich schon oben angemerkt habe, so groß, daß das hiesige Volk unsern Tupia, so oft er es anredete, vollkommen verstehen konnte. Hier ist ein kleines Verzeichniß von Wörtern, woraus man diese Aehnlichkeit deutlich ersehen kann.

Deutsch.	Neuseeländisch.	Otaheitisch.
Oberhaupt.	— Eareete	— Eareé.
Mann.	— Taata	— Taata.
Weib.	— Whahine	— Ivahine.
Fische.	— Heiea	— Eia.
Kartoffeln.	— Cumula	— Cumala.
Vögel.	— Mannu	— Mannu.
Eins.	— Tahai	— Tahai.
Zwei.	— Rua	— Rua.
Drei.	— Torou	— Torou.
Vier.	— Ha	— Hea.

Fünf.	— Rema	—	Rema.
Sechs.	— Ono	—	Ono.
Sieben.	— Etu	—	Hetu.
Acht.	— Waru	—	Warou.
Neun.	— Iva	—	Heva.
Zehn.	— Angahouru		Ahouru.

Diese Probe beweist deutlich, daß die neuseeländische und die otaheitische im Grunde einerlei sind, und nur als verschiedene Dialecte von einander abweichen.

Die Frage: aus welchem Lande beide Völkerschaften stammen mögen? getraue ich mich nicht mit Zuversicht zu beantworten. Daß ihr Ursprung nicht aus Amerika seyn könne, das war uns allein völlig entschieden. Die Meinung aber, daß es noch ein grosses, bis jezt unbekanntes südliches Land gebe, ist durch unsere Reise, auf welcher wir nicht die geringste Anzeige davon bemerken konnten, gar sehr entkräftet. Es blieb uns daher, um die Herkunft dieser Leute zu erklären, weiter nichts, als die Vermuthung übrig, daß es vielleicht von hieraus westwärts noch ein festes Land geben könne. Ich beschloß daher, um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, in dieser Richtung weiter zu segeln.

23.

Lauf von Neuseeland nach der östlichen Küste von Neuholland. Vorläufige Nachricht von diesem Lande und von den Einwohnern desselben.

Es war der lezte Tag des Märzmonats 1770, als wir endlich von Neuseeland Abschied nahmen. Wir nannten das Vorgebirge, bei welchem wir absegelten das Cap Lebewohl (Cap Farewell,) und steuerten nun wieder mit einem frischen Nord-Nord-Ostwinde gegen Westen hin.

Da der merkwürdigen Begebenheiten und Beobachtungen, die ich dem jungen Leser in dem Fortgange dieser Reisegeschichte zu erzählen habe, noch so viele sind: so sey es mir erlaubt, alles minder Interessante zu übergehen; und den Faden der Geschichte erst da wieder aufzunehmen, wo wir uns der Küste von Neuholland näherten, dem ersten Lande, welches wir wieder zu Gesicht bekamen.

Dies geschahe am 16ten April, also am 20sten Tage nach unserer Abreise von Neuseeland. Die Gegend, in welcher wir das Land zuerst erblikten, ist auf unserer Karte deutlich angegeben. Mein Lieutenant Hicks war der Erste, welcher es bemerkte; ich nannte daher die daselbst befindliche Landspize nach seinem Namen.

Wir näherten uns dem Lande, so weit es thunlich war, und steuerten hierauf im Angesicht der Küste nordwärts. Das Wetter war heiter, und wir konnten das Land sehr deutlich sehen. Es hat allhier ein gar reizendes Ansehn, ist nicht sehr hoch, die Aussicht aber abwechselnd. Bald sieht man angenehme Berge und Thäler, bald Hügel und Auen, mit unter auch kleine Ebenen, die aber fast alle mit Holz bewachsen waren. Die Hügel und Berge sind weder hoch noch steil.

Wir erblikten an verschiedenen Stellen des Landes aufsteigende Rauchsäulen; aber von den Eingebohrnen bis zum 22sten keine. Erst an dem gewannten Tage, an welchem wir dem Lande sehr nahe kamen, konnten wir einige derselben deutlich unterscheiden. Sie schienen schwarz, wenigstens von sehr dunkler Farbe zu seyn.

Wir fuhren fort, in der angefangenen Richtung nordwärts zu steuren, und als wir am 27sten dem Lande wiederum sehr nahe gekommen waren, erblikten wir abermals verschiedene Eingebohrne am Strande, welche eilfertig längst der Küste hinliefen und deren einige einen kleinen Kahn auf den Schultern trugen. Wir schlossen hieraus, daß sie gesonnen wären, zu uns aus Schiff zu kommen; allein diese Hofnung schlug fehl. Ich stieg daher mit den Herrn Banks, Solander, Tupia und vier Matrosen in die Jölle, um zu ihnen hinüber zu fahren; wir hatten aber bei unserer Annäherung das Mißvergnügen zu sehen, daß sie in die Wälder liefen.

Wir

Wir wünschten indeß doch ans Land zu gehn; allein der Versuch schlug fehl: denn überall rannte die Brandung mit solchem Ungestüm gegen die Küste, daß wir mit unserm kleinen Boote unmöglich landen konnten. Wir mußten daher unverrichteter Sache wieder zurükkehren. Um diese Zeit fiel eine Windstille ein. Unsere Lage war hiebei eben nicht die angenehmste: denn unser Schiff lag nahe an der Küste und war rings umher mit blinden, das ist, mit solchen Klippen umgeben, welche das sie bedeckende Wasser unsichtbar macht. Jedoch zum Glük erhob sich ein gelinder Wind vom Lande her, mit dessen Beihülfe wir bald ausser Gefahr kamen und hierauf mit demselben nordwärts weiter steuerten.

Sobald es am folgenden Morgen tagte, erblikten wir eine Bai. Sie schien gegen alle Winde geschüzt zu seyn, und ich nahm mir daher vor, in dieselbe einzulaufen. In dieser Absicht schikte ich den Schiffer mit der Pinasse voraus, um die Einfahrt sondiren zu lassen; ich aber fuhr inzwischen fort gegen den Wind nach derselben hinzulaviren.

Nach einiger Zeit sahen wir auf der Küste einen Rauch aufsteigen, und durch Ferngläser bemerkten wir zehn Leute, die das Feuer unterhielten, bei unserer Annäherung aber es verliessen und sich auf eine kleine Anhöhe zurük zogen. Es währte nicht lange, so stiessen zwei Kähne, deren jeder zwei Mann an Bord hatte, hart unter der Anhöhe ans Land, und die vier Männer eilten, sobald sie ausgestiegen

waren, zu den andern, die auf dem Gipfel des Hügels standen. Die Pinasse näherte sich hierauf diesem Orte, worauf die Indianer sich alsobald weiter zurükzogen, einen einzigen ausgenommen, der sich zwischen etlichen an der Landungsstelle gelegenen Felsen versteckte.

Als hierauf die Pinasse längst der Küste hinlief, nahmen die Indianer, in einer gewissen Entfernung vom Strande, eben den Weg und blieben ihr gegen über. Bei Zurükkunft des Boots erzählte der Schiffer, daß in einer innerhalb des Hafens gelegenen Bucht einige von ihnen an den Strand herabgekommen wären, und ihn durch Worte und erklärende Zeichen eingeladen hätten, ans Land zu kommen; daß sie aber insgesamt mit langen Piken und einer Art von hölzernen Säbeln bewafnet gewesen wären. Andere hingegen machten drohende Gebehrden und schwenkten ihre Waffen; vornehmlich zwei, die ein sehr seltsames Ansehn hatten. Ihr Gesicht war weiß gepudert und ihr Leib mit breiten weissen Streifen bemahlt, die ihnen quer über Brust und Rücken hinabliefen, fast so wie die Riemen der Patrontaschen und die Degengehenke, welche die englischen, auch die hannöverischen Soldaten kreuzweiß über die Brust und den Rücken hinabhängend tragen. Eine solche Art Streifen war auch in Form breiter Kniebänder um ihre Beine und Schenkel gemacht. Jeder von ihnen hielt das Gewehr, welches einem Säbel ähnlich zu seyn schien, in der Hand, und sie schienen zugleich sehr eifrig mit einander zu sprechen.

Gegen

Gegen Abend erreichten wir eine Stelle innerhalb der Bai, wo wir mit Sicherheit vor Anker gehen konnten. Es geschahe; und wir erblikten auf zwei Landspitzen, welche diesen Ankerplaz einschlossen, einige Hütten und eben denselben verschiedene Eingebohrne, Männer, Weiber und Kinder. Unter der südlichen Landspitze sahen wir vier kleine Kähne, deren jeder einen Mann an Bord hatte, die insgesamt sehr geschäftig zu seyn schienen, mit einer Art von langer Pike Fische zu treffen. Sie wagten sich beinahe bis in die Brandung hinein, und waren so erpicht auf ihren Fang, daß sie auf uns und unser Schiff, ohngeachtet wir ihnen ziemlich nahe kamen, kaum einmal die Augen wandten.

Als wir eben im Begriff waren, das Boot auszusetzen, sahen wir eine alte Frau, welcher drei Kinder nachfolgten, aus dem Gehölze kommen. Sie trug ein Bündel Brennholz, und jedes Kind war ebenfalls mit einer kleinen Bürde beladen. Ohnweit den Hütten kamen ihr noch drei andere Kinder, die jünger als die ersteren waren, entgegen. Sie blikte zwar oft nach dem Schiffe, äußerte aber weder Furcht noch Verwunderung. Es währte nicht lange, so zündete sie ein Feuer an, und die vier Kähne, deren ich vorher gedachte, kamen vom Fischen zurük. Die Männer landeten; zogen die Kähne auf den Strand; fingen an ihr Mittagsessen zu kochen, und waren, allem Anschn nach, unsertwegen unbesorgt. Es dünkte uns merkwürdig, daß unter allen den Leuten, die wir bisher

gesehn hatten, auch nicht Einer die geringste Bekleidung zu tragen schien.

Nach dem Mittagsessen ließ ich die Böte bemannen, und wir ruderten mit dem Tupia dem Orte zu, wo jene Leute waren. Da sie bisher so wenig auf uns geachtet hatten, so hoften wir, daß sie sich auch nicht darum bekümmern würden, ob wir ans Land kämen oder nicht. Aber darin irrten wir uns gar sehr. Denn sobald wir nahe an die Felsen belangten, kamen alsobald zwei von den Männern herab, um uns die Landung streitig zu machen, und die andern liefen davon. Jeder von den beiden Vorfechtern war mit einem ohngefähr 10 Fuß langen Spieße und mit einem kurzen Stocke bewafnet, dessen er sich als eines Werkzeuges zu bedienen schien, um jenes desto leichter und besser zu werfen.

Sie riefens uns laut und in einer rauhen sehr übelklingenden Sprache zu, von der weder Tupia noch wir auch nicht ein einziges Wort verstanden. Dabei schwenkten sie ihre Gewehre und schienen entschlossen zu seyn, ihre Küste bis aufs äußerste zu vertheidigen, ohngeachtet ihrer nur zwei und unserer 40 waren. Ich mußte ihren Muth bewundern, und da ich gar nicht willens war, daß Feindseligkeiten, am wenigsten bei so ungleicher Macht, zwischen uns vorgehen sollten: so befahl ich den Ruderern still zu halten. Wir fiengen hierauf eine Unterredung durch Zeichen an, die wohl eine Viertelstunde währte, wobei ich, um uns ihr Wohlwollen zu erwerben, ihnen Nägel, Glaskorallen und andere

Kleinig-

Kleinigkeiten zuwarf, die sie sämtlich aufhoben und sich sehr daran zu ergözen schienen.

Ich gab ihnen hierauf durch Zeichen zu verstehen, daß wir Wasser verlangten, und wendete alle nur ersinnliche Mittel an, um sie zu überzeugen, daß wir ihnen kein Leid zuzufügen gedächten. Hierauf winkten sie uns, und ich nahm dieses Zeichen für eine Einladung. Aber kaum fiengen wir an, das Boot etwas näher zu ihnen hinzutreiben; so mußten wir sehen, daß sie sich unserer Landung aufs neue widersezten. Der Eine schien ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren, und der Andere ein Mann von mittlerem Alter zu seyn. Da wir nun zur Erreichung unsers Endzweks kein anderes Mittel übrig sahen, so feuerte ich eine Muskete zwischen ihnen hin. Auf den Knall ließ der Jüngste vor Schrecken einen Bündel Lanzen fallen, allein er erholte sich augenblicklich von seiner Bestürzung, und hob sie sehr eilfertig wieder auf. Alsdann wurde ein Stein nach uns geworfen. Ich ließ hierauf eine mit Schrot geladene Flinte abfeuern, und der Schuß traf den ältesten auf die Beine; worauf beide nach den Hütten liefen, die ungefähr 300 Fuß weit von dannen lagen.

Nunmehr hofte ich, daß aller Kampf ein Ende haben würde, und stieg daher sogleich ans Land. Aber kaum waren wir aus dem Boote getreten, als der Verwundete mit seinem Streitgefährten schon wieder zurük kam; und es zeigte sich; daß er nur deswegen fortgelaufen war, um einen Schild zu sei-

ner Vertheidigung zu holen. Beide warfen ihre Lanzen nach uns. Diese fielen zwar da, wo wir am dikſten ſtanden, nieder, verwundeten aber zum Glük niemand. Ich ließ daher noch einmal eine mit Schrot geladene Flinte auf ſie abfeuern. Dies beantwortete der Eine von ihnen dadurch, daß er eine Lanze nach uns warf; worauf beide in groſſer Eile davon liefen.

Wir gingen hierauf nach den Hütten hin, und fanden in einer derſelben die Kinder hinter einem Schilde und hinter Baumrinde verſtekt. Um dieſe nicht zu erſchrecken, ſtellten wir uns, als merkten wir ſie nicht; legten aber beim Weggehn einige Bänder, Glaskorallen, kleine Stükchen Tuchs und andere dergleichen Geſchenke hin, wovon wir glaubten, daß ſie ihnen angenehm ſeyn dürften. Alle Lanzen, die wir herum liegen ſahen, an der Zahl ungefähr fünfzig, nahmen wir mit. Dieſe waren von 6 bis 15 Fuß lang, und jede hatte vier Zinken mit Fiſchgräten zugeſpizt. Wir bemerkten, daß dieſe Spizen mit einer grünen, klebrigten Subſtanz beſchmiert waren, welches die Beſorgniß erregte, daß ſie vergiftet ſeyn mögten. Wir fanden indeß bald, daß dieſe Beſorgniß ungegründet; denn aus dem daran klebenden Meerkraute könnte man ſchließen, daß man dieſe Lanzen zum Fiſchfange brauche. Die Kähne, welche wir hier auf dem Strande liegend fanden, waren unter allen, die wir bisher geſehen hatten, die ſchlechteſten. Sie waren kleiner, und jeder derſelben nur aus einem

einzigen

einzigen Stük Baumrinde gemacht, das an den beiden äußersten Enden zusammengezogen, festgebunden in der Mitte durch hineingeklemmte Stecken von einander gehalten wurde.

Erst am folgenden Tage, da wir abermals ans Land gingen, gelang es uns, einen kleinen Bach zu finden, aus dem wir uns mit frischem Wasser versorgen konnten. Wir besuchten bei dieser Gelegenheit noch einmal diejenige Hütte, in welcher wir die Kinder angetroffen hatten. Hier mußten wir zu unserm Misvergnügen sehen, daß die kleinen Sachen, die wir allda zum Geschenk hinterlassen hatten, noch alle unberührt auf eben dem Flek lagen, wo wir sie hingeworfen hatten. Auch kam diesmal nicht ein einziger Indianer zum Vorschein.

Indessen nun eine Parthei unserer Mannschaft sich mit Holzfällen und Wasserschöpfen beschäftigte, fuhr ich selbst in der Bai herum, um überall zu sondiren. Bei dieser Gelegenheit sahe ich verschiedene von den Eingebohrnen; sie ergriffen aber bei meiner Annäherung allemal die Flucht. An einer von denjenigen Stellen, wo ich ausstieg, fand ich mehrere kleine Feuer und frische Muschelfische zum Rösten darauf gesezt, ich sahe daselbst auch etliche so große Austerschaalen, als mir noch niemals vorgekommen waren.

Sobald die Holzhauer und Wasserschöpfer gegen Mittag nach dem Schiffe zurükkehrten, kamen zehn bis zwölf von den Eingebohrnen an die Wasserstellen herab, und besahen die zurükgelassenen Wasserfässer

sehr aufmerksam und neugierig; rührten sie aber nicht an. Sie nahmen nur ihre Kähne mit sich fort, und verloren sich damit aus unserm Gesicht. Des Nachmittags, da unsere Leute wiederum am Lande waren, rükten 16 bis 18 insgesamt bewafnete Indianer ganz kek gegen sie an; machten aber doch, als sie sich bis auf ungefähr 300 Fuß genähert hatten, plözlich Halt. Zwei derselben wagten sich indeß noch etwas weiter heran, und dies bewog Herrn Hiks, der die Mannschaft am Lande kommandirte, ihnen in Begleitung Eines von seinen Leuten entgegen zu gehn. Er zeigte ihnen bei seiner Annäherung Geschenke vor, und bemühete sich durch alle nur erdenkliche Zeichen sie zu überzeugen, daß er friedfertige Gesinnungen gegen sie hege. Umsonst! Sie zogen sich in eben dem Maaße zurük, in welchem er sich ihnen näherte, und die Hofnung zu einer friedlichen Zusammenkunft schlug also abermals fehl.

Am folgenden Morgen trat ich mit den Herrn Banks und Solander und sieben andere Personen eine Lustreise ins Land hinein an. Wir gingen zuerst nach den an der Wasserstelle gelegenen Hütten, wo einige von den Eingebohrnen noch täglich aus und ein gingen. Hier fanden wir abermals, daß unsere kleine Geschenke noch immer an der Stelle lagen, wo wir sie hingeworfen hatten: wir legten aber dem ohngeachtet noch einige neue von etwas größerem Werthe, als Tuch, Spiegel, Kämme u. s. w. hinzu, und sezten alsdann unsere Reise ins Land hinein weiter fort.

Der

Der Boden bestand theils aus Sumpf, theils aus leichtem Sande, und die Oberfläche des Landes war abwechselnd mit anmuthigen Wäldern und Auen bekleidet. Die Bäume sind lang und gerade; niedriges Gesträuch giebt es nicht dazwischen, und sie stehen so weit auseinander, daß man das Land urbar machen könnte, ohne daß man nöthig hätte, einen einzigen Stamm deswegen abzuhauen. Wir sahen viele Hütten der Eingebohrnen und andere Stellen, wo sie, ohne alles Obdach, auf dem Grase geschlafen hatten; von den Leuten selbst aber kam uns nur einer zu Gesicht, der, sobald er uns erblikte, davon lief. An allen diesen Orten liessen wir Geschenke zurük, in der Hofnung, uns doch endlich das Zutrauen und die Gunst der Eingebohrnen dadurch zu erwerben. Wir erblikten ein vierfüßiges Thier, das ungefähr so groß als ein Kaninchen seyn mogte; sahen es aber nur im Vorbeilaufen, also sehr unvollkommen. Von einigen größeren Thieren fanden wir zwar Spuren, bekamen aber von ihnen selbst nichts zu Gesicht.

Die Herren Banks und Solander fanden hier eine reiche Erndte an unbekannten Kräutern, deren Einsammlung sie auf die angenehmste Weise beschäftigte. Dies veranlaßte mich, diese Gegend die Botanik-Bai zu nennen; und meine jungen Leser werden aus den Zeitungen wissen, daß dieser Name seit einiger Zeit berühmt geworden ist. Man hat nämlich im vergangenen Jahre von England aus eine beträchtliche Anzahl von Menschen dahin geschikt, die sich allda anbauen und niederlassen sollen.

Aber

Aber was für Menschen! Den Auswurf der englischen Nation, Schelme, Diebe und Räuber, für deren anwachsende Zahl die Gefängnisse zu enge wurden. Mit dieser edeln Zucht will man nun zunächst die Gegend der Botanik-Bai, und von da aus nach und nach das ganze grosse Land bevölkern, wovon jene einen Theil ausmacht. Die armen Eingebohrnen, die diesem Gesindel ihr Land einräumen und europäische Sitten und Cultur von ihm annehmen sollen!

So lange wir hier vor Anker lagen, ließ ich die englische Flagge täglich auf dem Lande wehen, zu einem Beweise, daß wir dieses Land nunmehr für das unsrige erklärten. Ich that aber auch noch mehr, um dies zu beweisen; ich ließ nämlich auch den Namen unsers Schifs, nebst der Jahrszahl in einen bei der Wasserstelle stehenden Baum hauen; und nun wird wohl keinem der jungen Leser ein Zweifel mehr übrig bleiben, daß die englische Nation ein vollkommenes Recht auf dieses Land erworben habe!

Nachdem alle unsere Bemühungen, eine nähere Bekanntschaft mit den Eingebohrnen zu erlangen vergeblich gewesen waren, giengen wir den 6ten Mai wieder unter Segel und steuerten nordostwärts längst der Küste hin.

Im Vorbeifahren sahen wir fast überall Rauchsäulen aufsteigen; und je weiter wir kamen, desto bergigter wurde das Land. Der Anblik desselben war in diesen Gegenden ungemein mannigfaltig und an-

anmuthig, indem holzreiche Berge, Hügel, Thäler und Ebenen beständig mit einander abwechselten.

Am 23sten Mai, da wir abermals die Anker fallen ließen, ging ich mit meinen Reisegefährten ans Land. Wir fanden die Witterung jezt so kalt, daß wir uns sämtlich mit Oberröcken versehen mußten. Das Merkwürdigste, was wir hier vorfanden, war eine besondere Art von Ameisen, die so grün wie Gras sind, und eine gewisse Baumart ganz bedekten. Die Stiche dieser Thiere waren außerordentlich schmerzhaft. Außerdem fanden wir die Blätter der nämlichen Baumart mit kleinen grünen Raupen besäet, welche sich mit Beobachtung der größten Regelmäßigkeit reihenweise angesezt hatten. Sie waren rauh, und wir empfanden, indem wir sie berührten, daß das Haar auf ihrem Leibe wie Brennesseln stach. Noch bemerkten wir hier einen Baum, den wir schon in der Gegend der Botanik-Bai vorgefunden hatten, welcher ein Gummi enthält, das mit dem sogenannten Drachenblute übereinkommt. Zwischen den Untiefen und Sandbänken sahen wir eine Art grosser Vögel, die zwar wie Schweine gestaltet, aber viel grösser waren. Ausserdem gab es hier Trappen von ausserordentlicher Grösse. Einer derselben, den wir schossen, wog nicht weniger als siebenzehn und ein halbes Pfund, und sein Fleisch war ungemein wohlschmeckend. Dies gab Veranlassung diese Gegend die **Trappen-Bai** (Bustard-Bay) zu nennen.

Die

Die See war hier ungemein fischreich. Unter andern gab es hier unzählig viele Austern von allerlei Gattungen; besonders eine Menge kleiner Perlaustern, daher ich vermuthe, daß man eine vortheilhafte Perlenfischerei hier anlegen könnte.

Von den Eingebohrnen bekamen wir gar keine zu Gesicht. Diejenigen aber, welche an Bord des Schiffes zurükgeblieben waren, erzählten uns bei unserer Zurükkunft, daß in der Zeit, welche wir im Walde zugebracht hatten, ungefähr 20 derselben dem Schiffe gegenüber an den Strand herabgekommen und, nachdem sie das Schiff eine Zeitlang angegaft, wieder weggegangen wären. Wir selbst hatten unterdeß eine Stelle besehn, die ihnen zum gewöhnlichen Aufenthalte zu dienen schien, ohngeachtet wir weder eine Hütte, noch irgend ein Obdach daselbst vorfanden. Dagegen fanden wir zehn kleine Feuer je eins nur wenige Schritte weit von dem andern, und eben demselben Gefäße aus Baumrinde verfertiget, die vermuthlich zu Trinkgeschirren dienten; auch Ueberbleibsel einer erst kürzlich verzehrten Mahlzeit, nämlich Muschelschaalen und Fischgräten. Außerdem sahen wir verschiedene Stücke weicher Baumrinde auf dem Boden liegen. Diese waren ungefähr so lang und so breit als ein Mann, und wir hielten sie für ihre Betten. Nach der Windseite hin war vor dem Feuer eine kleine Wand oder Schirm von Baumrinde, ungefähr anderthalb Fuß hoch aufgerichtet. Der Ort selbst war in einer dicht verwachsenen Waldung, wo man vor dem Winde guten Schuz hatte.

Das

Das Erdreich ist sehr fest getretten. Wir vermutheten daher, daß dies ihr gewöhnlicher Aufenthalt wäre, und daß sie eben so wenig ein Obdach, als Kleider zur Bedeckung ihrer Leiber brauchen. Selbst Tupia schüttelte darüber mit der Miene eines Mannes, der seine Vorzüge sich bewußt ist, mitleidig den Kopf und sagte: die armseligen Elenden!

Am folgenden Tage sezten wir unsern Lauf in der bisherigen Richtung längst der Küste fort. An einigen etwas seichten Stellen konnten wir deutlich wahrnehmen, daß der Grund des Meers fast ganz mit Seekrebsen bedekt war. Sie waren aber von zweierlei uns ganz unbekannten Arten. Die eine derselben zeichnet sich durch ein herrliches Blau aus, und der Unterleib derselben war so weiß und so glatt wie Porcellan. Die andere Art hingegen war nur an den Gelenken und auf dem Rücken mit dem erwähnten schönen Blau geschmükt und außerdem mit braunen Flecken bezeichnet, die ihr ein sonderbares Ansehn gaben.

Am 29sten Mai legten wir uns abermals in einer Bucht vor Anker, und ich verfügte mich mit einigen der Herrn Reisenden ans Land. Aber hier wurde uns das Gehen ungemein erschwert, weil der Boden mit einem Grase bewachsen war, welches stachlichte und mit Wiederhacken versehene Saamenköpfe hatte. An diesen blieben wir nicht nur alle Augenblicke mit den Kleidern hängen, sondern wurden auch von den stachlichten Wiederhacken auf die empfindlichste Weise oft verwundet. Ausserdem waren

waren wir unaufhörlich mit einer ganzen Wolke von der bekannten Fliegenart, Muskito's genannt, umgeben, deren Stachel uns noch größern Schmerz verursachte.

Auf den Aesten der hier befindlichen Gummibäume gab es Ameisennester, die aus Lehm verfertiget und so groß waren, als ein englisches Scheffelmaaß. Die Ameisen selbst waren klein und weiß, andere schwarz. Leztere hatten die Aeste eines uns unbekannten Baums durchbort, das Kernholz herausgearbeitet, und die dadurch ausgehöhlten Röhren zu ihren Nestern gemacht. Mit Verwunderung bemerkten wir, daß die nämlichen Zweige dennoch Blätter und Blüthen trugen. Schmetterlinge gab es allhier in unglaublicher Menge. Die ganze Luft war damit angefüllt.

Ganz besonders merkwürdig schienen uns gewisse kleine Fische von seltsamer Art zu seyn, dergleichen in keiner Naturgeschichte jemals beschrieben worden sind. Sie hatten vorn an der Brust zwei sehr starke Floßfedern, mit welchen sie so geschwind, als ein Frosch, davon hüpfen konnten. Es schien, als wenn sie eben so gern, oder vielmehr noch lieber sich auf dem Trockenen, als im Wasser fanden, sprang er jedesmal heraus und hüpfte auf der Erde fort. War es an einer Stelle, wo verschiedene Steine über die Oberfläche des Wassers hervorragten: so sahe man an ihm, statt hinzuschwimmen, von einem auf den andern überspringen.

Weil wir an diesem Orte gar kein frisches Wasser fanden, so nannte ich ihn, indem wir weiter fuhren, den Durst-Sund, (Thirsty-Sound.)

Nach einem Lauf von einigen Tagen giengen wir abermals in einer Bai vor Anker, die ich, weil es gerade der Sonntag Trinitatis war, die Dreieinigkeitsbai (Trinity-Bay) nannte. Hier fanden wir frisches Wasser, und sammelten einen nothdürftigen Vorrath davon ein.

24.

Lauf von der Dreieinigkeitsbai nach dem Entdeckungs-Revier. Höchstgefährliche Lage des Schifs während dieser Fahrt.

Wir waren an der gefährlichen Küste dieses Landes, wo die See allenthalben Klippen und Untiefen verheelt, die oft plözlich und unvermuthet vom Strande aus in die See laufen, oft ohne warnende Anzeigen pyramidenförmig aus dem Grunde des Meers, wie Thürme, empor stiegen, nunmehr schon 22 Grade, das ist 330 deutsche Meilen fortgesegelt, ohne einen beträchtlichen Schaden gelitten oder bedeutende Unglüksfälle erfahren zu haben. Jezt aber war die Zeit gekommen, da wir mit dem Unglük näher bekannt werden sollten; und die Geschichte unserer Abenteuer, welche dem jungen

Leser bis dahin nur zur Unterhaltung und zur Belehrung diente, wird, wie ich mir schmeichle, von nun an auch das theilnehmende Mitleid desselben erregen.

Wir waren bis zum 16ten Grade der Südbreite fortgerükt und hatten gegen Norden hin am fernen Horizonte eine Landspize im Gesicht, welche nachher, um ein Denkmal unserer Noth zu seyn, den Namen des Vorgebirges der Drangsal (Cape Tribulation) erhielt. Es war des Abends um sechs Uhr, als ich der gefährlichen Stellen wegen, die sich uns von fern zeigten, landabwärts steuern ließ, um während der Nacht die hohe See zu halten. Wir waren in dieser Richtung mit gutem Winde und bei hellem Mondscheine bis gegen neun Uhr fortgesegelt, und da wir aller Gefahr, womit Untiefen uns bedroht hatten, nunmehr glüklich entgangen zu seyn glaubten: so wollten wir eben unser aufgeschobenes Abendessen einnehmen; als plözlich die Tiefe von 20 zu 8 Klaftern abnahm. Ich kommandirte augenbliklich Jeden an seinen angewiesenen Posten, um das Schiff zu wenden und vor Anker zu legen: allein bei nochmaliger Auswerfung des Senkblei's fanden wir zu unserm grossen Vergnügen wieder tiefes Wasser, und glaubten also diese Vorsicht nicht mehr nöthig zu haben. Jedermann vermuthete, daß wir in dem vorhergehenden Augenblik über den Schwanz jener Untiefe, die wir beim Untergang der Sonne wahrgenommen hatten, hinweggesegelt seyn mußten, und daß wir nunmehr ausser aller Gefahr wären. Die Herren Reisenden

verließen daher das Verdek ganz unbesorgt, und giengen zu Bette.

Allein gegen 11 Uhr nahm die Tiefe plözlich wieder von 20 zu 7 Klaftern ab, und ehe man noch das Senkblei von neuem auswerfen konnte, rannte das Schiff auf den Grund, und blieb fest und unbeweglich darauf sizen. Der Schrecken brachte alle auf die Beine; in wenigen Augenblicken war die ganze Schifsgesellschaft auf dem Verdecke, und Jeder las in des andern Mienen, wie schrekklich unsere Lage war. Wir waren beinahe vier Stunden lang mit frischem Winde seitwärts gesegelt; wir wußten daher wohl, daß wir dem Lande nicht sehr nahe seyn konnten, und es war deswegen nur allzu wahrscheinlich, daß wir auf einer Korallenklippe gestrandet wären, die gefährlicher ist, als irgend eine andere, weil jede, auch die geringste Spize derselben scharf und die Oberfläche überall rauh zu seyn pflegt. In dieser traurigen Lage wurden alle Segel augenblicklich eingenommen, die Böte ausgesezt; und da zeigte es sich denn beim Sondiren leider! nur zu bald, daß der Schrek das Unglük nicht größer gemacht hatte, als es wirklich war. Die Wellen hatten das Schiff über den Rand einer Klippe hinüber geworfen, und es lag nunmehr in einer Vertiefung der Klippe gleichsam eingeschlossen.

Es fand sich, daß beim Hintertheil des Schifs noch die größte Tiefe war. Hier wurde also augenblicklich ein Anker ausgeworfen, und wir versuchten hierauf durch Hülfe desselben, mit der äußersten An-

Krengung unserer Kräfte am Schiffshaspel, das Schiff, wo möglich, hinab zu wenden. Aber alle unsere Arbeit war umsonst; das Schiff blieb unbeweglich, und wurde dabei ohne Unterlaß von dem Stoß der Wellen so heftig gegen die Klippe geschlagen, daß wir kaum aufrecht zu stehen vermogten. Zur Vergrößerung unsers Jammers sahen wir beim Mondlicht schon die äußersten Bretter des Schifs und endlich auch den Asterkiel davon schwimmen, so daß wir die See nun schon als unser gewisses Grab betrachten mußten.

Dennoch legten wir aus Verzweifelung die Hände nicht in den Schooß, sondern versuchten, auch ohne Hofnung eines glüklichen Erfolgs, jedes Mittel, das zu unserer etwannigen Rettung möglicher Weise etwas beitragen konnte. Wir wollten das Schiff durch Auswerfung schwerer Sachen erleichtern; allein wir bemerkten bald, daß zur Vergrößerung unseres Unglüks bereits die Zeit der Ebbe angegangen war, und daß das abnehmende Wasser jede Erleichterung des Schifs vergeblich machen würde. Indeß erfolgte doch das Gute daraus, daß das Schiff sich fester auf die Klippen legte und folglich die Wellen es nicht mehr so ungestüm gegen dieselben hin und her werfen konnten.

Wir sezten jezt unser ganzes Vertrauen auf die Rükkehr der Fluthzeit: aber wer konnte sagen, ob unser Schiff so lange aushalten und nicht schon vorher in Trümmern zerfallen würde? Wir mußten indeß so handeln, als wenn dieses nicht zu besorgen

gewesen

gewesen wäre. Wir eilten daher, das Schiff zu erleichtern; verschütteten zu diesem Behuf unser Trinkwasser; warfen sechs Kanonen, unsern Ballast an Eisen und Steinen, Fässer, Oelkrüge, abgenutzte und verdorbene Vorräthe u. s. w. mit der größten Eilfertigkeit über Bord; und Jedermann strengte dabei seine äußersten Kräfte gern und freudig an, ohne die mindeste Verdrossenheit dabei blicken zu lassen. Und doch fühlte das gesammte Schiffsvolk die Gefahr, worin wir schwebten, sehr lebhaft: denn keinem von ihnen entfuhr auch nicht ein einziger Fluch, womit diese rohen Leute doch sonst so freigebig zu seyn pflegen. Jeder fürchtete sich bei der sichtbaren Annäherung des Todes noch strafbarer zu werden, und diese Furcht war vermögend auch die hartnäckigste Gewohnheit zur Ruchlosigkeit zu besiegen.

Unter diesen Arbeiten brach der Tag an, und wir sahen nunmehr, daß wir acht Seemeilen weit vom Lande entfernt waren. Die höchste Fluthzeit sollte, unserer Rechnung nach, gegen 11 Uhr wieder eintreten; es wurden daher zum voraus alles nöthig scheinende Vorkehrungen gemacht, um das Schiff alsdann von dem Felsen hinab zu winden. Glücklicher Weise erhob um diese Zeit der Wind und es entstand eine vollkommene Stille: wäre dies nicht gewesen, so würde der Untergang des Schifs schon an diesem Vormittag unvermeidlich gewesen seyn.

Die Fluth kam; allein zu unserm unaussprechlichen Misvergnügen war das Schiff noch immer nicht leicht genug. Es fehlten wohl noch anderhalb Fuß daran, daß es nicht flott war; und gleichwol hatten wir es beinahe um 50 Tonnen, das ist um 1000 Centner, erleichtert. Wir mußten es also noch mehr zu erleichtern suchen, und warfen deswegen alles über Bord; was nur einigermassen entbehrt werden konnte. Bisher hatte das Schiff noch nicht viel Wasser eingelassen; allein sobald die Fluth fiel, schoß das Wasser so ungestüm herein, daß zwei Pumpen, an denen unaufhörlich gearbeitet ward, kaum mehr hinreichten, es wieder hinaus zu schaffen. Um zwei Uhr neigte es sich auf den Starbord *), und blieb in dieser schiefen Stellung liegen.

Nunmehr blieb uns keine Hofnung mehr übrig, als diejenige, die wir noch immer auf die Hülfe einer neuen Fluthzeit zu setzen wagten. Wir kehrten daher alle nur erfindliche Mittel vor, um das Schiff, wenn es bis dahin aushalten sollte, durch Anstrengung aller unserer Kräfte von dem Felsen abzubringen. Um 5 Uhr des Abends bemerkten wir, daß die zurückkehrende Fluthzeit ihren Anfang nahm; wir fanden aber auch mit Schrecken, daß der Leck auf eine fürchterliche Weise sich erweiterte. Wir

bemann-

*) Wenn man auf dem Hintertheile des Schifs steht und das Gesicht nach dem Vordertheile richtet; so heißt diejenige Seite des Schifs, die man rechter Hand hat, der Starbord oder Steuerbord, und die nach der linken Hand der Backbord.

Steuermann daher in größter Eile noch zwei andere Pumpen; Allein zum Unglük konnte die eine derselben, welche schadhaft geworden war, nicht in Gang gebracht werden. Ein neuer traurriger Strich durch unsere Hofnung! Indeß wurde an den drei übrigen Pumpen unabläßig gearbeitet; und gegen 9 Uhr richtete sich das Schiff wieder auf.

Allein jezt nahm das einstürzende Wasser, alles unsers Bestrebens ohngeachtet, so sehr überhand, daß wir besorgen mußten, das Schiff würde, sobald es flott werden sollte, augenblicklich untersinken. Und nun mehr war unsere Lage wirklich gräßlich, weil uns beides, das Sizenbleiben auf dem Felsen und das Flottwerden, einen gleich unvermeidlichen Untergang prophete. Wir wußten, daß unsere Böte bei weitem nicht hinreichen würden, uns beim Untergange des Schiffes alle aufzunehmen. Wir wußten, daß in jenem fürchterlichen entscheidenden Augenblicke aller Befehl und aller Gehorsam aufhören mußten, und daß wahrscheinlicher Weise ein blutiger Kampf darüber entstehen würde, wer beim Retten den Vorzug haben sollte; daß dieser Streit die Schrekken des Schiffbruchs noch vergrößern und daß es am Ende vielleicht gar so weit kommen würde, daß die Schifsgesellschaft sich unter einander aufriebe. Und doch begriffen wir auf der andern Seite, daß diejenige unter uns, die von den Wogen verschlungen werden sollten, wahrscheinlicher Weise die Glüklicheren seyn würden: denn sollte es den übrigen auch gelingen, das Land zu erreichen, so schien ihr Schikksal noch viel qualvoller und bedaurenswürdiger zu

seyn. Von allen Mitteln zu ihrer Erhaltung entblößt, mußten sie dort in einer öden Wüste, unter beständigem Kampf mit Wilden, welche zu den rohesten Bewohner der Erde zu gehören scheinen, und ohne Hofnung einer Erlösung, den traurigen Ueberrest ihres elenden Lebens hinbringen. Eine schrekliche Aussicht! Nur diejenigen, welche in einer so verzweifelten Lage eine Zeitlang auf die Entscheidung ihres Schiksals gewartet haben, dürfen sagen, daß sie den Tod in seiner ganzen schreklichen Gestalt kennen gelernt haben! Während der Annäherung des fürchterlichen Augenbliks, von dem unser Schiksal abhing, sahe Jeder das, was er selber fühlte, auf dem Gesichte seines Unglüksgefährten ausgedrükt.

So wie die Stunde der höchsten Flucht heranrükte, wurden so viel Leute, als man bei den Pumpen nur entbehren konnte, an die Schiffswinde gestellt. Der Augenblik erschien; es war ohngefähr 20 Minuten nach 10 Uhr, als das Schiff wieder zu schwimmen begann; alle Kräfte wurden in diesem kritischen Augenblicke mit der äußersten Anstrengung aufgeboten, und — es gelang uns, das Schiff von der Klippe glüklich hinabzuwinden. Zu unserm freudigen Erstaunen bemerkten wir, daß es jezt wenigstens nicht mehr Wasser eindringen ließ, als es vorher auf der Klippe eingelassen hatte; und obgleich auch dieses mehr war, als die Pumpen wieder hinausschaffen konnten; so gab doch die Mannschaft ihre Arbeit deswegen nicht auf, sondern kämpfte mit dem Wasser in und außer dem Schiffe noch aus

allen

allen Kräften. Endlich aber, nachdem sie schon bei 24 Stunden lang unmenschliche Arbeit und beständige Todesangst ausgestanden hatten, fiengen sie zulezt, nach gänzlicher Erschöpfung ihrer Kräfte, an, matt und muthlos zu werden. Keiner von ihnen konnte jezt mehr über 5 bis 6 Minuten lang nach einander an der Pumpe arbeiten; alsdann waren sie ganz erschöpft, und warfen sich aufs Verdek nieder, ohne sich im mindesten daran zu kehren, daß ein 4 Zoll tiefer Wasserstrom von den Pumpen her unaufhörlich darüber lief. Wenn dann die, welche sie abgelöst, eben so lange gearbeitet hatten, und nun auch ihrer Seits entkräftet waren: so warfen sie sich auf die nämliche Art nieder, und die ersten sprangen wieder an ihre Stelle.

So zerarbeiteten wir uns eine geraume Zeitlang, bis ein Zufall die Verzweiflung des Schifsvolks aufs höchste brachte. Die Planken, welche ganz unten im Schiffe den Fußboden ausmachen, werden die Decke genannt. Zwischen dieser und den Planken des wirklich äußersten Bodens, der die Haut genannt wird, ist ein Zwischenraum von ohngefähr 18 Zoll. Nun hatte der Mann, der an den Schifsbrunnen gestellt worden war, um die Tiefe des darin befindlichen Wassers zu beobachten und von Zeit zu Zeit anzugeben, bisher nur immer bis an die Decke gerechnet und die Wassertiefe im Schiffe nach diesem Maaße angegeben. Dieser wurde jezt abgelöst, und derjenige, welcher an seine Stelle trat, rechnete die Wassertiefe bis an die auswendigen Planken oder bis an die sogenannte Haut. Das

gab mit einemmal einen Unterschied von 18 Zoll. Jedermann glaubte daher, daß das Wasser in wenig Minuten um so viel höher gestiegen sey, und daß es folglich um so viel stärker eindringen müßte. Auf diese Bottschaft war selbst der Beherzteste im Begriff, die Arbeit zusammt der Hofnung aufzugeben. Der Irrthum brauchte nun nur noch ein paar Minuten lang unentdekt zu bleiben, und unser Schikſal war entſchieden.

Er ward aber glüklicher Weise noch zu rechter Zeit entdekt; und sobald man hörte, daß unsere Lage noch nicht so gefährlich wäre, als man sich solche vorgestellt hatte: so entstand eine plözliche und allgemeine Freude durchs ganze Schiff, die wie ein Zaubermittel wirkte. Es schien, als glaubte, so zu sagen, keiner mehr, daß noch im geringsten eine wirkliche Gefahr übrig wäre. Neue Hofnung und neue Zuversicht flößten einem Jeden neue Kräfte ein; und ohngeachtet wir in Wahrheit jezt nicht um ein Haar besser daran waren, als vorher, da die Mannschaft anfing, aus Mattigkeit und Muthlosigkeit in der Arbeit nachzulaſſen; so erneuerten ſie doch nunmehr ihr Bestreben mit solchem Eifer und mit solcher Munterkeit, daß durch herzhaftes Pumpen das eindringende Wasser noch vor acht Uhr des Morgens merklich war verringert worden. Jedermann sprach nun schon davon, daß man das Schiff nach irgend einem Hafen bringen sollte, als von einer Unternehmung, die gar keiner Schwierigkeit mehr unterworfen wäre, ohngeachtet unser Zuſtand in der That noch höchſt bedenklich war.

Denn

Denn wer stand uns dafür, daß die überspannten Kräfte der Mannschaft bis dahin ausdauren würden; und wer konnte sagen, ob Wind und Wetter uns erlauben würden, uns der Küste zu nähern?

Ich stellte indeß alle Mannschaft, die bei den Pumpen jetzt entbehrt werden konnte, an, um die ausgeworfenen Anker zu lichten. Zwei derselben bekamen wir glücklich an Bord; den dritte hingegen gieng mit der ganzen Kabeltau-Länge, das ist, mit 120 Klaftern des Ankertaues, verloren. Ein zweites Kabeltau hatten wir schon auf der Klippe eingebüßt. Aber das waren in unserer jetzigen Lage Kleinigkeiten, um die wir uns fast gar nicht einmal bekümmerten, so empfindlich auch ein solcher Verlust zu jeder andern Zeit gewesen seyn würde. Das Glük schien uns begünstigen zu wollen; wir bekamen gegen 11 Uhr einen Wind von der See her, giengen damit glüklich wieder unter Segel und steuerten dem Lande zu.

Allein es war für Jeden, den Freude und Hofnung nicht verblendet hatten, augenscheinlich, daß die entkräftete Mannschaft die noch immer unaufhörliche Arbeit des Pumpens nicht so lange würde aushalten können, als erfodert wurde, wenn wir das Land erreichen sollten. Indem nun diese nur gar zu gegründete Besorgniß mich ängstigte, kam einer von meinen Unterofficieren, Herr Monkhause, wie ein Engel Gottes zu mir und schlug mir ein Hülfsmittel vor, daß er ehemals, unter ähnlichen Umständen, an Bord eines Kauffarthejschiffes hatte

gebrauchen

gebrauchen sehen. Dieses Schiff, sagte er, war so leck, daß es in einer Stunde mehr als vier Fuß Wasser eindringen ließ, und demohnerachtet wurde es durch dieses Hülfsmittel wohl behalten aus Virginien nach London gebracht; ja der Schiffer, der es führte, setzte eine solche Zuversicht auf die Wirksamkeit dieses Mittels, daß, ob ihm gleich der Zustand des Schifs wohl bekannt war, er dennoch mit demselben auslief, und es nicht einmal der Mühe werth achtete, so lange im Hafen zu warten, bis der Leck auf irgend eine andere Art hätte verstopft werden können.

Ich hatte mir das Mittel, welches man in der Sprache der Seefahrer ein Schiff füttern heißt, kaum beschreiben lassen, als ich die Güte desselben anerkannte, und dem Manne auftrug, es sogleich zu veranstalten. Ich ordnete ihm vier oder fünf Mann als Gehülfen zu, und er stellte hierauf die Sache auf folgende Art an. Er ließ Faserm aufgedrehter Schifsseile mit Wolle vermischen, und diese Vermischung klein hacken. Dann breitete er das Kleingehackte auf einem Segeltuche aus, und heftete mit Nadel und Zwirn, eine Handvoll nach der andern, so leicht als möglich, darauf an. Hierauf schüttete er eine Lage Schaaf-Dünger und andern Auskehrig darüber her; Pferdmist aber, wenn wir solchen gehabt hätten, würde noch besser dazu gewesen seyn. Als das Segeltuch solchergestalt bedeckt war, wurde es vermittelst einiger Seile, die es ausgespannt hielten, unter den Schifsboden gezogen. Hier sog nun der Leck zugleich mit dem Wasser, die

klein,

kleingehakten Fasern von Hanf und Wolle ein; diese aber blieben darin hängen, und verstöpften die Rizen. Die Wirkung ging zur grosen Freude der ganzen Schifsgesellschaft über alle Erwartung; denn der Leck wurde so sehr dadurch vermindert, daß er jezt ohne große Arbeit durch eine einzige Pumpe bestritten werden konnte.

So rettete die Aufmerksamkeit, mit welcher Herr Monkhause sich dieses Mittel zu einer Zeit gemerkt hatte, wo er nicht wußte, ob er jemals würde Gebrauch davon machen können, das Schiff, uns und sich selbst! Das ist also abermals ein Beweis, daß man jenes Achtgeben auf alles, was man hört und sieht, besonders jene Aufmerksamkeit auf alle nüzliche Erfindung und Geschäfte der Menschen, Jedermann, besonders aber jungen Leuten die am wenigsten vorhersehen können, in was für Lagen und Umstände sie einst kommen werden, nicht genug empfehlen kann. Dadurch wächst der menschliche Geist an Erfahrung, Klugheit und gesunden Menschenverstande, wodurch er bei tausend Vorfällen im menschlichen Leben sich und Andern weit mehr Nuzen stiften kann, als durch die größte Gelehrsamkeit. Mögte doch jeder meiner jungen Leser sich dieses Beispiel und die daraus fließende Lehre merken, und die leztere bei jeder Gelegenheit, wo es etwas Nüzliches zu sehen oder zu hören giebt, in Ausübung zu bringen suchen!

Hofnung, Trost und Freude waren jezt auf jeglichem Gesichte zu lesen; und man sprach nun kaum

noch

noch von der Nothwendigkeit, einen Hafen aufzusuchen, und den erlittenen Schaden gehörig auszubessern, sondern man redete von der Fortsetzung unserer Reise, nach dem ursprünglichen Entwurf derselben, als ob uns gar kein Unfall begegnet wäre. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, dem Schifsvolke und den Herren Reisenden, die an Bord waren, die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, zu bezeugen, daß zur Zeit unserer gröszten Noth, da Jedermann die Gefahr, worin wir schwebten, sehr richtig und vollständig zu fühlen schien, doch nirgends weder stehentliches Jammern, noch wilde Gebehrden zu sehen oder zu hören waren. Jeder schien sich seiner vollkommen bewußt und seiner mächtig zu seyn; und Jeder strengte dabei seine äußersten Kräfte mit jener gelassenen und geduldigen Standhaftigkeit an, die von dem tobenden Ungestüm des Schreckens und von der düstern Unthätigkeit der Verzweifelung gleich weit entfernt ist.

Nach vielen unbeschreiblichen Arbeiten, und nach eben so vielen neuen Gefahren, denen wir stündlich unterworfen waren, gelang es uns endlich, aber doch erst am fünften Tage, einen Hafen und mit ihm das Ende unserer diesmaligen Noth zu erreichen.

25.

Aufenthalt im Endeavour-Revier. Beschreibung des Landes in dortiger Gegend, nebst Nachricht von dem, während unsers Aufenthalts daselbst vorfiel.

Nunmehr wurde alles, was im Schiffe noch übrig geblieben war, ans Land gebracht, um hiernächst das Schiff selbst auf die Seite legen zu können. Sobald dies nun bewerkstelliget war, zeigte es sich, daß wir unsere Rettung einem sonderbaren, sehr zufällig scheinenden Grunde zu verdanken hatten. Der Fels nämlich, der den größten Leck verursacht hatte, war in dem gemachten Loche stecken geblieben, und hatte es solchergestalt sogleich größtentheils wieder zugestopft. Wäre dieses nicht geschehen, so hätten wir nothwendig in eben dem Augenblicke zu Grunde gehen müßten, in welchem das Schiff von der Klippe herabgewunden ward.

Jedermann war nunmehr sehr beschäftiget, theils um das Schiff wieder in brauchbaren Stand zu sezen, theils um Lebensmittel und Erfrischungen aufzutreiben, deren besonders unsere Scharbokkranken sehr bedurften. Man fand etwas Palmkohl und einige Plantanen; aber Fische zu fangen, wollte uns hier gar nicht gelingen, ohngeachtet wir sahen, daß die See hier im Hafen davon wimmelte.

Mehrere

Mehrere von unserer Gesellschaft bekamen hier ein Thier zu Gesicht, das so groß wie ein Windhund, schlank, mausefarbig und ausserordentlich schnell war, ohngeachtet es mehr zu hüpfen als zu laufen schien. Ein Matrose, der für sich allein im Walde herum spaziert war, hatte ein anderes gesehen, das er in seiner Dummheit für den leibhaftigen Teufel hielt. Wir fragten ihn natürlicher Weise, wie denn dieser Teufel ausgesehen hätte? und seine Antwort war so sonderbar, daß ich sie mit seinen eigenen Worten hier anführen will. „Er war (sagte Hans) so groß als ein vier Kannen-Fäßchen und fast eben so gestaltet; er hatte Hörner und Flügel; doch kroch er so langsam durchs Gras, daß ich ihn hätte greifen können, wenn ich mich nicht gefürchtet hätte.“ Wir fanden nachher, daß dieser angebliche Teufel weiter nichts als eine grosse Fledermaus gewesen war. Man muß aber auch gestehen, daß die hiesigen Fledermäuse wirklich fürchterlich aussehn; sie sind schwarz von Farbe und vollkommen so groß, als ein Rebhuhn; Hörner haben sie zwar nicht, allein die Einbildungskraft eines Mannes, der den Teufel zu sehen glaubt, konnte diese Attribute der Höllenbewohner leicht hinzu mahlen.

Als ich am folgenden Tage ein wenig herum spazierte, bekam ich das ersterwähnte unbekannte Thier selbst zu sehen. Es war von einer hellen Mauskfarbe, gleich an Gestalt und größe einem Windhunde. Einige Tage darnach war Herr Gore so glüklich, eins derselben zu erlegen, wodurch wir in den Stand gesezt wurden, es genauer kennen zu lernen.

Es

Es war ein noch junges Thier, und wog daher nicht mehr, als 38 Pfund. Die Vorderfüsse desselben waren nur 8 Zoll, die Hinterfüsse hingegen 22 Zoll lang. Vermöge dieser Bauart ist es nur zum Hüpfen, nicht zum Laufen geschikt; aber die Säze, welche es dabei macht, sind sehr groß, und sobald es still steht, richtet es sich auf den Hinterfüssen in die Höhe, indem es die kleinen Vorderfüsse dicht an die Brust hält. Die leztern scheinen ihm bloß zum Scharren gegeben zu seyn. Der Schwanz des Thiers ist lang und dik. Der Kopf und die Ohren haben beinahe Hasenfarbe; das ganze übrige Fell hingegen ist mausefahl. Von den Eingebohrnen wird dieses Thier, wie wir in der Folge erfuhren, Kanguru genannt. Wir fanden das Fleisch desselben von ungemein lieblichem Geschmak.

Einer von meinen Unterofficieren, der mit einer Kugelbüchse ausgegangen war, hatte einen Wolf gesehn und darnach geschossen; allein er hatte ihn nicht erleget.

Ein wiederholter Versuch, Fische zu fangen, fiel über alle unsere Erwartungen glüklich aus. Man fing in einigen Zügen eine solche Menge derselben, daß auf jeden Mann anderthalb Pfund ausgetheilt werden konnten. Verschiedene Kräuter gewährten uns ein nicht unebenes Zugemüse. Ausserdem fanden wir hier eine Frucht, ohngefähr von der Größe eines kleinen Renettenapfels, nur etwas flacher und von dunkler Purpurfarbe, die, wenn sie einige Tage gelegen hatte und mürbe geworden war, ohngefähr

wie eine Pflaume schmekte. Auf den Felsen und an seichten Oertern, die zur Zeit der Ebbe trocken blieben, fand man jedesmal eine erstaunliche Menge großer Meerschnecken und, was uns am meisten erfreute, zuweilen auch groß und ungemein leckere Schildkröten.

Einige von uns bekamen zwar von Zeit zu Zeit einzelne Wilde zu Gesicht; allein es verflossen mehr als zwanzig Tage, ehe uns der Wunsch, daß es zu einer Zusammenkunft und unterhaltung zwischen ihnen und uns kommen mögte, gewährt wurde. Erst am 10ten Julius ließen sich viere derselben auf einer und nicht fernen Landspize sehen. Sie beschäftigten sich eine gute Weile mit Fischen; und wir von unserer Seite sahen ihnen geruhig zu, ohne sie zu unterbrechen. Hierdurch wurden zwei derselben bewogen, sich unserm Schiffe bis auf einen Flintenschuß zu nähern. Dann blieben sie stehen, und sprachen mit einander sehr lange und sehr laut. Auf unsere wiederholten Einladungen und Freundschaftsbezeugungen wagten sie sich endlich ganz dicht ans Schiff heran. Wir machten ihnen allerlei Geschenke; sie nahmen dieselben an, aber ohne sonderliches Wohlgefallen daran zu bezeigen. Einer von unsern Leuten warf ihnen endlich einen kleinen Fisch zu: darüber äußerten sie eine sehr lebhafte Freude, und nun gaben sie zu verstehen, daß sie ihre Kameraden auch herbeihohlen wollten. Dies geschahe. Alle vier erhielten jezt von neuen Geschenke; worauf sie sich wieder entfernten. Sie ruderten einer Stelle des Strandes zu, wo unser Tupia sich mit

einigen

einigen Andern niedergesezt hatte. Dieser bewog sie ohne viele Mühe, ihre Waffen niederzulegen und sich zu ihm zu sezen. Ich selbst ging, nebst einigen Andern auch dahin, und wir brachten die Zeit bis gegen Mittag ganz vertraut und freundschaftlich mit einander zu.

Diese Männer waren von gewöhnlicher Statur, hatten aber sehr kleine Gliedmaassen. Ihre Haut war schwärzlich oder dunkelbraun, ihre Haar schwarz, aber nicht wolligt, sondern abgestuzt. Den Leib hatten sie mit rother Farbe bemahlt, und einer von ihnen hatte sich die Oberlippe und die Brust mit weissen Streifen gezeichnet. Ihre Gesichtsbildung war übrigens angenehm, ihre Augen lebhaft, ihre Zähne weiß und gut gestellt, ihre Stimme wohlklingend und so biegsam, daß sie ohne die geringste Mühe uns alles nachsprechen konnten.

Drei von diesen unsern neuen Bekannten kehrten am folgenden Morgen zurük, und brachten einen Fremden mit, den sie unter dem Namen Nariarko uns, wie Leute die zu leben wissen, ordentlich vorstellten. Dieser Herr zeichnete sich durch einen besondern Puz aus; er hatte nämlich den Nasenknörpel durchbohrt, und einen Vogelknochen hineingesteckt, der über einen halben Zoll dik und ohngefähr sechs Zoll lang war. Bei genauerer Beobachtung wurden wir in der Folge gewahr, daß hier jeder die Nasenwand, so wie die Ohren durchlöchert hatte, ohngeachtet nicht jeder eine Zierrath darin trug Sie hatten einen Fisch mitgebracht, den sie uns vermuthlich

muthlich aus Erkenntlichkeit für den ihnen gestern geschenkten, zum Geschenk überreichten. Uebrigens waren sie sehr aufgeräumt, und schienen gar nicht willens zu seyn, uns so bald wieder zu verlassen. Als aber Einer von uns zufälliger Weise ihren Kahn mit einiger Aufmerksamkeit betrachtete: so sprangen sie augenblicklich ganz erschrocken in denselben hinab, und ruderten, ohne ein Wort zu sagen, mit der größten Eilfertigkeit von dannen. Vermuthlich mußte wohl die Besorgniß in ihnen aufsteigen, daß man auf dieses ihr Eigenthum einen Anschlag habe.

Sie mußten indeß die Begegnung, die wir ihnen hatten wiederfahren lassen, ihren Landsleuten im Ganzen gerühmt haben: denn am folgenden Morgen fanden sich drei Andere bei uns ein, und waren mit der Aufnahme, die sie bei uns fanden, so wohl zufrieden, daß Einer von ihnen fortruderte, um noch zwei andere seiner Landsleute herbeizuholen. Auch diese stellten sie uns, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, mit Anzeige ihrer Namen vor. Jezt bemerkten wir, daß diese Leute wirklich nicht so schwarz waren, als sie uns anfangs zu seyn schienen, sondern daß ihre Schwärze großentheils von Unreinigkeit und Rauch herrühre. Denn so groß auch die Hize in dieser Gegend ist, so sehen sie sich doch genöthiget, sich größtentheils beim Feuer aufzuhalten, um wenigstens zur Nachtzeit vor den schmerzhaften Stichen der Muskitosfliegen sicher zu seyn.

In der Ferne bemerkten wir eine Frau nebst einem Knaben, die, gleich allen übrigen, gänzlich

nakt

nakt einberging. Einer von unsern heutigen Gästen trug ein aus Muscheln sehr artig verfertigtes Halsband und ein Armband, welches aus verschiedenen Schnüren, etwa wie unsere seidenen Cordons, zusammengeflochten war. Auch hatten diese Leute ein Stük Baumrinde vor die Stirn gebunden.

Da es nunmehr zu einem ordentlichen freundschaftlichen Umgange zwischen den Indianern und uns gekommen war: so erhielten wir von Zeit zu Zeit immer mehr Besuche von ihnen. Wenn aber wir von unserer Seite ein Verlangen äußerten, sie zu den Ihrigen zu begleiten: so gaben sie allemal zu erkennen, daß ihnen mit unserm Besuche gar nicht gedient sey. Unter allen Sachen, welche sie bei uns sahen, reizte ihre Aufmerksamkeit und ihre Begierde nichts so sehr, als die von uns gefangenen Schildkröten, welche denn auch wirklich hier so wohlschmeckend waren, als wir in England deren nie gegessen hatten. Dieser Umstand veranlaßte folgenden unangenehmen Vorfall.

Einsmals, da wir zwölf dergleichen Stücke, deren jegliches im Durchschnitt seine dreihundert Pfund wog, auf dem Verdecke vorräthig hatten, erhielten wir einen Besuch von zehn Indianern; und es zeigte sich bald, daß die Absicht ihrer diesmaligen Höflichkeit keine andere war, als uns eine dieser Schildkröten abzunehmen. Sie schienen sogar, auf den Fall einer Verweigerung von unserer Seite, darauf gefaßt zu seyn, Gewalt zu gebrauchen, denn sie brachten diesmal mehr Lanzen, als gewöhnlich, mit. Sie sezten indeß bei ihrer Ankunft diese Waffen an

einen Baum, und ließen einen Mann und einen Knaben zur Bedeckung dabei zurük. Dann kamen sie zu uns an Bord. Hier ersuchten sie uns nun, ihnen eine der Schildkröten zu geben; und da man ihnen diese Bitte abschlug: so gaben sie durch Blicke und Gebehrden den größten Zorn darüber zu erkennen. Ich bot zu einiger Ersezung dem Einen von ihnen ein Stük Zwieback an; gierig riß er mir dasselbe aus den Händen, und warf es mit Verachtung über Bord. Ich ließ das gut seyn. Ein Anderer wandte sich hierauf an Herrn Banks, und wiederholte ihr gemeinschaftliches Anliegen; und da auch dieser eine abschlägige Antwort erhielt, stampfte er mit dem Fuße, und stieß ihn, von Zorn und Rachsucht entbrannt, einige Schritte weit von sich weg. Auch diese Grobheit wurde von uns nicht geahndet. Nachdem sie sich hierauf wechselsweise an Jeden gewandt hatten, von dem sie vermutheten, daß er auf dem Schiffe etwas zu befehlen habe, fiengen sie endlich an, Gewalt zu gebrauchen, erhaschten zwei Schildkröten, und wollten sie nach ihrem Kahne schleppen. Daran wurden sie nun von unsern Leuten verhindert; aber nichts destoweniger waren sie gesonnen, ihr Vorhaben durchzusezen. Endlich aber, da sie sahen, daß alle ihre Mühe vergeblich war, sprangen sie, mit allen Merkmalen der größten Wuth, in ihren Kahn, ruderten hurtig nach dem Lande, ergriffen einen Feuerbrand, und zündeten mit demselben im Wegrennen das lange und von der Hize gedörrte Gras an, womit der Boden hier bedekt war. Ihre Absicht dabei war boshaft genug.

Diese

Diese ging nämlich dahin, unsere noch am Lande befindlichen Sachen in Brand zu stecken; und noch ehe wir diesen ihren Anschlag merkten, stand schon alles rund umher in Flammen. Zu unserm grossen Glücke war das Schießpulver und die meisten andern unentbehrlichen Vorräthe kurz zuvor schon wieder an Bord gebracht, so daß unser Brandschaden eben nicht von grosser Erheblichkeit war.

Noch nicht zufrieden mit der Rache, die sie dadurch ausgeübt hatten, liefen unsere erbitterten Indianer nach einem andern Orte hin, wo einige unserer Leute mit Waschen beschäftiget waren, und die Fischneze nebst einer ansehnlichen Menge von Leinewand zum Troknen ausgebreitet hatten. Auch hier steckten sie, aller unserer Bitten und Drohungen unerachtet, das trokne Gras in Brand. Hier glaubten wir denn genöthiget zu seyn, eine mit Schroot geladene Flinte auf Einen derselben abzufeuern, wodurch er verwundet ward. Er und seine Kameraden ergriffen hierauf augenbliklich die Flucht.

Bald darnach sahen wir eine Parthei Indianer in der Ferne gegen uns ausrücken; und ich gieng mit Herrn Banks und einigen Andern ihnen entgegen. Nach einigen Versuchen, ihnen wieder freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, glükte es uns endlich, durch Vermittelung eines Greises unter ihnen, der Fehde ein Ende zu machen. Sie präsentirten uns darauf, wie gewöhnlich, diejenigen von der Gesellschaft, die wir noch nicht kannten, und zur Bestätigung ihrer gänzlichen Aussöhnung mit uns begleiteten

sie uns gegen das Schiff zurük. Aber mit uns wieder an Bord zu gehen, dazu waren sie durch nichts zu bewegen.

Während unsers ganzen Aufenthalts in dieser Gegend beschäftigte mich die Sorge, wie wir durch die Klippen und Untiefen, welche das Meer hieselbst so äußerst unsicher machen, einen Ausweg finden würden. Ich hatte von Zeit zu Zeit die in der Nähe liegenden Berge bestiegen, und wurde sowol durch meine Augen, als auch durch den Bericht des Schiffers, den ich zum Sondiren ausgesandt hatte, immer mehr überzeugt, daß das Unternehmen, wieder unter Segel zu gehn, mit tausend zum Theil sichtbaren, zum Theil unsichtbaren Gefahren verknüpft wäre. Dennoch mußte es gewagt werden. Unser Schiff war nunmehr, so weit es sich hatte wollen thun lassen, wieder ausgebessert: wir erwarteten daher nur eine günstige Landluft, um wieder in die See zu stechen.

Mittlerweile hatte Einer unserer Leute sich im Walde verirrt; und ehe er es sich versahe, stieß er auf vier Indianer, die sich hinter einem Busche gelagert hatten. Er stuzte zwar einen Augenblik, hatte aber doch Besonnenheit genug, um sogleich zu begreifen, daß er einer größern Gefahr ausgesezt seyn würde, wenn er liefe, als wenn er sich zuversichtlich bezeigte. Dieser richtigen Ueberlegung zufolge nahm er ein munteres aufgeräumtes Wesen an, und beschenkte sie, weil er sonst gerade nichts bei sich hatte, mit seinem Taschenmesser. Die Indianer besehen

hen daſſelbe. Einer nach dem Andern, und — ſtellten es ihm hierauf wieder zu. Jezt wollte er ſich ihnen empfehlen, allein ſie beſtanden darauf, daß er noch da bleiben ſollte; und er hatte Standhaftigkeit genug, ſich, ohne die geringſte Furchtſamkeit zu äuſſern, bei ihnen niederzulaſſen. Sie betrachteten hierauf ſowohl ihn, als auch ſeine Kleider, mit groſſer Aufmerkſamkeit und betaſteten ſeine Hände, als wenn ſie ſich überzeugen wollten, daß er ein Weſen von einerlei Art mit ihnen ſey. So brachte man ohngefähr eine halbe Stunde ganz freundſchaftlich und vertraut mit einander zu; dann gaben ſie ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er nunmehr wieder gehen könnte. Er machte ſich dieſe Erlaubniß ſogleich zu nuze; allein er verfehlte beim Weggehn den rechten Weg. Die Indianer, welche dieſes bemerkten, ſtanden ſogleich von ihrem Feuer auf, und kamen ihm nachgegangen, um ihm zu zeigen, wohin er gehen müſſe, um wieder zu dem Schiffe zu gelangen. Gewiß würde dieſe unvermuthete Zuſammenkunft keinen ſo angenehmen Ausgang gehabt haben, wenn unſer Mann, ſtatt Vertrauen und Zuverſicht, Furchtſamkeit geäuſſert hätte; alſo abermals ein Beiſpiel, daß der Beherzte in den meiſten Fällen weniger Gefahr läuft, als der Furchtſame.

Herr Banks, der unterdeß auf der andern Seite des Reviers nach neuen Pflanzen ausgegangen war, fand dort — was er nicht ſuchte, den gröſten Theil des Tuchs, das wir den Indianern bei verſchiedenen Zuſammenkünften mit ihnen geſchenkt hatten, auf einem Haufen beiſammen liegen. Da dieſe Leute

keine Bekleidung nöthig zu haben glauben, so hatten sie vermuthlich dies ihnen geschenkte Tuch für unnüzes Zeug und also nicht für werth gehalten, sich damit zu schleppen. Als wahre ausübende Philosophen, welche das Ueberflüßige und Unnüze verschmähen, hatten sie daher den ganzen Plunder von sich geworfen, sobald sie aus unserer Gesellschaft wieder in ihre Wildniß zurükgekehrt waren. Hätte Herr Banks weiter nachsuchen wollen, so würde er vermuthlich auch die übrigen Kleinigkeiten, die wir ihnen gegeben hatten, ebenfalls gefunden haben: denn sie schienen alles, was wir um und an uns hatten, als unnüze Sachen, sehr geringe zu schäzen, nur die Schildkröten ausgenommen, die sie eben so gut, wie wir zu brauchen wußten. Aber diese waren nun gerade ein Artikel, dessen wir am allerwenigsten entbehren konnten.

Da das Schiff nunmehr so gut wieder hergestellt war, als es hier geschehen konnte: so sehnten wir uns nach einem Landwinde, der uns wieder in die See hinausführte; so besorgt uns auch auf der andern Seite die vielen gefährlichen Stellen machten, die wir bei unserer Abfahrt zu passiren hatten. Allein wir konnten doch nun einmal nicht immer hier bleiben; die Abfahrt mußte gewagt werden. Wir freueten uns daher, als der längst gewünschte Landwind endlich aufsprang, und giengen in Gottes Namen unter Segel.

26.

Neue Gefahr und Noth, worin das Schiff gerieth. Entdeckung einer Straße, wodurch Neu-Holland von Neu-Guinea getrennt wird.

Um den neuen Gefahren, denen wir jezt entgegen segelten, mit so vieler Vorsicht, als mir möglich war, auszubeugen, ließ ich bei unserer Abfahrt vom Endeavour-Revier die Anker von Zeit zu Zeit wieder fallen, um erst jedesmal neue Beobachtungen über die Art und Weise anzustellen, wie wir uns durchzuwinden hatten. Einige meiner Officire und ich bestiegen den Mastkorb, wo wir das Labyrinth von Klippen und Untiefen, womit wir rund umher umgeben waren, übersehen konnten; ein Anblik, der nicht sehr tröstlich war. Vergebens forschte unser Auge nach, ob es zwischen denselben nicht einen Kanal von sicherer Tiefe zu entdecken vermögte, durch welchen wir in die offene See hinaus kommen könnten. Ein solcher Kanal zeigte sich aber nirgends. Zur Verschlimmerung unserer Lage bei diesen mislichen Umständen, wurde das Wetter um diese Zeit sehr stürmisch; und dieses neue Misgeschik hielt mehrere Tage lang ununterbrochen an. Wir sahen uns dabei genöthiget vor Anker liegen zu bleiben. Allein auch das gewährte uns keine völlige Sicherheit; denn das Schiff fing von Zeit zu Zeit an zu treiben, das ist, mit Nachschlep-

pung

pung der Anker fortbewegt zu werden, und wir hatten jedesmal viel Mühe es wieder festzulegen.

In diesem ängstlichen Zustande mußten wir sechs Tage lang zubringen. Endlich legte sich der Sturmwind, und wir wagten es nun, wieder unter Segel zu gehen, und uns mitten zwischen jene Untiefen zu begeben, um einen Ausgang aus denselben zu suchen.

Allein, nicht lange, so befanden wir uns schon in einem so gefährlichen Wasser, daß ich es für unumgänglich nöthig hielt, uns wieder vor Anker zu legen, um erst von neuem Beobachtungen und Untersuchungen anzustellen. In dieser Absicht fuhr ich, nebst Herrn Banks, sobald das Schiff gesichert war, in dem Boote nach einer Insel hin, die ohngefähr fünf Seemeilen weit vom Lande entfernt lag. Hier hofte ich, von dem Gipfel eines daselbst befindlichen Berges, die Lage der Untiefen besser, als vom Lande her oder vom Mastkorbe herab, übersehen zu können.

Allein zum Unglük wurde das Wetter an diesem Tage so trübe, daß ich die etwannigen Zwischenräume oder Kanäle zwischen der unabsehlichen Felsenreihe, die, so weit meine Augen reichten, in die hohe See hinauslief, nur sehr undeutlich bemerken konnte. Ich beschloß daher, auf der Insel zu übernachten, in der Hofnung, daß am folgenden Morgen der Gesichtskreis sich vielleicht aufklären dürfte.

Sobald

Sobald es Tag geworden war, schikte ich das Boot nach dem Felsengriff zum Sondiren aus; Herr Banks ging seiner Kräuterangelegenheit nach, ich selbst aber bestieg von neuem den Berg, um Beobachtungen anzustellen. Allein zu meinem großen Misvergnügen war und blieb das Wetter heute noch trüber, als es den Tag zuvor gewesen war, und dabei so stürmisch, daß das Boot unverrichteter Sache zurükkehren mußte. Ziemlich misnuthig über diese neue Widerwärtigkeit verließen wir die Insel, und ich gab ihr den Namen Eidexeninsel, weil wir kein anderes Thier, als eine Art großer Eidexen, allda zu Gesicht bekommen hatten.

Bei unserer Rückfahrt stiegen wir auf einer andern niedrigen Insel aus, auf welcher wir eine unglaubliche Menge Vögel und, ausser einem Adlernneste, noch ein anderes ungeheures Nest fanden, dessen Erbauer und Besizer wir aber leider! nicht zu sehen bekamen. Nach dem Umfange des Nestes zu urtheilen, mußte es ein Vogel von erstaunlicher Größe seyn. Dieser Umfang betrug nämlich nicht weniger, als 26 Fuß, und die Höhe des Nestes 2 Fuß 8 Zoll. Es war von dünnen Knüppeln auf der Erde erbaut. Ich gab dieser Insel den Namen Adlersinsel. Sowol hier als auf dem ersten Eilande fanden wir deutliche Spuren, welche zeigten, daß die Indianer vom festen Lande zuweilen herüber kommen müßen, um dem Fischfange daselbst obzuliegen.

Am 13. Aug. wagten wir es von neuem, die Anker zu lichten, und unsere gefahrvolle Fahrt fortzusezen.

Ich

hoogsiren*) zu lassen. Wir Andern an Bord waren dabei auch nicht müßig, sondern erleichterten die Arbeit dadurch, daß wir am Hintertheile des Schifs lange Ruder brauchten. Und so gelang es uns das Vordertheil gegen Norden herum zu kehren; eine Wendung, die unsern Untergang zwar noch nicht hindern, aber doch verzögern konnte. Allein auch bloße Verzögerung des Verderbens ist für Leute in einer so verzweifelten Lage, als die unsrige war, schon Gewinn.

Mit dieser Arbeit hatten wir bis um sechs Uhr zugebracht; allein wir waren darüber auch so nahe an die Felsen hingerathen, daß wir kaum noch 300 Fuß weit davon entfernt waren, und daß eben dieselbe Woge, welche sich in diesem Augenblicke gegen das Schiff brach, den Augenblik darauf, wenn sie jenseits desselben wieder empor stieg, schon an die Klippen prallte und fürchterlich hoch gethürmt sich daran zerschellte. Zwischen uns und dem Untergange war also nur noch ein schmales, fürchterliches Thal, nicht breiter als die Grundfläche einer Woge! Und doch war die See noch immer unergründlich tief; wenigstens konnten wir mit 120 Klaftern noch keinen Boden erreichen.

Allein obgleich alle Hofnung zu unserer Rettung jezt verloren schien: so überließen wir uns doch keines Weges einer feigen Verzweiflung; sondern fuhren fort zu arbeiten, als wenn wir eines glük-

*) Durch Hülfe von Tauen fortziehen.

glüklichen Erfolgs gewiß gewesen wären. Der Zimmermann hatte unterdeß Mittel gefunden, die Pinasse wenigstens in so weit wieder zusammen zu sticken, daß sie Wasser halten konnte. Sie ward hierauf augenbliklich ausgehoben, und den andern Böten beim Boogsiren zu Hülfe gesandt. Aber auch dies und all unser Bestreben würde fruchtlos gewesen seyn, wenn nicht die alleslenkende Vorsehung gerade in dem entscheidendsten Augenblicke unsers Schiksals ein fast unmerkliches Lüftchen gesandt hätte, welches sanft in die Segel hauchte; zwar so sanft, daß wir zu jeder andern Zeit es kaum gemerkt haben würden, aber jezt doch hinreichend, der Wageschaale, auf welcher unsere Rettung schwebte, den Ausschlag zu geben, und das Schiff, mit Hülfe der Böte, um ein Merkliches queer von dem Riffe weg zu führen.

Nun lebte die Hofnung von neuem in uns auf: allein weniger als zehn Minuten war es wieder eben so windstill als vorher; die Wellen jagten das Schiff von neuem den Klippen zu, und schon sahen wir zwischen uns und dem Tode abermals nur einen Zwischenraum von 600 Fuß. Aber in dem Augenblicke, da unser Untergang zum zweitenmal unvermeidlich schien, erhob sich, Dank sey der mitleidigen Vorsehung! zum zweitenmal ein sanftes wohlthätiges Lüftchen und hielt ungefähr 10 Minuten lang an. In dieser glüklichen Zwischenzeit erblikten wir eine kleine Oeffnung im Riffe, die uns einen Durchweg zu versprechen schien. Ich schikte augenbliklich einen von des Schiffers Gehülfen aus, um

dieselbe zu untersuchen: und es währte nicht lange so kam er mit der Nachricht zurük, daß sie zwar nicht breiter als das Schiff lang sey, daß aber jenseits derselben das Wasser still und vollkommen ruhig wäre.

Nach dieser Entdeckung schien unsere Rettung nunmehr höchstens möglich — aber auch nicht um ein Haarbeit mehr als möglich — zu seyn, in dem Fall nämlich, daß es uns glücken sollte, das Schiff durch diese Oeffnung hindurch zu führen. Dies ward nun sogleich versucht. Allein ein unvermutheter Vorfall, machte es uns unmöglich, unsere Absicht zu erreichen. Als wir nämlich durch die vereinigte Hülfe des schwachen Windes und der Böte endlich bis an die Oeffnung hingekommen waren: fanden wir, daß die Fluthzeit eben aufhörte, und daß das zurükströmende Wasser der Ebbe ungestüm, wie aus einer Schleuse, durch die Oeffnung uns entgegen schoß. Dieser Strom riß uns über eine Viertelmeile gewaltsam mit sich fort; und entfernte uns dadurch zwar von den Klippen, aber leider nicht weit genug. Wir hatten daher noch immer alle Ursache an unserer Rettung zu zweifeln, selbst dann noch zu zweifeln, wenn die gelinde Luft, die nunmehr gänzlich erstorben war, auch noch einmal wieder aufwachen sollte. Noch waren wir im Angesicht des Riffs, und sobald die Ebbe vorüber war, trieb die Fluth, so sehr wir auch dagegen kämpften, das Schiff von neuem wieder in seine vorige Lage zurük.

Um diese Zeit erblikten wir eine andere Oeffnung zwischen den Klippen, die ohngefähr eine Meile weit

westwärts von uns lag. Augenblicklich schikte ich den ersten Lieutenant Hrn. Hicks, im kleinen Boote dahin ab, um dieselbe untersuchen zu lassen; wir Andern aber kämpften unterdeß aus allen Kräften mit der Fluth. Bald gewannen wir ein wenig über sie, bald sie wieder über uns. Dennoch hielt Jedermann in der Arbeit unverdrossen an, und that seine Schuldigkeit eben so pünctlich und ruhig, als ob gar keine Gefahr vorhanden gewesen wäre.

Herr Hicks kehrte nach einiger Zeit mit der Nachricht zurük, daß die Oeffnung zwar enge und gefährlich wäre; daß man aber doch, wenn das Glük uns begünstigte, hindurch kommen könne. Die bloße Möglichkeit hindurch zu kommen, war uns schon genug, den Versuch zu wagen: denn wer scheuet eine gewisse und noch entfernte Gefahr, wenn es darauf ankommt, einer gewissen und gegenwartigen zu entfliehen? Glüklicher Weise erhob sich zu eben der Zeit ein leichter Wind, der uns zur Erreichung unserer Absicht günstig war; denn dieser brachte uns, mit Hülfe der Böte, nicht nur bis zur Oeffnung hin, sondern auch — glüklich hindurch. Ja eben die Fluth, die unsern Untergang nur desto schleuniger befördert haben würde, wenn nicht hier eine Oeffnung gewesen wäre, trug jezt zu unserer Rettung bei. Ihr Strom riß uns so entsezlich schnell mit sich fort, daß das Schiff gerade, wie ein Pfeil, hindurchschoß und weder gegen die eine noch gegen die andere Seite des Kanals anstoßen konnte. In diesem Schlunde fanden wir das Wasser von sehr ungleicher Tiefe: denn es wechselte von dreißig zu

sieben Klaftern sehr plözlich ab, und der Boden war zugleich sehr gefährlich.

Sobald wir innerhalb des Riffs gekommen waren, ließen wir gleich die Anker fallen; und — so groß und schnell sind oft die Veränderungen des Lebens: — wir hielten uns jezt für glücklich, wieder in der nämlichen Lage zu seyn, aus der wir erst vor zweien Tagen uns so sehnlich hinausgewünscht und die Gewährung dieses Wunsches als das größte Glük betrachtet hatten, welches uns widerfahren konnte. So gefährlich es indeß auch immer seyn mochte, mit einem schon halb zertrümmerten Schiffe innerhalb des Riffs zwischen einer unzählbaren Menge von Klippen herum zu segeln: so nahm ich mir doch jezt unwiederruflich vor, auf meinem ferneren Laufe gegen Norden, das feste Land nie wieder zu verlassen, es möchte auch gehen wie es wolle: denn die Entscheidung der Frage: ob Neu-Guinea mit diesem Lande zusammenhänge oder nicht? war mir viel zu wichtig, als daß ich nicht gern mein Leben daran gewagt hätte, um eine bestimmte Entscheidung darüber zu erhalten. Der müßige und feige Wollüstling, der keinen andern Beruf in sich fühlt, als die Süßigkeiten und Gemächlichkeiten eines üppigen Lebens zu genießen, mag diese meine Entschließung immer Tollkühnheit nennen. In seinen Augen muß sie das freilich auch wohl seyn; in den meinigen war sie eine Pflicht, die ich dem Vaterlande, welches mich auf Entdeckungen ausgesandt hatte, und der ganzen Menschheit, der diese Entdeckungen

Deckungen zu statten kommen konnten, schuldig zu seyn erachtete.

Um meine Leser nicht durch Einförmigkeit zu ermüden, übergeh ich alle die ferneren Schwierigkeiten und Gefahren, die sich uns von hier an stündlich von neuem in den Weg legten, und begnüge mich, nur zu melden, daß wir endlich am 21sten August eine Gegend erreichten, wo das Land ein Ende zu nehmen und von verschiedenen nach weiter nördlich gelegenen Inseln durch einen Kanal abgeschnitten zu seyn schien. Nunmehr waren wir also an den Flek gekommen, wo die Frage: ob dieses Land mit Land-Guinea zusammenhänge oder nicht? endschieden werden mußte. Um hierüber zu einer völligen Gewißheit zu gelangen, lief ich in den besagten Kanal hinein; legte das Schiff vor Anker, und gieng unter einer Bedeckung bewafneter Leute und in Begleitung meiner Herrn Reisegefährten ans Land, um einen Berg zu besteigen, von wannen sich die Gegend rund umher bequem beobachten ließ.

Als wir vom Schiffe abstießen, erblikten wir zehn Indianer am Lande; neun derselben waren mit Lanzen, der Zehnte aber mit einem Bogen und einem Bündel Pfeilen bewafnet, welches uns hier zu Lande etwas ganz neues und das erste Beispiel in der Art war. Drei derselben, unter denen sich auch der Bogenschüze befand, kamen an den Strand herab, und stellten sich uns gegen über. Wir glaubten, daß sie uns die Ladung streitig machen wollten; als wir uns aber bis auf einen Flintenschuß genähert

hatten, giengen sie ganz gemächlich und friedsam fort. Wir stiegen hierauf sogleich ans Land, und kletterten dann den Berg hinauf, welcher dreimal so hoch als der Mastkorb und dabei völlig kahl war. Jezt standen wir auf dem Gipfel desselben und schaueten umher. Zu meinem Vergnügen war, so weit ich den Kanal gegen Süd-Westen mit meinen Augen verfolgen konnte, kein Land zu sehen; ich zweifelte also auch nunmehr im geringsten nicht mehr, hier eine Straße gefunden zu haben, welche aus der Südsee nach dem indianischen Meer hinüber führe, und Neu-Holland von Neu-Guinea trennte.

Nachdem ich nunmehr an der östlichen Küste von Neu-Holland, die, wie ich gewiß weiß, noch kein Europäer vor mir besucht hatte, vom 38sten Grade der Breite bis zum 11ten Grade, also eine Strecke von 400 deutschen Meilen lang, gesegelt war, und jezt im Begriff stand, dieselbe zu verlassen; so ließ ich zum Abschied noch eine Flagge wehen, und nahm nunmehr die ganze östliche Küste für seine Majestät König Georg III. unter dem Namen Neu-Süd-Wallis, mit allen daran liegenden Meerbusen, Häfen, Revieren und Inseln förmlich in Besiz. Wir gaben hierauf eine dreimalige Salve aus dem kleinen Gewehr, die im gleichen Maaße vom Schiffe aus beantwortet wurde. Die Insel, worauf wir diese Feierlichkeit vornahmen, nannte ich Besiznehmungs-Eiland (possession Island;) worauf wir uns wieder in unser Boot begaben, und nach dem Schiffe zurükruderten.

Am

Am folgenden Tage giengen wir wieder unter Segel, und fuhren nunmehr in die Straße hinein, sehr vergnügt über die Entdeckung derselben. Diese Straße wird auf der Südostseite von Neu Holland und auf der Nordwestseite von einer Menge Inseln begrenzt, die ich des Prinzen von Wallis Inseln genannt habe, und die sich wahrscheinlicher Weise bis ganz nach Neu-Guinea erstrecken. Auf den meisten von diesen Inseln sahen wir Rauch in die Höhe steigen; ein sicherer Beweis, daß sie bevölkert sein müssen.

27.

Umständlichere Beschreibung der östlichen Küste von Neu-Holland, nunmehr Neu-Süd-Wallis genannt. Von den Naturgütern und den Bewohnern dieses Landes.

Dieses Land ist größer, als irgend ein anderes der bekannten Welt, das nicht den Namen eines festen Landes oder eines Welttheils führt. Wir lernten zwar nur die östliche Küste desselben kennen; aber da diese, so weit wir sie befuhren, schon über 400 deutsche Meilen beträgt; so läßt sich daraus schließen, daß der Flächen-Inhalt des ganzen Landes weit größer seyn muß, als der von ganz Europa. Der südliche Theil des Landes ist, so weit wir ihn gesehen haben, niedrig und flach; gegen

Norden hin wird es zwar höher, doch nirgends so sehr, daß man es gebirgigt nennen könnte. Im Ganzen scheint der Boden gar nicht fruchtbar zu seyn. Das Gras ist zwar mehrentheils hoch, aber auch dünne; und in den Gegenden, wo die größten Bäume wachsen, stehen sie wenigstens 40 Fuß weit aus einander. Es war gerade die dürrste Jahrszeit, in welcher wir uns hier befanden: dennoch fanden wir viele kleine Bäche und Quellen; aber keine große Flüsse und Ströme, welches gleichfalls beweiset, daß das Land keine hohe Gebirge haben muß.

Unter den hiesigen Fruchtbäumen fanden wir dreierlei Arten von Palmbäumen. Der Kohl, den man auf zweien Arten dieser Bäume findet, ist zwar klein, aber ungemein süß und schmakhaft. Die dritte Art trägt keinen dergleichen Kohl, aber, gleich den übrigen, eine Menge Nüsse von der Größe einer großen Kastanie. Da wir bei den Feuerstellen der Indianer viele Schaalen solcher Nüsse zerstreut umherliegen sahen: so schlossen wir daraus, daß diese Frucht eßbar seyn müsse. Allein der Versuch, den einige von uns damit anstellten, mußte theuer bezahlt werden; denn die Frucht wirkte als ein heftiges Brech- und Purgiermittel. Daß gleichwohl die Indianer sie genießen, schien uns ausgemacht zu seyn: aber freilich hat der rohe Indianer auch eine ganz andere Natur, als der verzärtelte und geschwächte Europäer. Dies hätten wir bedenken sollen. Selbst unsere Schweine schienen dieses Futter nicht ertragen zu können. Sie fraßen zwar davon, und es schien

eine

eine Zeitlang, als wenn sie sich wohl dabei befänden: aber nach Verlauf von ohngefähr acht Tagen wurden sie krank; zwei derselben starben, und die übrigen wurden mit genauer Noth gerettet.

Außer diesen Bäumen giebt es hier noch verschiedene kleine Bäumchen und Stauden, die in Europa völlig unbekannt sind. Eins von diesen bringt eine elende Art Feigen hervor; ein anderes trug eine Art von Pflaumen, die mit den unsrigen weiter nichts, als die Farbe, gemein haben; ein drittes eine Art purpurfarbiger Aepfel, die, wenn man sie einige Tage liegen ließ, ohngefähr wie eine Zwetsche schmekten.

Der Kräuterforscher findet hier einen Reichthum von neuen, unbekannten Pflanzen; es giebt aber nur sehr wenig eßbare darunter.

Von vierfüßigen Thieren, die wir hier vorfanden, habe ich schon oben den Hund, und das in Europa noch nicht bekannte Kenguru genannt. Außer diesen sahen wir auch eine Art von Iltis, und einige von uns wollten auch Wölfe bemerkt haben. Einer unsrer Matrosen glaubte sogar, wie ich schon oben erzählt habe, auch den Teufel hier gesehn zu haben; aber es fand sich, daß es nur eine große Fledermaus gewesen war. Von diesen gab es hier verschiedene Arten, und unter diesen eine so groß, als man sie sonst nirgends findet.

See- und Langeflügel giebt es hier in großer Menge und Mannigfaltigkeit. Zu den letztern gehö-

ren auch große und kleine Papageien, Cacadous und andere dergleichen ausnehmend schöne Vögel. Von Tauben insonderheit fanden wir eine unglaublich große Menge. Diese Vögel sind hier sehr schön, und haben eine ganz besondere Art von Tollen, dergleichen wir zuvor noch nie gesehen hatten.

Unter andern kriechenden Thieren findet man hier verschiedene Arten von Schlangen, deren einige giftig, andere aber unschädlich sind; ferner Scorpionen, Centipeden und Eidexen. Insecten gibt es nur wenige; und unter diesen sind die Muskito's und die Ameisen die vornehmsten. Eine Art der leztern ist grün, wie Gras, wohnet auf den Bäumen, und bauet dort Nester von verschiedener Größe, die kleinsten einer Faust, und die größten eines Mannskopfes groß. Die Bauart dieser Nester ist sehr merkwürdig; sie bestehen aus mehreren Baumblättern; deren jedes einer Handbreit ist. Von diesen biegen sie mehrere krum, und leimen die Spizen derselben dergestalt zusammen, daß sie ohngefähr die Gestalt eines Beutels bekommen. Der Leim, dessen sie sich dazu bedienen, ist ein Saft, den die Natur selbst in ihrem Körper zubereitet. Wie sie es anfangen, die Blätter niederzubeugen und zu krümmen, dies zu beobachten hatten wir keine Gelegenheit; allein an den bereits gebogenen Blättern sahen wir Tausende derselben, wie sie ihre vereinigten Kräfte anstrengten, um solche krumm zu halten, indessen ein anderer arbeitsamer Haufen inwendig beschäftiget war, dieselben anzukleben, damit sie nicht wieder in ihre vorige Lage und Gestalt zurückschnellen mögten.

mögten. Um uns zu überzeugen, daß die Blätter blos durch die angestrengten Kräfte dieser kleinen Künstlerinnen gebogen und niedergehalten würden, stöhrten wir sie in ihrer Arbeit und treiben sie davon weg; worauf die Blätter augenbliklich in ihre natürliche Lage zurükkehrten. Die elastische Kraft, durch welche dies geschahe, war so stark, daß man kaum die Möglichkeit begreifft, wie diese Kraft von so kleinen Geschöpfen überwunden werden könne. Weil wir aber unsere Neugierde auf ihre Kosten befriedigten, so ließen sie auch den ihnen zugefügten Schaden nicht ungeahndet. Tausende dergleichen fielen uns augenbliklich an, und verursachten uns durch ihre Stiche die unausstehlichsten Schmerzen. Am meisten mußten wir von denen ausstehen, die sich an unsere Hälse und in die Haare sezten: weil man sie da nicht so leicht wieder loswerden konnte. Ihr Stich war beinahe eben so empfindlich, als der einer Biene; doch dauerte den Schmerz jedesmal nur eine Minute lang. — Wir fanden hier noch einige andere Arten von Ameisen, deren eine, welche die Aeste der Bäume aushöhlt, um sie zu bewohnen, ich schon oben beschrieben habe.

Das reichlichste Nahrungsmittel gewährt den Eingebohrnen die See. Selten warfen wir das große Netz aus, ohne 50—200 Pfund Fische zu fangen, womit die meisten sehr wohlschmeckend sind. Auf den Riffen und Bänken giebt es eine unglaubliche Menge der besten grünen Schildkröten, auch mancherlei Austern, besonders Felsen- und Perlenaustern. Außerdem giebt es hier auch Meerschnecken

und

und Seekrebse, und in einigen Büchten auch Alligators (eine Art kleiner Krokodille.)

In Betracht der Größe dieses Landes scheint die Zahl seiner Einwohner allerdings sehr geringe zu seyn. Die größte Zahl, die wir je beisammen sahen, belief sich nicht über dreißig Personen.

Es ist zwar wahr, daß wir von diesem ganzen Lande weiter nichts, als die östliche Küste gesehn haben, und zwischen dieser und der westlichen Küste liegt freilich ein ungeheurer Strich Landes mitten inne, der noch nicht untersucht worden ist; allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß diese ganze große Strecke entweder durchaus öde, oder wenigstens noch spärsamer bevölkert seyn müsse, als die Küsten. Ohne Ackerbau würden die Bewohner in den innern Theilen des Landes ohnmöglich zu allen Jahrszeiten zu leben haben; verstünde man sich aber mitten im Lande darauf, das Feld zu bauen; so würde man auf den Küsten etwas davon wissen. Hier aber fanden wir nicht die geringste Spur davon. Es steht daher zu vermuthen, daß nur diejenigen Gegenden dieses Landes bevölkert seyn müssen, wo die See zum Unterhalt der Einwohner das Ihrige mit beitragen kann.

Alle Bewohner derjenigen Gegend, wo das Schiff ausgebessert wurde, und wo wir uns am längsten aufhielten, beliefen sich nur auf ein und zwanzig Personen, nämlich zwölf Männer, sieben Weiber, ein Knabe und ein Mädchen. Die Weiber haben

wir

wir nie in der Nähe zu sehen bekommen; denn so oft die Männer zu uns kamen, blieben jene allemal in einer gewissen Entfernung zurük. Die Erstern waren von mittler Größe, wohlgebildet, und ungemein stark, munter und hurtig. Ihrer Gesichtsbildung fehlte es nicht ganz an Ausdruk; und ihre Stimmen waren sanfter und feiner, als man sie an Männern hören mag. Uebrigens sahen sie am ganzen Leibe so unsauber aus, als wenn sie mit Schmuz gleichsam überzogen gewesen wären. Man konnte daher auch gar nicht bemerken, welche Farbe der Haut ihnen eigentlich natürlich sey. Wir versuchten es zwar durch Abwaschen und Abreiben dahinter zu kommen: aber das half beinahe so viel als gar nichts. Die Schmuzrinde schien in die Haut hinein gewachsen zu seyn. Die lezte Farbe, die sich nicht weiter abwaschen ließ, glich der Chocolade. Ihre Nasen sind nicht platt und eingedrükt, und ihre Lippen gar nicht aufgeworfen. Sie haben schöngereihte, weisse Zähne: ihr Haar ist schwarz und lang von Natur, aber sie pflegen es durchgängig kurz abzuschneiden. Auch dieses war, wie ihre ganze Person, klebrigt und schmuzig, aber frei von Ungeziefer. Ihr schwarzer Bart ist buschigt und stark: sie kürzen ihn aber gleichfalls ab. Wie fanden bei genauerer Untersuchung, daß sie ihn abzusengen pflegen. Mit dem Haupthaare verfahren sie vermuthlich eben so; denn nie sahen wir ein schneidendes Werkzeug von irgend einer Art bei ihnen.

Ihr ganzer Körper ist durchaus bedekt, und sie scheinen, wie die Thiere, für Schamhaftigkeit kein

Gefühl

Gefühl zu haben. Und doch sind sie — was an so armseligen menschlichen Geschöpfen sehr befremdend scheinen muß — keinesweges frei von Eitelkeit. Denn wenn sie gleich nicht nöthig finden, ihre Blöße zu bedecken: so finden sie es doch sehr nöthig, sich zu puzen. Worinn ihr Puz besteht? Erstlich — und hier bitte ich diejenigen meiner jungen Leserinnen, welche sich selbst gern puzen mögen, ja recht aufmerksam zu seyn — in einen fingerdicken und fünf bis sechs Zoll langen Knochen, den sie in die zu diesem Behuf durchbohrte Scheidewand zwischen den beiden Naselöcher stecken. Dieser Knochen reicht ihnen solchergestalt quer über das ganze Gesicht und verstopft ihnen beide Nasenlöcher dermaßen, daß sie, um Athem zu schöpfen, den Mund weit aufgesperrt halten müssen. Ihre Sprache wird dadurch so undeutlich, daß sie sich selbst unter einander kaum verstehen können. Dies gab ihnen in unsern Augen ein so seltsames Ansehn, daß wir, ehe wir des Anbliks gewohnt wurden, jedesmal große Mühe hatten, uns des Lachens zu enthalten. Sie selbst schienen sich etwas darauf zu Gute zu thun. So verschieden sind bei den Menschen die Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit! Was dem Einen unausstehlich scheint, das kömmt dem Andern entzückend vor. Beide gehorchen dabei dem Gesez der Mode.

Außer diesem sonderbaren Nasenschmuck trugen sie auch Halsbänder die aus sehr artig geschnittenen und an einander gereihter Muscheln bestanden; auch Armbänder von kleinen Schnüren, die zwei bis

dreimal

dreimal um den Obertheil des Arms gewunden waren. Eine ähnliche Schnur, von Menschenhaar geflochten, die nur so dik als ein Zwirnsfaden war, hatten sie um den Unterleib gebunden. Noch schmücken einige unter ihnen sich mit Brustbändern von Muscheln, welche vom Nacken quer über die Brust hinabhiengen. Auch bemahlen sie ihre mit Schmuz überzogenen Leiber hin und wieder mit weisser und rother Farbe, um ihnen ein recht buntschäckigtes Ansehn zu geben. Von der weissen Farbe legen sie auch kleine Schönfleckchen auf das Gesicht und ziehen um jedes Auge einen Kreis davon. Die rothe Farbe schien Bergroth zu seyn; was aber das weisse eigentlich seyn mogte, haben wir nicht entdecken können. Es sahe aus, als ob es lauter kleine hart bei einander liegende Körner wären. Ihre Ohren waren zwar auch durchlöchert, wir sahen aber Keinen, der etwas darinn trug.

Gern hätten wir von den genannten Zierrathen einige Stücke eingetauscht; aber sie hielten dieselben viel zu hoch, als daß wir sie hätten bewegen können, uns auch nur das geringste davon zu überlassen. Dies war um deste sonderbarer, da unsere Graskorallen und Bänder nicht bloß ein ähnlicher Putz, sondern auch noch viel glänzender waren. Aber ich muß auch zugleich anmerken, was noch viel sonderbarer scheinen wird, daß diese Leute von Handel und Tausch nicht den allergeringsten Begriff hatten, und daß es uns unmöglich fiel, ihnen einen davon beizubringen. Was wir ihnen gaben, nahmen sie an; daß wir aber etwas dagegen verlangten,

war ihnen schlechterdings nicht begreiflich zu machen, wir mogten es anstellen wie wir wollten. Auch war ihnen alles, was wir hatten oder vorzeigten, durchaus gleichgültig; sie begehrten daher nicht nur nichts davon zu kaufen, sondern sie fühlten auch ganz und gar keine Versuchung, uns zu bestehlen. Hätten sie nach mehrerem gelüstet, so würden sie auch weniger ehrlich gewesen seyn. Denn daß ihre, anscheinende Ehrlichkeit nicht sowohl aus Tugend, als aus einem Mangel an Begierden herrührte, das zeigte sich bei der Gelegenheit, da wir uns weigerten, ihnen unsere Schildkröten zu geben. Wie sie sich dabei nahmen, ist schon oben erzählt worden. Außer diesem Einen Artikel hatten wir aber nichts, worauf sie nur den geringsten Werth gesezt hätten. Sie warfen daher die schönen Sieben sachen, die wir ihnen schenkten, größtentheils in den Wäldern umher, wie Kinder mit ihrem Spielsachen zu thun pflegen, sobald sie sich satt daran gesehn haben.

Diese armseligen Geschöpfe schienen indeß an dem ersten und gröſten Gute des Lebens, an Gesundheit, viel reicher als wir zu seyn. Wir sahen schlechterdings keinen einzigen unter ihnen, der sich nicht vollkommen wohl befunden hätte; und man konnte keine andere Merkmale von überstandenem körperlichen Leiden, als große ungestalte Narben entdecken, die von Wunden herzurühren schienen, die sie sich mit irgend einem stumpfen Instrumente selber beigebracht hatten, und woran sie uns auch durch Zeichen zu verstehen gaben, daß es Denkmäler

ihrer

ihrer Betrübniß über das Absterben ihrer Freunde wären.

Beständige Wohnsitze scheinen sie nirgends zu haben. Ihre elenden Hütten waren sowohl nach ihrer Bauart, als nach ihrer innern Einrichtung kunstloser und nachläßiger, als alles, was wir in der Art je gesehen hatten. Sie bestehen aus biegsamen Zweigen; diese werden bogenförmig gekrümmt und so mit beiden Enden in die Erde gesteckt, und alsdann mit Palmblättern und großen Stücken von Baumrinde bedekt, so daß die Wohnung an Form und Ansehen einem Backofen gleicht. Sie ist dabei so klein und niedrig, daß ein Mann weder aufrecht darinn niederliegen und ausstrecken kann. Unter solchen Hütten oder Schauern liegen sie in einer gekrümmten Stellung, so daß die Füße beinahe gegen den Kopf heraufreichen; und in dieser unbequemen Lage mögen drei bis vier Personen nothdürftig Platz darinn haben. In den hülfen Gegenden des Landes fanden wir diese Hütten noch nachläßiger gebaut. Sie bewohnen dieselben auch nicht für immer; denn sie bleiben in einer Gegend nur so lange, als sie Lebensmittel daselbst finden. Sind diese aufgezehrt, so ziehen sie weiter, und lassen die Wohnungen dahinten. * Wenn sie sich aber gleichsam auf dem Marsche befinden, und nicht länger als ein paar Tage irgendwo zu bleiben gedenken; so lagern sie sich unterm freien Himmel, und statt alles Obdachs dient ihnen dann bloß das Buschwerk oder Gras, welches hier gegen zwei Fuß hoch wächst.

Ihr unbedeutender Hausrath kömmt mit ihren Wohnungen überein; er ist eben so armselig, als diese. Ein länglichtes, aus Baumrinde verfertigtes Gefäß, zum Wasserschöpfen; ein kleiner aus Garn zusammengeknüpfter Beutel, worinn sie gewöhnlich etwas Farbe zum Schminken, etliche Angelhacken und Angelschnüre und einige Spitzen zu Wurfspießen auf dem Rücken tragen, machen alle ihre Besitzungen aus.

Ihre Angelhacken sind aus Muschelschaalen gemacht und ungemein sauber gearbeitet. Die dazu gehörigen Schnüre, wovon die feinsten kaum dicker als ein Haar, die stärksten hingegen einen halben Zoll dick sind, verfertigen sie aus den Fibern einer Pflanze, die wir kennen zu lernen keine Gelegenheit fanden. Außerdem haben sie sich ein künstliches Werkzeug zum Schildkrötenfang erdacht, dessen Beschreibung nicht hinreichen würde, meinen Lesern einen anschauenden Begriff davon zu geben. Ich thue daher Verzicht darauf. Aber man bemerke, wie erfinderisch und sinnreich hier, wie überall, das Bedürfniß macht: und wie nöthig es daher sey, wenn man seinen Verstand ausbilden und recht klug werden will, sich von frühester Jugend an so wenig als möglich von Andern bedienen zu lassen, und seine Bedürfnisse, so sehr es immer thunlich ist, durch eigene Ueberlegungen und durch eigene Kraftanwendung zu befriedigen!

Ihr Hauptnahrungsmittel machen die Fische aus; doch mögen sie zuweilen auch wohl Gelegenheit fin-

den

den ein Känguru — meine jungen Leser werden sich der obengegebenen Beschreibung dieses Thiers erinnern — und verschiedene Vögel zu erlegen. Die leztern sind indeß hier so scheu, daß man ihnen kaum mit der Flinte beikommen könnte. Die einzige hiesige Pflanze, die man als ein wirkliches Nahrungsmittel ansehen kann, ist die Yamwurzel; doch scheint man sich auch einiger Baumfrüchte dazu zu bedienen. So viel wir bemerken konnten, essen sie keine Art von Fleisch roh; weil sie aber kein Gefäß haben, worinn man etwas kochen könnte: so rösten sie es entweder auf Kohlen oder backen es vermittelst heißgemachter Steine in ausgegrabenen Erdlöchern, wie die Bewohner der Südsee-Inseln.

Wir beobachteten, daß verschiedene von ihnen eine gewisse Art Blätter beständig im Munde hatten, so wie einige Europäer den Taback, die Ostindianer den Betkel zu kauen pflegen. Von was für einer Pflanze diese Blätter seyn mogten, konnten wir nicht erfahren.

Von der Art, wie sie dem Wilde nachstellen, vielleicht auch Vögel zu haschen suchen, glaubten wir folgende Spuren zu bemerken. Wir fanden allenthalben, daß sie in die Stämme großer Bäume stufenähnliche Einschnitte gemacht hatten. Vermuthlich geschieht dieses, um desto bequemer hinaufzuklettern, um dort zu lauern, bis ein Thier vorbei und ihnen nahe genug kömmt, um es durch einen Wurf mit der Lanze erreichen zu können: Und auf eben diesen Standorten greifen sie vielleicht die

Vögel, welche sich des Abends auf die Bäume sezen, um darauf zu übernachten.

28.

Fortsezung von Neu-Süd-Wallis. Fahrt von da nach Neu-Guinea.

Die Art und die Geschwindigkeit, womit die wilden Bewohner dieses Landes Feuer hervorzubringen wissen, ist bewundernswürdig. Sie nehmen zu diesem Behuf zwei Stücke dürres und weiches Holz; das eine ist ein Stecken, ohngefähr acht bis neun Zoll lang, das andere ein flaches Stük. Jenem gaben sie eine stumpfe Spize, stellen ihn alsdann mit dieser Spize auf das andere Stük und drehen ihn hierauf zwischen ihren Händen, gleich einem Querl, geschwind herum. Das Holz fängt hierdurch in weniger als zwei Minuten an zu glimmen, und alsdann ist ihnen der kleinste Funke schon genug, weil sie das Feuer sehr geschikt und schnell zu vergrössern wissen: Die Art, wie sie sich dabei benehmen, ist folgende. Sie umwikeln den erregten Funken mit einer Handvoll dürres Gras und sezen sich damit so fort in Lauf. Es währet nicht lange, so ergreift das glimmende Feuer, durch die schnelle Bewegung angefacht, das Heu und dieses geräth in Flamme. Dann bücken sie sich einen Augenblik; legen das brennende Gras nieder; wikeln

hurtig

hurtig einen neuen Funken in einen andern Büschel und rennen, wie zuvor wieder von dannen. Ueberall, wo sie sich niederbücken, sieht man unmittelbar darnach die Flamme aufsodern, weil das umherstehende dürre Gras von dem niedergelegten Feuer sogleich ergreiffen wird.

Auf diese Weise können sie, wie ich schon oben erzählt habe, in kurzer Zeit eine ganze Gegend in Brand sezen; und vermuthlich bedienen sie sich dieses Mittels, um das Rängaru zu fangen, indem sie es rund umher mit Feuer einschliessen. Wenigstens bemerkten wir, daß dieses Thier sich vor dem Feuer ausserordentlich fürchtete; ja es scheuete sich vor bloßen Brandstellen, auf denen kein Feuer mehr zu spüren war, so sehr, daß man es kaum durch die Hunde zwingen konnte, darüber wegzulaufen.

Die Waffen dieser Indianer bestehen aus Spiessen oder Lanzen, und sie haben deren in verschiedener Art. Einige hatten vier Zinken, deren jede nicht nur mit einer Spize von Knochen, sondern auch mit einem Wiederhacken versehen war. Die Spize überziehen sie mit einem harten Harze, wodurch sie nicht nur glänzend, sondern auch glatt werden, und vermöge dieser leztern Eigenschaft dringen sie leichter und tiefer in den Gegenstand, den sie treffen, ein. In andern Gegenden führt man Lanzen, die nur eine Spize haben. Der Schaft besteht aus einem Rohr oder aus einem Gewächs, das dem Rohr gleicht. Er wird acht bis vierzehn

Fuß lang gemacht, besteht aber nicht aus einem einzigen Stücke, sondern aus mehrern, die in einander geschoben und dann fest gebunden sind. Die Spize, womit er versehen wird, besteht bald aus einem harten und schweren Holze, bald aus einer Fischgräte. Anstatt der Widerhacken pflegen diese Spizen mit verschiedenen kleinern Gräten verbunden zu seyn, die rükwärts in entgegenstehender Richtung daran befestiget sind. In die von Holz gemachten Spizen pfleget sie scharfe Stücken von zerbrochenen Muschelschaalen hineinzustecken, und die Fugen mit Harz auszufüllen.

Eine mit dergleichen Wiederhacken versehene Lanze ist in der That ein fürchterliches Gewehr. Denn wenn sie trift und einmahl eingedrungen ist, so kann man sie nicht wieder aus der Wunde bringen, ohne das Fleisch mit hinweg zu reissen oder die scharfen und schroffen Splittern der Gräten oder der Muschelschaale, die den Widerhacken ausmachen, in der Wunde zurük zu lassen. Sie wissen diese Waffen mit ungemeiner Stärke und Geschiklichkeit zu werfen. Auf 30 bis 60 Fuß werfen sie damit aus freier Hand; sollen sie aber auf 100 bis 150 Fuß weit tragen: so bedienen sie sich dazu eines Instruments, welches wir einen Wurfstok nannten. Dieses ist ein ebener glatter Stecken, aus einem harten Holz verfertiget, ungemein schön geglättet, ungefähr zwei Zoll breit, einen halben Zoll dik und drei Fuß lang; und sie bedienen sich desselben, um die Lanze damit fortzuschnellen, auf eine Weise, die ich meinen jungen Lesern anschaulich zu machen vergebens versuchen würde.

würde. Die Wirkung davon ist bewundernswürdig; denn sie treffen auf diese Weise in einer Entfernung von 150 Fuß ihren Gegenstand ungleich zuverläßiger, als wir es mit einer einzigen Kugel vermögen.

Von Schuzwaffen bemerkten wir bei den Eingebohrnen nichts, als eine Tartsche oder einen Schild, der länglicht und ohngefehr drei Fuß hoch, anderthalb Fuß breit und aus der Rinde eines Baums verfertiget war. Dergleichen Schilde müssen hier von den Eingebohrnen häufig gebraucht werden; denn wir fanden oft Bäume, an welchem solche Stücken Rinde fehlten, als dazu, der Form nach, gehören. Bisweilen fanden wir auch die ganze Form des Schildes in die Rinde eines Baums wirklich eingeschnitten, doch so, daß man die Rinde nicht wirklich abgelöst, sondern nur den Rand derselben ringsum ein wenig aufgehoben und durch hineingetriebene Keile in dieser Lage erhalten hatten. Die Eingebohrnen müssen also wohl bemerkt haben, daß Baumrinde desto dicker und stärker wächst, wenn man ein Stük davon rings umher ausschneidet und sie in diesem Zustande noch eine Zeitlang am Baume sizen läßt.

Die Kähne dieses rohen Volks sind eben so kunstlos und schlecht, als ihre Hütten. Am südlichsten Theile der Küste bestehen sie bloß aus einem Stück Baumrinde, das ohngefähr zwölf Fuß lang, an den Enden zusammengebunden und in der Mitte durch kleine Stecken auseinander getrieben ist. So elend und unsicher aber ein solcher Kahn auch ist

so sahen wir doch einstmals, daß er drei Personen führen könne. In seichtem Wasser stoßen sie diese Nachen durch Stangen fort, und wo es tiefer ist, da gebrauchen sie flache Ruder. So schlecht diese Kähne aber auch immer seyn mögen, so haben sie doch ihre Vortheile. Sie gehen z. B. nicht tief im Wasser und sind sehr leicht; sie können also in denselben auf die seichtesten Schlammbänke fahren, um Schaalenfische aufzulesen, welches der wichtigste Gebrauch ist, den sie davon zu machen haben. Wir beobachteten noch, daß mitten in diesen Kähnen allemal ein großer Büschel Seegras lag, und daß auf demselben ein kleines Feuer angezündet zu seyn pflegte, vermuthlich, damit die Leute, wenn sie auf den Fischfang ausgehn, ihren Hunger gleich auf der Stelle stillen und was sie fangen alsobald zubereiten und verzehren können. Als wir weiter gegen Norden kamen, fanden wir die Kähne schon von besserm Ansehn. Hier bestanden sie auch nicht mehr aus Baurinde, sondern aus dem Stamme eines Baums, der durch Feuer ausgehöhlt und hiernächst künstlich genug bearbeitet war.

Die einzigen Werkzeuge, deren sie sich dabei bedienen, sind ein Beil, welches aus Stein, aber herzlich schlecht verfertiget ist, einige kleine Stücken des nämlichen Steins, welche die Gestalt eines Keils hatten, ein hölzerner Hammer, ein paar Muschelschaalen und etliche Stücke Korallen, jene zum Schneiden, diese zum Raspeln. Zum Glätten ihrer Wurfstöcke und der Spize ihrer Lanzen bedienen sie sich der Blätter von einer Art wilden Feigenbäume,

Bäume. Dieses Laub greift das Holz fast eben so scharf an, als das Schachtelrohr, dessen unsere Tischler sich zum Poliren bedienen. Mit diesen elenden Werkzeugen und mit Hülfe des Feuers einen Kahn aus dem Stamme eines Baums zu verfertigen, muß allemal eine höchstschwere und langwierige Arbeit seyn; ja uns Europäern, die wir an den Gebrauch metallischer Werkzeuge gewöhnt sind, kommt dies beinahe ganz unmöglich vor. Aber man sieht auch hieraus, daß keine Schwierigkeit so groß ist, daß anhaltender Fleiß, Geduld und Standhaftigkeit sie nicht sollten überwinden können; eine Wahrheit, die ich meinen jungen Lesern nicht zu oft wiederholen zu können glaube. Schande über die schlaffe Menschenseele, die vor jeder Schwierigkeit erschrikt, und ein nüzliches Vorhaben aufgiebt, ohne erst alles, was menschliche Kräfte vermögen, dabei versucht zu haben!

Ich habe schon oben gesagt, daß die Bevölkerung dieses großen Landes außerordentlich gering ist. Was die Ursache davon seyn möge: ob sie sich, gleich den Bewohnern von Neuseeland unter einander selbst aufreiben; ob sie durch Hungersnoth weggeraft werden, oder ob es irgend eine andere Ursache giebt, welche der Vermehrung ihrer Art im Wege steht? das müssen wir künftigen Seefahrern zu untersuchen überlassen. Unsere eigenen mangelhaften Beobachtungen sezen uns noch nicht in den Stand, darüber zu entscheiden. Daß sie Kriege mit einander führen, läßt sich aus ihren Waffen deutlich schliessen. Denn wenn man auch annehmen wollte,

daß ihre Lanzen nur zum Fischen und Jagen gebraucht würden: so könnte doch der Schild, zu nichts anders, als zum Schuz wider die Angriffe eines Feindes dienen. Gleichwohl fanden wir kein anderes Merkmal irgend einer verübten Feindseligkeit unter ihnen, als einen Schild, der durch eine Lanze durchbohrt war. Wir können nicht einmal mit Zuversicht entscheiden, ob sie feig oder herzhaft sind? Zwei von ihnen widersezten sich freilich einmal mit vieler Entschlossenheit unserer Landung, als wir uns mit zwei stark bemannten Böten ihrer Küste näherten; und die Hartnäckigkeit des Einen, der, nachdem er schon mit Schroot verwundet war, noch einmal umkehrte, um uns Troz zu bieten, schien zu beweisen, daß sie nicht nur von Natur herzhaft, sondern auch mit den Gefahren des Krieges bekannt und ein streitbares Volk seyn müßen. Allein an allen andern Orten betrugen sie sich ungewöhnlich feig und schüchtern; denn sobald wir uns nur sehen ließen, entflohen sie in größter Eile und wagten es nicht einmal, uns von weitem zu drohen. Dies machte uns denn geneigt, sie im Durchschnitt mehr für feig, als für herzhaft zu erklären.

So viel von den Bewohnern dieses Landes. Jezt will ich den Faden unserer Reisegeschichte wieder aufnehmen und die ferneren Abentheuer erzählen, denen wir von hieraus entgegen giengen.

Wir steuerten nunmehr gen West-Nord-Westen. Da aber gegen Abend ein widriger Wind eintrat: so sahen wir uns genöthiget, einen Anker auszuwerfen,

sen, und die Nacht über still zu liegen. Gegen Morgen wollten wir ihn wieder lichten, um weiter zu segeln; allein wir hatten das Unglük, daß das Kabeltau riß und der Anker also auf dem Grunde des Meers zurükblieb. Ihn im Stich zu lassen, wäre ein zu großer Verlust für uns gewesen; ich ließ daher geschwind einen andern Anker auswerfen, um das Schiff festzuhalten, und wir versuchten hierauf, ob es möglich wäre, des verlohrnen wieder habhaft zu werden. Es glükte uns, die Stelle, wo er lag, ausfindig zu machen; und da wir hierauf anfiengen die See, wie es in der Schifferſprache genannt wird, zu kehren *): so hatten wir auch bald das Vergnügen, ihn zu fassen. Er ward hierauf wirklich bis über das Wasser heraufgewunden: aber in dem Augenblicke, da man ihn ins Schiff heben wollte, gleitete das Seil ab, und wir sahen ihn vor unsern Augen wieder in die Tiefe zurükſinken. Wir ließen indeß nicht nach, kehrten die See zum zweitenmale, hatten von neuem das Glük ihn zu fassen, und nun wurde

*) Die Seekehren heißt, ein langes Seil auf dem Grunde der See hinziehen, um durch Hülfe deſſelben einen abgeriſſenen Anker ꝛc. wieder zu finden und zu fassen. Zu dieſem Behuf werden die beiden Ende des Seils an zwei Böte befeſtiget, die in einiger Entfernung einander gegen über rudern. An die Mitte des Seils hängt man zwo Kanonenkugeln oder andere Gewichte, die es auf den Boden hinabdrücken. Indem nun die Böte fortrudern, ſchleppen ſie das Seil auf dem Grunde des Meers nach, und dieſes faßt den Anker.

wurde er endlich glüklich am Bord gebracht. Sehr vergnügt über diesen Erfolg gingen wir hierauf wieder unter Segel.

Noch an dem nämlichen Tage hatten wir das Unglük, zwischen Untiefen zu gerathen, wo unser Untergang unvermeidlich gewesen seyn würde, wenn der Anker, der in der größten Geschwindigkeit gesenkt wurde, nicht augenblicklich gefaßt hätte. Rings umher waren Bänke, gegen welche Wind und Fluth uns zugleich hintrieben; doch betrug glüklicher Weise an derjenigen Stelle, wo der Anker das Schiff festhielt, die Tiefe noch sechs Klafter. In einer kleinen Entfernung von da fand man nicht mehr als zwei Klafter. Unser aller Leben hieng jezt zusammt dem Schiffe an dem ausgeworfenen Anker. Hätte dieser nicht alsobald gefaßt, oder hätte er der Gewalt des Windes und der Fluth, die uns fortzureissen strebten, nachgegeben: so wären wir ohne Rettung verlohren gewesen. Dieß geschahe indeß nicht; und wir blieben auf der nämlichen Stelle so lange liegen, bis man die Gegend ringsumher durch Sondieren erforscht und den Gang, den das Schiff nehmen mußte, um aus diesem Labyrinth von Sandbänken herauszukommen, gefunden hatte. Wir kamen also auch diesmal nur mit einer Beängstigung davon.

Drei Tage nachher bekamen wir die südliche Küste von Neu-Guinea zu Gesicht. Allein ohngeachtet wir nicht über vier Seemeilen weit davon entfernt waren, so konnten wir es doch seiner niedrigen

drigen Oberfläche wegen, kaum unterscheiden. Es schien indeß gut mit Gehölz bewachsen zu seyn. In verschiedenen Gegenden erblikten wir Rauch, und konnten also sicher schliessen, daß es dort bewohnt seyn müsse.

Eine große Schlammbank, welche zwischen uns und dem Lande ununterbrochen gegen Westen fort lief, machte es uns unmöglich, uns ihm zu nähern, so oft wir es auch versuchten und so sehr wir es auch wünschten. Nachdem wir nun solchergestalt sechs Tage lang vergeblich allhier zugebracht hatten, wurden wir es endlich überdrüßig, den südlichen Passatwind, der uns nach Batavia führen sollte, noch länger ungenuzt zu lassen, um so mehr, da er der Jahrszeit nach, nicht lange mehr wehen konnte. Es wurde also beschlossen, daß wir so nahe als möglich gegen die Küste hinsteuern, sodann in der Pinasse ans Land gehen wollten, und daß das Schiff unterdeß, daß wir die Naturgüter und Bewohner desselben untersuchen würden, bis zu unserer Zurükkunft ab und zu laviren sollte.

Eine leichte Luft wehete uns um diese Zeit die lieblichsten Wohlgerüche zu, welche die Bäume, Stauden und Kräuter des Landes ausdusten, und welche uns um so viel begieriger darnach machten. Wir näherten uns daher demselben so weit wir konnten, das ist, ohngefähr bis auf drei Seemeilen weit. Hier legten wir das Schiff bei und ich ließ die Pinasse ausheben, die ich denn in Gesellschaft der Herrn Banks und Solander und neun anderen

Leute

Leute bestieg. Wir waren sämtlich wohl bewaffnet; und so ruderten wir dem Strande zu.

Als wir noch gegen 600 Fuß davon entfernt waren, wurde das Wasser so leicht, daß die Pinasse nicht weiter fortkommen konnte. Wir sahen uns also genöthiget, wollten wir anders nicht unverrichteter Sache zurükkehren, diese Strecke bis nach dem Lande hin zu durchwaden. Dies wurde denn bewerkstelliget, indem wir zwei Matrosen zur Bewachung des Boots zurüklißen.

So bald wir ans Ufer traten erblikten wir hart an der See, da wo der Sand jezt zur Ebbezeit trocken war, menschliche Fußstapfen; folglich mußten diejenigen, von denen sie herrührten, nur ohnlängst erst hier gewesen seyn. Das Land war hier mit einem dikverwachsenen Walde bedeckt, der bis auf einen Flintenschuß weit zu unserer Landungsstelle herabreichte. Die Klugheit erfoderte daher, auf unserer Hut zu seyn, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen und den Rückweg nach dem Boote frei zu behalten. Wir giengen daher längst der Außenseite des Waldes nach einem Hain von Kokosbäumen, der die Ufer eines kleinen Bachs beschattete, dessen Wasser wir salzig fanden. Die Bäume waren nicht groß, aber mit Früchten beladen; und unter denselben stand eine Hütte oder ein Schauer mit Blättern bedekt, wovon jedoch die meisten schon abgefallen waren. Um die Hütte her lag eine große Menge Kokosnußschaalen zerstreut, und einige derselben schienen so frisch zu seyn, als ob sie erst eben vom Stamme gekommen wären. Sehnsuchtsvoll

heftete

hefteten sich unsere Augen auf die schönen Nüsse; allein da es gar nicht rathsam war, auf die Bäume hinaufzusteigen, weil wir in jedem Augenblicke einen Ueberfall zu besorgen hatten: so mußten wir unserer Begierde Einhalt thun und den Ort verlassen, ohne nur eine einzige Nuß gekostet zu haben. Wohl bekam es uns jezt, daß wir durch Uebung gelernt hatten, unsere Begierden zu beherrschen:

Nicht weit von da fanden wir Plantanen und einen Brodfruchtbaum; der leztere trug aber damal nichts. Indem wir uns nun so von unserm Boote immer mehr und mehr entfernten, sprangen auf einmal drei Indianer mit einem entsezlichen Geschrei aus dem Walde hervor und kamen auf uns zugelaufen. Der vorderste schleuderte in vollem Lauf etwas aus der Hand, das seitwärts von ihm flog und vollkommen wie Schießpulver brannte, aber keinen Knall von sich gab. Die beiden andern warfen zu gleicher Zeit ihre Lanzen nach uns. Es schien nun, als wenn wir mit unserer Selbstvertheidigung keine Zeit zu verlieren hätten; es ward daher mit Schroot auf sie gefeuert. Allein das Schroot trug, wahrscheinlicher Weise nicht so weit: denn ob sie gleich einen Augenblik still standen, so weichen sie doch nicht zurük, sondern warfen vielmehr einen dritten Wurfspieß nach uns. Da wir nun glaubten, daß dem Blutvergießen, welches jezt unvermeidlich schien, am besten vorgebeugt werden könnte, wenn wir sie nicht näher kommen liessen; so ladeten wir unsere Flinten mit Kugeln und feuerten zum zwei-

tenmal

kenmal. Diesmal wurden vermuthlich ein paar von ihnen verwundet; aber hoffentlich nicht gefährlich, denn sie ergrieffen augenblicklich die Flucht, und wir sahen mit Vergnügen, daß sie schnell und munter davon liefen.

So ungenehm es uns gewesen wäre, die Früchte dieses Landes zu genießen, und unsere Wißbegierde mit Untersuchung der Bewohner desselben und seiner Naturgüter zu befriedigen: so wollte ich doch weder das Eine noch das Andere mit dem Blute der Eingebohrnen erkaufen. Wir machten uns daher auf den Rückweg, und eilten dem Boote zu. Indem wir nun längst der Küste hingiengen, bemerkten wir, daß die im Boote zurückgelassenen Matrosen uns durch Winken zu erkennen gaben, daß mehrere Indianer zum Vorschein kämen; und ehe wir noch das Wasser erreichten, sahen wir selbst verschiedene derselben um eine Landspitze herumkommen, die indeß noch ziemlich weit von uns entfernt waren. Vermuthlich mogten diese den drei Flüchtlingen begegnet seyn und schon einige Nachricht von unserer Uebermacht eingezogen haben: denn sobald sie uns sahen, standen sie still, und schienen darauf zu warten, daß das Hauptcorps, welches vielleicht noch zurük seyn mogte, näher herankommen sollte. Wir unserer Seits giengen indeß ungesäumt ins Wasser und wadeten nach dem Boote; sie hingegen blieben auf ihrer Stelle ruhig stehen.

Sobald wir an Bord gekommen waren, ruderten wir dem Orte gegen über, wo sie auf einem

Haufen

Haufen zusammenstanden. Ihre Anzahl hatte sich jezt bis gegen hundert vermehrt. Wir betrachteten sie vom Wasser her eine ganze Zeitlang, und fanden sie fast von einerlei Ansehn mit den Neuseeländern. Ihre Statur war ohngefähr die nämliche; auch giengen sie gleich jenen völlig unbekleidet. Nur die Farbe ihrer Haut dünkte uns etwas weniger dunkelbraun zu seyn, welches vielleicht daher rühren mogte, daß sie nicht ganz so schmuzig waren.

Während der Zeit, daß wir sie so ansahen, foderten sie uns unabläßig und unter beständigem Geschrei zum Kampf heraus. Je vier oder fünf derselben brannten dabei von Zeit zu Zeit ihr Feuer ab. Was dieses eigentlich für Feuer seyn mogte, und wozu das Abbrennen dienen sollte, das konnten wir nicht ergründen. Was wir dabei unterscheiden konnten, war Folgendes: Sie hatten einen kurzen Stok, vielleicht ein hohles Rohr in der Hand; dieses schwenkten sie neben sich ein paarmal im Kreise herum; dann sahe man plözlich Feuer und Rauch hervorkommen, beides in der Art, als wenn eine Muskete losgeschossen wird; auch war es von eben so kurzer Dauer. Vom Schiffe aus hatte diese bewundernswürdige Erscheinung ein so täuschendes Ansehn, daß dort Jedermann in der That glaubte, die Indianer hätten Feuergewehr und feuerten Pelotonweise. Nachdem wir sie eine Zeitlang betrachtet hatten, ohne uns an ihr Geschrei und Blizen zu kehren, so feuerten wir endlich einige Musketenschüsse über ihre Köpfe hin. Der

Knall und das Rauschen der Kugeln zwischen den Bäumen thaten ihre Wirkung; sie wurden dadurch erschrekt und zogen sie zurük.

Die Waffen, welche sie nach uns geworfen hatten, waren eine Art leichter Wurfspieße. Sie bestanden aus Rohr, welches mit hartem Holze zugespizt. Diese warfen sie mit bewundernswürdiger Stärke; denn ohngeachtet wir 180 Fuß weit von ihnen standen, so flogen sie doch noch weiter bei uns vorüber.

Nachdem wir ans Schiff zurükgekommen waren, ließ ich das Boot einheben, und steuerte westwärts; denn ich hatte keinesweges Lust, meine Zeit an dieser Küste länger zu verlieren. Der größte Theil des Schiffsvolk war über diesen Entschluß sehr vergnügt; aber zu meinem Leidwesen muß ich hinzufügen, daß Einige von diesen Officieren mir jezt sehr anlagen, ich möchte eine Parthei Mannschaft ans Land schicken, um die Kokosbäume umhauen zu lassen, damit man sich ihrer Früchte bemächtigen könnte. Allein dieses Ansinnen ward rund abgeschlagen, weil es mir ungerecht und grausam zu seyn schien. Die eingebohrnen hatten uns ja ihre kriegerischen Gesinnungen deutlich genug sehen lassen; und da sie es schon so übel empfanden, daß wir nur auf ihrer Küste ans Land traten: so war leicht vorherzusehen, daß sie alles würden angewandt haben, ihr eigenthum zu schüzen, wofern wir es hätten antasten wollen. Es würde also ohne viel Blutvergießen nicht abgelaufen seyn. Und

da schien es mir — und ich glaube daß jeder menschlichgesinnter Leser mir darinnen beistimmen werde — daß es sehr grausam und strafbar gewesen wäre, das Leben oder die Gesundheit vieler Menschen in Gefahr zu sezen, um einige hundert Kokosnüsse zu erhalten, die uns höchstens nur ein vorübergehendes Vergnügen gemacht hätten. Diese wichtigen Gründe behielten denn auch das Uebergewicht bei mir, und wir sezten unsere Reise fort, ohne die mindeste Erquickung von diesem Lande erhalten zu haben

29.

Fahrt von Neu-Guinea nach der Insel Savu. Nachricht von unserm Aufenthalt daselbst.

Vom dritten September, da wir wieder unter Segel giengen, bis zum 17ten fiel nichts Erhebliches vor, welches hier erzählt zu werden verdiente. Es kamen uns zwar verschiedene theils schon bekannte, theils unbekannte Inseln zu Gesicht; aber da ich bei keiner derselben zu verweilen für rathsam fand: so werden meine Leser es vermuthlich gern sehen, daß ich das in jeder Betrachtung Unbedeutende, was wir etwa von fern darauf bemerken konnten, übergehe und sie ohne Aufenthalt zu interessantern Auftritten führe.

Es war an dem leztgenannten Tage, als wir wider unsere Erwartung noch eine Insel erblikten, die wir anfangs für eine neue Entdeckung hielten, von der es sich aber nachher fand, daß es die schon bekannte Insel Savu war. Wir sahen, indem wir uns ihr näherten, Häuser und Kokosbäume, und zu unserer angenehmsten Ueberraschung ganze Herrden Schaafe auf der Weide. Welche Versuchung für Leute in unsern Umständen, die nun schon so lange aller frischen Nahrungsmittel hatten entbehren müssen! Da wir nun überdem viele Kranke an Bord hatten: so ward beschlossen, hier vor Anker zu gehn, und zu versuchen, ob man von den

Einge-

Eingebohrnen etwas würde erhalten können. Die Pinasse ward also ausgehoben, und der zweite Lieutenant, Hr. Gore, abgeschikt, um sich nach einer bequemen Landungsstelle umzusehen.

Als er fortgerudert war, erblikten wir vom Schiffe aus zwei Männer zu Pferde, welche spazieren zu reiten schienen und oft still hielten, um das Schiff zu betrachten. Aus diesem Umstande schlossen wir, daß wir bei einem Lande wären, worauf Europäer sich niedergelassen hätten. Hr. Gore landete unterdeß in einer kleinen Bucht, wo am Gestade einige Wohnungen standen. Wir bemerkten, daß ihm acht bis zehn von den Eingebohrnen entgegen kamen, welche an Gestalt und Kleidung den Malaien ähnlich waren. Sie hatten keine andere Waffen bei sich, als Messer, welche dieses Volk im Gürtel zu tragen pflegt. Sie luden Herrn Gore ein, ans Land zu kommen, und unterredeten sich durch Zeichen mit ihm: allein keine von beiden Partheien konnten recht verstehen, was die andere meinte.

Herr Gore kehrte mit der unangenehmen Nachricht zu uns zurük, daß er keinen Ankerplaz für das Schiff gefunden habe. Demohngeachtet schikte ich ihn zum zweitenmal nach der nehmlichen Gegend hin, und gab ihm Geld und Waaren mit, um, wo möglich, einige Erfrischungen, wenigstens für die Kranken, einzutauschen. Herr Solander begleitete ihn. Unterdeß lavirte ich mit dem Schiffe ab und zu; und wir bemerkten, bevor noch das Boot den Strand erreicht hatte, zwei andere Reuter,

wovon der Eine einen blauen Rock, eine weiße Weste und einen Tressenhut trug, also ganz nach europäischer Art gekleidet war. Diese schienen auf das Brood, welches unterdeß landete, gar nicht zu achten, sondern trabten umher, und hatten dem Ansehn nach ihre Aufmerksamkeit nur auf das Schiffe geheftet. Unsere Leute stiegen nunmehr ans Land, und wir sahen, daß etliche andere Reuter und eine große Menge Fußgänger sich um sie her versammleten. Bald nachher bemerkten wir, daß sie Kokosnüsse nach dem Boote trugen; ein Anblik der uns überaus angenehm war, weil wir daraus schließen konnten, daß ein friedlicher und freundschaftlicher Verkehr unter ihnen Staat finde.

Nachdem unsere Leute ohngefähr anderhalb Stunden am Lande gewesen waren, gaben sie uns ein Zeichen, daß nach einer gewissen Richtung hin, die sie andeuteten, eine Bai befindlich wäre, worinn das Schiff ankern könnte. Wir steuerten also gleich derselben zu; das Boot folgt uns nach, und kam bald darauf an Bord.

Der Lieutenant berichtete: er habe einige von den vornehmsten des Landes gesehen, die in feine Leinewand gekleidet giengen und goldene Ketten um den Hals trügen. Er sagte: er habe nichts einhandeln können, weil der Mann, dem die Kokosbäume gehörten, nicht zu Hause gewesen wäre; indeß habe man ihm ohngefähr zwei Duzend, als ein Geschenk, ins Boot geschikt, und sich's gefallen lassen, etwas Leinewand dafür anzunehmen. Er erzählte

ferner

ferner, wie die Leute es angefangen hätten, um ihm auf die Erkundigung nach einem Hafen Nachricht zu geben; sie hätten nämlich zu diesem Behufe eine Landkarte in den Sand gezeichnet, und sowohl den Hafen, als auch eine dabei liegende Stadt, zwar ziemlich unförmlich, aber doch verständlich angedeutet. Auch gaben sie ihm dabey zu verstehen, daß es dort bey der Stadt Schaafe, Schweine, Geflügel und Früchte in großer Menge gäbe. Sie hatten dabei das Wort Portugiesen wiederholentlich ausgesprochen; woraus wir schlossen, daß es hier irgend wo eine portugisische Niederlassung geben müsse.

Abends um sieben Uhr erreichten wir die uns bezeichnete Bai, und legten uns darinn vor Anker. Wir erblikten auch wirklich am Strande derselben ein großes indianisches Dorf, und stekten deßwegen eine kleine Flagge auf, um die Bewohner desselben zu begrüßen. Es währte hierauf nicht lange, so wurden in dem Dorfe oder, wenn man will, in der Stadt gleichfalls Flaggen aufgestekt, und zwar zu unserer großen Verwunderung holländische.

Bei Anbruch des folgenden Tages sahen wir eben dergleichen Flaggen auf dem Strande, dem Schiffe gegen über, aufgestekt. Da ich hieraus schliessen mußte, daß die Holländer hier einen Pflanzort hätten: so schikte ich einen Officier ans Land, um dem Statthalter, oder wer sonst die Hauptperson des Orts seyn möchte, die Aufwartung zu machen, und ihm zu melden, wer wir wären, und was wir hier

suchten. Dieser fand an dem Orte, wo er landete, eine Wache von 20 bis 30 mit Musketen bewafneten Indianer, die ihn in Empfang nahmen und nach der Stadt führten. So bald sie daselbst anlangten, wurde er dem Raja oder König der Insel vorgestellt, dem er, vermittelst eines portugisischen Dollmetschers, den erforderlichen Bericht abstattete. Der Raja erwiederte, daß er bereit wäre, uns mit allem, was wir nöthig hätten, zu versorgen; weil er aber mit der holländischen ostindischen Compagnie im Bündniß stünde: so durfte er mit keinem andern Volke Handlung treiben, bevor er nicht von gedachter Compagnie die Erlaubniß dazu erlangt habe; und um diese Erlaubniß wollte er sich bei einem in Dienst der Compagnie stehenden Holländer, welches der einzige weiße Mann auf der Insel wäre, sogleich bewerben.

An diesen Mann, der in einer gewissen Entfernung von der Stadt wohnte, verfertigte man denn sofort einen Brief ab, worinn ihm unsere Ankunft und unser Verlangen gemeldet wurden. An mich schikte der Officier gleichfalls einen Boten ab, um mir von dem bisherigen Verlauf der Sache Nachricht zu geben. Es verflossen hierauf einige Stunden, worauf der holländische Resident selbst erschien, und die Antwort auf den an ihm abgelassenen Brief mündlich zu ertheilen; und man erfuhr nunmehr, daß er ein geborner Sachse war und Johann Christoph Lange hieß. Es fand sich auch, daß er die nämliche Person war, die wir bei unserer Ankunft in europäischer Kleidung hatten reiten sehen. Er

betrug

betrug sich gegen unsern Officier, den Herrn Gore, sehr höflich, und gab ihm die Versicherung, daß es uns völlig frei stehen sollte, alles einzukaufen, was wir nur wollten oder nöthig hätten. Er bezeugte hierauf Lust an Bord zu kommen und sowohl der Raja als auch verschiedene von seinem Hofstaate äußerten das nämliche Verlangen. Herr Gore war sogleich bereit, ihnen zu willfahren; und da man ihm den Wunsch zu erkennen gab, daß zwei von unsern Leuten unterdeß als Geisseln am Lande zurükgelassen werden mögten: so ward ihnen auch dieses ohne Bedenken zugestanden.

Um zwei Uhr langten sie allerseits beim Schiffe an; und ich ließ, um ihnen eine Ehre zu erweisen, die Seesoldaten auf dem Verdek unters Gewehr treten. Da unsere Mittagmahlzeit eben fertig war: so ließen sie sichs gefallen, mit uns zu speisen. Der König allein schien etwas betreten zu seyn, als ob er nicht wüßte, woran er wäre; endlich sagte er mit einiger Verwirrung: er könne es kaum glauben, daß wir ihm erlauben wollten, sich zu uns hinzusezen, da wir doch weiße Männer, und er von einer andern Farbe wäre. Man kann hieraus schliessen, an was für einen Grad europäischen Uebermuths man diejenigen Bewohner dieses Welttheils, welche von Europäern abhängig geworden sind, nach und nach gewöhnt haben müsse! Wir benahmen ihm diese Besorgniß auf eine verbindliche Weise, und nun sezten wir uns insgesamt sehr aufgeraumt und auf eine vertrauliche Weise zu Tische.

Zum Glük durften wir nicht um Dollmetscher verlegen seyn, weil zwei meiner Herrn Mitreisenden holländisch genug verstanden, um mit Herrn Langen ein Gespräch zu unterhalten; und verschiedene unserer Matrosen konnten mit denjenigen sprechen, welche Portugisisch redeten.

Unsere Mahlzeit bestand gerade aus Hammelfleisch, und der Raja nahm daher Gelegenheit, sich ein englisches Schaaf auszubitten. Nun hatten wir zwar nur noch Eins übrig; aber auch dieses Eine wurde ihm zugestanden. Diese unsere gutherzige Bereitwilligkeit flößte ihm ferneres Zutrauen ein, und er gab nun zu verstehen, daß ihm ein englischer Hund sehr angenehm seyn würde. Herr Banks war so höflich, ihm sein Windspiel zu überlassen. Nun kam die Reihe an Herrn Langen. Er betheuerte, daß ein Fernglas ein sehr schäzbares Ding sey, und daß er gar sehr wünschte, eins zu haben. Auch dieser Wunsch ward sogleich befriediget.

Jezt fiengen unsere Gäste an zu erzählen, was für einen Ueberfluß an Büffelochsen, Schweinen, Schaafen und Federvieh es auf der Insel gäbe, und daß gleich Morgen am Tage alles dieses in Menge an den Strand herabgetrieben werden sollte. Dies machte uns allen das Herz recht groß, und vor Freuden ließen wir das Glas fast öfter herumgehn, als weder der Indianer noch der Sachse ertragen konnten. Sie waren indeß selbst so vernünftig, an den Abschied zu denken, bevor sie noch ganz betrunken waren. Bei ihrem Weggehn ließ ich die Schifsmann-

mannschaft abermals paradiren; und weil der Rajà ein Verlangen äußerte, etwas von unsern Kriegesübungen zu sehn: so that ich ihm den Gefallen, sie sämtlich dreimal feuern zu lassen. Er sahe dabei sehr aufmerksam zu, und wunderte sich ungemein über die Schnelligkeit und Regelmäßigkeit, womit alles von statten gieng, besonders darüber, daß sie den Hahn so schnell und alle zugleich spannen konnten. Das erstemal, da sie dieses Tempo machten, war er ganz erstaunt, schlug mit einem Stok, den er in der Hand hatte, an die Seite des Schifs und schrie überlaut. Als nun auch diese Feierlichkeit vorbei war, entließen wir sie reichlich beschenkt, und begrüßten sie beim Wegfahren mit neun Kanonenschüssen. Sie von ihrer Seite dankten uns mit einem dreimaligen Feudengeschrei. Die Herrn Banks und Solander fuhren mit ihnen nach der Stadt.

Dieser Ort ist in Ansehung der Anzahl von Häuser, woraus er besteht, beträchtlich genug: aber diese Häuser bestehen durchgänging nur aus einem Dache, das über einem mit Brettern belegten Boden auf Pfosten ruht, die ohngefähr vier Fuß hoch sind. Mann bewirthete unsere Herrn Reisende mit Palmwein, der hier gewonnen wird. Dieses Getränk ist aber nichts als der süße ungegohrne Saft, der aus den Palmbäumen treufelt; und schmekt nicht unangenehm. Gegen Abend kehrten die Unsrigen wieder an Bord zurük.

Am folgenden Morgen gieng ich selbst, in Begleitung verschiedener meiner Herrn Reisegefährten ans Land, um dem Könige meinen Gegenbesuch abzu-

abzustatten; eigentlich aber, um die Büffelochsen Schaafe u. s. w. einzuhandeln, die, wie man uns gestern versprochen hatte, heute in Menge an den Strand herabgetrieben werden sollten. Allein wir fanden zu unserm großen Mißvergnügen, daß man noch gar keine Anstalt dazu gemacht hatte. Wir giengen also nach dem Versammlungs- oder Stadthause, welches, nebst zwei oder drei andern, von der holländischen ostindischen Compagnie allhier erbaut worden ist. Diese Häuser unterscheiden sich bloß durch zwei krumme Stücken Holz, die wie ein paar Kuhhörner aussehen und an beiden Enden des Dachgiebels angebracht sind, so daß sie darüber hinausragen. Der junge Leser wird wohl schon etwas Aehnliches an den mit Stroh gedekten Bauerhütten in Deutschland gesehen haben.

In diesem Versammlungshause trafen wir sowohl Herrn Lange als auch den Raja an, der eben eine Menge von seinen vornehmsten Hofleuten um sich hatte. Wir eröffneten ihnen nun, daß wir mancherlei Waaren in unserm Boote mitgebracht hätten, und nun bäten, daß es erlaubt seyn mögte, sie ans Land zu bringen, und sie gegen Lebensmittel zu vertauschen. Das erste wurde sogleich bewilliget; und wir fingen nun an, wegen des Preises in Unterhandlung zu treten, den wir für verschiedene Hauptartikel, als Büffelochsen, Schaafe, Schweine u. s. w. in Gelde erlegen sollten. Allein sobald wir die Rede auf diesen Punkt lenkten, machte sich Herr Lange fort, und sagte beim Abschiednehmen,

daß

daß wir uns darüber mit den Eingebohrnen vergleichen müßten; er habe, fügte er hinzu, einen Brief von dem holländischen Statthalter auf der Insel Timor erhalten, dessen Inhalt er uns bei seiner Rükkunft mittheilen wollte.

Der Mittag nahete unterdeß heran; wir fühlten Hunger und waren gar nicht geneigt, zu den gedörrten, gesalzenen und verdorbenen Speisen, die wir an Bord hatten, zurükzukehren, da wir hier lauter frische Lebensmittel, die uns eben so viel Leckerbissen dünkten, vor Augen hatten. Wir baten daher den König um Erlaubniß, ein kleines Schwein und etwas Reis kaufen und beides durch Dero Unterthanen zubereiten lassen zu dürfen. Auf diese Bitte erwiederten Se. Majestät überaus gnädig, daß, wenn wir Speisen genießen könnten, die von seinen Unterthanen wären zubereitet worden — welches er doch kaum vermuthen dürfe — er selbst sich die Ehre geben wolle, uns zu bewirthen. Dies ward mit Dank angenommen und sogleich ein Bote nach dem Schiffe abgefertiget, um einige Flaschen Wein dazu zu holen.

Um fünf Uhr war die Mahlzeit fertig. Sie wurde in 36 kleinen Schüsseln oder vielmehr Körbchen aufgetragen, in denen wechselsweise Reis und Schweinefleisch; aber jedes besonders zugerichtet war. Noch wurden drei große irdene Suppenschaalen voll klarer Schweinefleischbrühe aufgesezt. Dies alles wurde auf den Fußboden hingestellt, und rings umher breitete man Matten aus, auf welchen wir

sizen

ſizen oder vielmehr liegen ſollten. Vorher aber mußten wir die Hände waſchen, und wurden deshalb zu einem Loche auf dem Flur geführt, wo einer der Eingebohrnen aus einem Gefäße, das aus den Blättern des Fächerplambaums gemacht war, und das Waſſer aufgoß. Wir ſezten uns hierauf um die Gerichte her und warteten des Königs. Allein er blieb aus; und auf die Frage: warum dies geſchehe; erhielten wir die Antwort, daß der Landesgebrauch demjenigen, der ein Gaſtmahl gebe, nicht erlaube, ſich zu ſeinen Gäſten hinzuſezen; wenn wir aber befürchteten, daß die Speiſen vergiftet ſeyn mögten, ſo wollte er kommen, um ſie erſt zu koſten. Wir betheuerten augenbliklich, daß wir weit entfernt wären, ſo etwas zu beſorgen, und baten zugleich, daß man unſertwegen ja nicht von den eingeführten Gebräuchen abgehen mögte.

In Ermanglung des Königs ſpeiſete ſein erſter Miniſter und Herr Lange mit uns, und wir ließen es uns über die Maaßen wohl ſchmecken. Sowohl das Schweinefleiſch, als auch der Reis, waren vortreflich: und die Brühe war keinesweges zu verachten. Die Löffel, die man uns dazu gab, waren aus Blättern verfertiget; aber ſo klein, daß wenige unter uns die Geduld hatten, ſich derſelben zu bedienen. Nach geendigter Mahlzeit gieng der Pokal fleißig herum; aber unſer königlicher Wirth wollte auch hieran keinen Antheil nehmen. Denn, ſagte er, bey einem Gaſtmal darf der Hauswirth ja nie trunken ſeyn; und um dieſes zu vermeiden, giebt es kein beſſeres

Mittel,

Mittel, als daß man die berauschden Getränke gar nicht koste. Eine solche Mäßigung und Klugheit bey einem halbwilden Potentaten zu finden, sezte uns in keine geringe Verwunderung.

So bald das Trinken angegangen war, hatten wir den Ort verändert, um den Matrosen und Bedienten Plaz zu machen, für welche die Ueberbleibsel der Mahlzeit bestimmt waren. Diese nahmen daher unsere Size ein; allein das Gastmahl war so reichlich eingerichtet gewesen, daß auch sie das, was davon noch übrig war, nicht aufzuzehren vermogten. Man nöthigte sie aber, die Reste mitzunehmen.

Wir Andern saßen unterdeß noch immer beim Glase, und zwar — ich muß es nur gestehen — nicht ohne Absicht. Der Wein erfreut des Menschen Herz und pflegt es gutwilliger zu machen. Ich hofte daher durch Hülfe desselben eine Sache zu Stande zu bringen, die mir natürlicher Weise sehr am Herzen liegen mußte; und lenkte also, sobald ich glaubte, daß der rechte Augenblik dazu gekommen wäre, das Gespräch allmählich auf die Schaafe und Büffelochsen, deren diese ganze Zeit über mit keiner Silbe mehr war gedacht worden. Allein meine Politik schlug fehl. Unser sächsischer Holländer wurde auf einmal kühl, und fieng an uns den Inhalt des Briefes mitzutheilen, den er, seinem Vorgeben nach, von dem Statthalter auf der Insel Timor erhalten haben wollte. Dieser lief denn darauf hinaus, daß man uns nicht gestatten sollte, länger, als die höchste Nothwendigkeit es erfoderte,

bei

bei dieser Insel zu bleiben, und daß man uns abhalten sollte, irgend Einem von den Eingebohrnen eine Sache von größerem Werth, als etwa Glaskorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten zu schenken. — Wir waren alle der Meinung, daß dieser Brief eine bloße Erdichtung sey, die keine andere Absicht habe, als uns in die Nothwendigkeit zu sezen, den Herrn Residenten mit Geld zu bestechen, damit er's nicht sogenau nehmen, sondern ein wenig durch die Finger sehen mögte.

Während dieser Verhandlung, die uns nicht wenig Verdruß machte, wurde mir vom Marktplaze her gemeldet, daß weder Büffelochsen noch Schweine, sondern nur einige wenige Schaafe hinabgebracht, aber auch wieder fortgetrieben wären, ehe diejenigen von unsern Leuten, welche an Bord geeilt waren, um Geld zu holen, wieder hatten zurück kommen können. Nur einige Stük Federvieh und einen guten Vorrath eines gewissen Sirups, der aus dem Palmbaumsaft gemacht wird, hatte man einzukaufen Gelegenheit gehabt.

Wir drangen nunmehr bei Herrn Lange auf eine Erklärung: warum man uns so große Hofnungen gemacht habe, und nun gleichwohl nichts davon erfüllte? Und seine diesmahlige Ausrede war: wenn wir selber auf den Marktplaz gegangen wären, so hätten wir kaufen können, was uns nur beliebt hätte; von unsern Leuten scheueten sich die Eingebohrnen Geld zu nehmen, aus Besorgniß, daß man ihnen falsche Münze aufhängen mögte. So albern

diese

diese Ausflucht auch zu seyn schien, so wollte ich doch auf meiner Seite es an nichts ermangeln lassen, um zu meinem Zwecke zu gelangen; ich stand daher augenblicklich auf und verfügte mich nach dem Strande. Aber da waren weder Hornvieh noch Schaafe zu sehen; ja es war nicht einmal Vieh in der Nähe, das zu Markt hätte gebracht werden können. Indeß hatte der Raja uns heute eine Versicherung gegeben, die etwas wahrscheinlicher klang: er sagte nämlich: daß die Verzögerung bloß daher rühre, weil die Büffelochsen weit Land einwärts getrieben wären, und nicht sogleich wieder hätten herbeigeführt werden können; morgen würden sie ohnfehlbar eintreffen.

Wir hoften also auf morgen; und sobald der Tag wieder angebrochen war, verfügten wir uns abermals ans Land. Doctor Solander gieng nach der Stadt, um mit Herrn Lange zu reden; ich aber blieb am Strande, um zu sehen, was man heute zu Markt bringen würde. Ich fand hier einen alten Indianer, der in einigem Ansehen beim Volke zu stehen schien, und den wir deswegen scherzweise den Premier Minister des Königs zu nennen pflegten. Diesen Mann wünschte ich mir zum Freunde zu machen, und schenkte ihm daher ein Fernglas. Bald darnach wurde ein einziger kleiner Büffelochs zu Markt gebracht; und ich fragte: was er kosten sollte? Die Antwort war: fünf Guineen! Dies war zweimal so viel, als das Thier werth war. Um indeß den Handel zu eröffnen, bot ich drei Guineen dafür. Dem Manne, der ihn feil

bot, schien dies, wie man wohl an seiner Miene sehen konnte, gut bezahlt zu seyn; er sagte aber dennoch, daß er, bevor er den Handel schliessen dürfte, erst einen Boten an den Raja abfertigen müßte. Dies geschahe; und der Bote kam mit der Antwort zurük: daß das Thier nicht wohlfeiler, als für fünf Guineen verkauft werden sollte.

Mein Verdruß hierüber sollte noch vergrößert werden; denn als ich meine Augen auf eine Menge Indianer richtete, welche ich von der Stadt herkommen sahe: erblikte ich zu meinem großen Erstaunen unsern Doctor Solander, der gleich einem Gefangenen von mehr als hundert Mann begleitet wurde, die insgesamt theils mit Musketen, theils mit Lanzen bewafnet waren. Ich erkundigte mich sogleich nach der Ursache dieses befremdenden Aufzuges, und erhielt vom Doktor Solander folgende Nachricht: Lange habe ihm eine Erklärung des Königs verdollmetscht, die dahin lautete: „die Leute wollten nicht mit uns handeln, weil wir ihnen nicht mehr als die Hälfte des Werths für ihre Waaren böten; und man werde uns überhaupt nicht länger als heute noch erlauben, Handlungen zu treiben, wir möchten nachher auch noch so viel geben wollen.“ An der Spize des indianischen Corps stand ein Mann, der zu Timor von portugisischen Eltern geboren und eine Art von Amtsbruder des holländischen Factors war. Dieser wiederhohlte, was Herr Solander mir so eben gemeldet hatte.

Wir waren alle überzeugt, daß diese neue Maasregel ein neuer Kunstgriff des saubern Hrn. Lange

sey,

sey, um Geld von uns zu erpressen. Indem wir aber noch ziemlich unentschlossen da standen, und noch nicht recht wußten, wie wir uns dabei benehmen sollten, glaubte der Portugise seine Absicht desto geschwinder zu erreichen und uns um so viel bestürzter zu machen, wenn er Ernst zu brauchen schiene. Er fieng also an, die Leute, welche Geflügel und Syrup zum Verkauf herabgebracht hatten, und andere, die eben mit Büffelochsen und Schaafen anlangten, zurük und wirklich fort zu treiben. Ich war in diesem Augenblik meine Augen auf den alten Mann, dem ich das Fernglas geschenkt hatte; und da ich in seinem Gesichte deutliche Spuren von Unzufriedenheit über das, was vorgieng, zu bemerken glaubte: so nahm ich ihn bei der Hand, und schenkte ihm einen alten Soldatendegen. Dies half uns auf einmal aus aller Verlegenheit. Entzükt über den ihm geschenkten Degen, schwenkte er denselben, vor Freude gleichsam äußer sich, dem geschäftigen Portugisen ein paarmal über den Kopf hin und her, und brachte ihn dadurch ausser aller Fassung. Er befahl hierauf ihm und den übrigen Anführern der Parthei, sich hinter ihm auf die Erde zu sezen; und der Portugise schmiegte sich nun vor ihm, wie der Fuchs vor dem Löwen, ohne es zu wagen, ihm die geringste Gegenvorstellung zu machen. Die Eingebohrnen, welche uns von Anfang an nichts weniger als abgeneigt gewesen wären, machten sich nun augenblicklich den Vortheil zu Nuze, den der alte Premier-Minister ihnen verschaft hatte: und

der Marktplaz war auf einmal angefüllt. Wir kauften nunmehr, da der Handel frei war, die mehrsten Büffelochsen, ein Stük wie das andere, für eine Flinte, und um diesen Preis hätten wir zulezt eine ganze Schiffsladung einhandeln können. Was doch ein alter Soldatendegen, zu rechter Zeit geschenkt, nicht alles auszurichten vermag!

Die Erfrischungen, die wir hier einnahmen, bestanden in neun Büffelochsen, sechs Schaafen, drei Schweinen, dreißig Duzend Stücken Federvieh, einigen wenigen Limonien und Kokosnüssen, einer Menge Eier, (die aber zur Hälfte verdorben waren) etwas Knoblauch und viel hundert Gallons *) Palmsirup.

30.

Beschreibung der Insel, ihrer Naturgüter und Einwohner.

Diese Insel, welche bisher nur wenig bekannt war, ist von Osten nach Westen ohngefähr acht Seemeilen lang, wie breit sie seyn mag, kann ich nicht angeben, weil ich nur ihre Nordseite gesehen habe. Die Seeküste ist niedrig; allein gegen die Mitte der Insel hin sieht man ansehnliche Gebürge hervorragen. Es war zur Zeit unsers Hierseyns gerade gegen das Ende der dürren Jahrszeit, und es hatte schon seit sieben

*) Ein englisches Maas, das vier Kannen enthält.

sieben Monaten nicht geregnet: dennoch kann man sich nichts anmuthigeres und reizenderes einbilden, als die Aussicht auf dies Land, vom Schiffe her, war. Die Ebene am Strande war mit Kokosbäumen und einer Art von Palmen, Areka genannt, bedekt; weiter hin erhoben sich allmälig Berge, die bis an den Gipfel mit Fächerpalmbäumen dicht verwachsen waren. In einer frischen Jahrszeit, wo das Erdreich überall, selbst die kleinsten Flekchen zwischen den Bäumen mit mannigfaltigem Grün, z. B. mit indianischem Korn, Hirse, Indigo u. s. w. bekleidet sind, muß die Anmuth dieses Landes unbeschreiblich groß seyn.

Außer den genannten Gewächsen bringt diese Insel auch Reis, Wassermelonen, Zuckerrohr, Sellerie, Majoran, Fenchel und Knoblauch, und für den Luxus, Betel, Arekanüsse, Tabak, Baumwolle, Indigo und etwas weniges Zimmet hervor. Einige andere Früchte, die ich meinen Lesern doch nicht deutlich genug beschreiben könnte, übergehe ich.

Zu den zahmen Thieren, die man hier in Menge zieht, gehören: Büffelochsen, Schaafe, Ziegen, Schweine, Federvieh, Pferde, Hunde und Katzen. Die Büffel sind von unserm europäischen Hornvieh in vieler Absicht sehr verschieden. Sie haben z. B. viel größere Ohren; ihre Haut ist fast kahl; die Hörner sind gegen einander einwärts und beide, gleich von der Wurzel aus, rükwärts gebogen; auch haben sie am Halse keine Wammen. Verschiedene derselben, die wir sahen, gaben an Größe einen groß-

gewachsenen europäischen Ochsen nichts nach; es muß aber auch noch größere darunter geben: denn Herr Banks sahe ein paar Hörner, die an den Spitzen fast vier Fuß weit aus einander standen. Uebrigens fanden wir sie, vermuthlich der langen Dürre wegen, äußerordentlich mager.

Die hiesigen Pferde sind zwar nur klein, aber doch muthig und hurtig, besonders im Trabe, welches ihr gewöhnlicher Gang ist. Die Eingebohrnen pflegen sie ohne Sattel zu reiten, und nur einen Strik statt des Zügels zu gebrauchen. Die Schaafe tragen, statt der Wolle, Haare, haben sehr lange Ohren, die ihnen unter den Hörnern herabhängen, und ihre Nase ist gewölbt. So gestaltet sehen sie eher den Ziegen, als den europäischen Schaafen ähnlich. Das Fleisch davon war nicht nur gleichfalls mager, sondern auch so schlecht von Geschmak, als wir je etwas gegessen hatten. Die Schweine waren desto fetter, ohngeachtet sie, wie man uns sagte, größtentheils nur mit den äußern Reishülsen gefüttert werden. Das Geflügel besteht größtentheils aus Federwildpret; es ist groß, legt aber nur kleine Eier.

Von den Fischen, welche die See allhier giebt, wissen wir nicht viel zu sagen. Bisweilen findet man Schildkröten an der Küste, die hier, wie überall, für große Leckerbissen gelten.

Die Eingebohrne sind überhaupt eher klein, als groß; besonders gilt dies von den Weibern, die uns gewöhnlich klein aber untersezt sind. Ihre natürli-

che

ihr Farbe ist dunkelbraun; ihr Haar durchgehends schwarz und schlicht. Die Männer sind überhaupt wohlgebildet, stark und thätig; und in ihren Gesichtszügen herrscht eine große Verschiedenheit: die Frauenspersonen hingegen sahen sich unter einander fast alle ähnlich. Woher dies wohl rühren mag? — Vermuthlich daher, weil in den Geschäften und der ganzen Lebensart der Männern, also auch in ihren Empfindungen eine größere Mannigfaltigkeit, bei den Weibern hingegen in allen diesen Stücken eine größere Einförmigkeit herrscht. Die Seele trägt nämlich, wie wir wissen, durch die Empfindungsarten, die ihr gewöhnlich sind, sehr viel zur Bildung der Gesichtszüge ihres Körpers bei. —

Die Männer tragen das Haar, vermittelst eines Kammes, auf dem Wirbel des Kopfs festgesteckt. Die Weiber binden es in einen kurzen dicken Busch hinten zusammen, und diese Mode steht ihnen sehr übel. Die erstern pflegen das Barthaar auszurauffen. Zu diesem Ende tragen die Vornehmen allezeit eine kleine silberne Zange bei sich, die ihnen an einer Schnur vom Halse herabhängt. Einige lassen indeß etwas weniges unter der Nase als einen kleinen Stutzbart stehn, den sie aber nie lang wachsen lassen.

Beide Geschlechter kleiden sich in Kattun, der durchgehends blau von Farbe ist. Diesen verfertigen sie selber; und zwei Stücke, deren jedes ohngefähr sechs Fuß lang und über vier Fuß breit ist, reichen zu einer vollständigen Kleidung hin. Das eine

davon tragen sie um die Hüften gewickelt, das andere zur Bedeckung des Oberleibes. Arme, Beine und Füße bleiben allezeit unbedekt. Der Unterschied zwischen der Kleidung der beiden Geschlechter besteht vornehmlich in der Art das Unterkleid zu tragen. Denn anstatt, daß die Mannspersonen den untern Saum dieses Stüks zwischen den Beinen durch fest anziehen und den obern Saum schlaf lassen, um sich desselben statt einer Tasche zu bedienen, ziehen die Weiber im Gegentheil den obern Saum fest an, und lassen den untern, gleich einem Weiberrocke, bis an die Knie hinabfallen. Noch unterscheiden sich beide Geschlechter dadurch, daß die Weiber allezeit mit entblößtem Haupte gehn, die Männer hingegen sich eine Art von geflochtenem Zierrath um die Köpfe winden, wozu sie gemeiniglich den feinsten Zeug nehmen, welcher nur zu bekommen ist. Wir sahen Einige, welche seidene Schnupftücher, Andere, welche feinen Kattung oder Musselin dazu gebrauchen. Dies wird denn in Form eines kleinen Turbans um den Kopf gewickelt.

Auch dieses Volk bezeuget, daß die Neigung zum Puz, so wie die Quelle derselben, die Eitelkeit, sich überall verbreitet hat; denn auch sie haben eine Menge von mannigfaltigen Zierrathen. Einige der Vornehmen trugen eine goldene Kette um den Hals; die aber im Grunde nichts als ein metallener Drath, und nur mit Gold eingelegt, folglich leicht und von geringem Werthe war. Andere trugen Ringe, die aber so abgenuzt waren, daß sie von dem Ur-

groß-

großvater auf den Urenkel fortgeerbt zu seyn schienen. Noch pflegen sie sich mit einem aus Glaskorallen verfertigten Geschmeide, bald in Form einer Halsschnur, bald zu Armbändern zugerichtet, zu puzen. Diesen Staat haben beide Geschlechter mit einander gemein; aber die Weiber zeichnen sich dabei noch durch einen Leibgürtel von dergleichen aufgereihten Glaskorallen aus. Beide Geschlechter haben Löcher in den Ohren, aber es kam uns während unsers hiesigen Aufenthalts auch nicht ein einziges Beispiel vor, daß sie Ohrengehänge trugen. Nur der Raja und sein Minister unterschieden sich von allen Uebrigen durch eine eigene Tracht, die eine Art von Schlafrok war. Einige Männer trugen auch zwei Zoll breite und über einen Zoll dicke elfenbeinerne Ringe am Oberarm; und diese dadurch ausgezeichneten Personen waren theils Söhne des Raja's, theils Oberhäupter.

Es ist merkwürdig, daß auch hier, wie bei allen wilden Völkerschaften die Mode herrscht, die Haut durch unaustilgbare Figuren zu bezeichnen. Unter den Männern war fast keiner der nicht seinen Namen in schwarzen Zügen auf dem Arme trug, und den Frauenspersonen war eine ähnliche Verzierung von schwarzen Linien, die ein Viereck bildeten, eingebrannt. Woher es komme, daß dieser Gebrauch unter den Wilden in allen Theilen der Welt gefunden wird, verdiente wohl einmal eine eigene Untersuchung.

Ihre Häuser, welche nur aus einer auf Pfosten ruhenden Verdachung bestehen, ist schon oben erwähnt

ben verdiente. Es ist folgendes: Sie graben eine horizontale Höhle in die Erde; (bei uns könnte sie füglich im Feuerherde angebracht werden.) Diese ist ohngefähr sechs Fuß lang, und an dem einen Ende mit einem großen, an dem andern mit einem kleinen Loche versehen. Durch das erstere wird das Feuer hineingelegt, und das andere dient statt eines Zuglochs. Ueber dieser Höhle sind runde Löcher eingeschnitten, die bis zu dem Feuer hinunter gehen; und in diese stellt man irdene Töpfe, die in der Mitte weit und gegen den Boden hin enger sind, so daß das Feuer rund umher spielen kann. Jeder von diesen Töpfen faßt über dreißig Quart in sich; demnach bedarf es nur eines unglaublich kleinen Feuers, um diese großen Gefäße siedend zu machen, und man braucht von Zeit zu Zeit nur ein Palmblatt oder ein dürres Reis hineinzustecken, um sie im Kochen zu erhalten. Ein so geringes Feuer ist sogar zum Sieden des Syrups und des Zuckers, welcher auf diesen Pflanzungen geschieht, hinreichend. So etwas pflegen wir Europäer nun zu hören oder zu lesen, und ihm unsern Beifall zu geben, allein — ohne es nachzuahmen. Warum das? Etwa deswegen, weil wir Dinge Europäer so viel und so vollerlei lesen, daß wir zum Anwenden des Gelesenen keine Zeit mehr haben?

Jetzt zu etwas anderem, welches nicht nachgeahmt zu werden verdient. Beide Geschlechter sind der häßlichen und schädlichen Gewohnheit ergeben, ohne Unterlaß an einer gewissen Materie zu kauen,

kauen, welche aus Betel, Areka, Muschelkalch, oft auch ein wenig Tobak besteht. Dieser garstige Gebrauch macht, daß ihr Mund höchstekelhaft anzusehn und ihr Athem stinkend ist. Der Betel und der Kalch beizen ihre Zähne so schwarz und mürbe, daß sie ausgebrannten Kohlen gleichen. Daß der Kalch die Knochen anfrißt ist eine bekannte Sache; und da unser raffinirter Hutzucker eine beträchtliche Menge davon enthält, so begreift man leicht, daß auch dieser den Zähnen sehr schädlich seyn müsse, wie die Erfahrung es auch bestätiget. Wünschen daher meine jungen Leser, ihre Zähne weiß und gesund zu erhalten: so müssen sie sich gefallen lassen, auf den häufigen Genuß des Zuckers Verzicht zu thun.

Eins oder das andere thun die hiesigen Eingebohrnen — die einzige Zeit der Mahlzeiten ausgenommen — gewiß; entweder sie kauen die beschriebene Betelmasse, oder sie rauchen Tabak. Dies leztere thun sie auf folgende Art. Sie rollen etwas Tabak auf, und stecken es in ein sechs Zoll langes Röhrchen, welches aus einem zusammengerollten Palmblatte besteht. Von diesem nehmen sie das eine Ende in den Mund und zünden das andere an. Da sich aber in diese Pfeifen nur sehr wenig Tabak einfüllen läßt: so verstärken sie, und zwar besonders die Weiber, die Wirkung desselben dadurch, daß sie den Rauch hinunterschlucken. Wohl bekomme den schönen Damen diese Dampferfrischung!

Die Insel soll, wie Herr Lange uns berichtete in fünf Fürstenthümer oder Königreiche, wenn man

will,

will, eingetheilt seyn, d. i. sie soll fünf Raja's oder Oberhäupter haben, welche als Bundesgenossen im Friede und Freundschaft mit einander leben. Gegen auswärtige Feinde, sezte er hinzu, habe dieses Volk sich immer tapfer gewehrt; und es könne nöthigenfalls über 7000 streitbare Männer stellen, die mit Musketen, Lanzen, Schilden und einer Streitaxt bewafnet wären. Mit ihren Lanzen sollen sie so geschikt und nachdrücklich zu werfen wissen, daß sie auf 60 Fuß weit einen Mann gerade ins Herz treffen und ihn durchbohren. Was wir selbst von ihren Kriegswesen zu beobachten Gelegenheit hatten, flößte uns eben keine große Meinung davon ein.

Der Unterschied des Ansehns, worinn Einer vor dem Andern stand, schien sich bloß nach der Größe des Landeigenthums eines Jeden zu richten. Die gemeinen Leuten treiben Handwerke, arbeiten als Tagelöhner oder sind gar Sklaven. Diese lezteren gehören hier, wie die Leibeigenen Bauern in verschiedenen europäischen Ländern, zum Landgute, und beide sind erbliches Eigenthum, doch unter Einschränkungen, welche menschlicher sind, als die angeblichen Rechte, welche in vielen Ländern christliche Herrn sich über ihre unglücklichen Mitmenschen angemaßt haben. Der Besizer des Guts darf z. B. seine Sklaven zwar verkaufen; er hat aber sonst ganz und gar keine Gewalt über ihre Person; es ist ihm sogar, ohne Vorwissen und Einwilligung des Raja's, nicht einmal erlaubt, sie zu züchtigen. Einige haben 500 solcher Sklaven, Andere kaum 6.

Der

Der gewöhnliche Preis, um welchen man sie kauft, ist — ein gemästetes Schwein. Hohe menschliche Natur, wie sehr wirst du oft sogar von denen verkannt, welche dich, der Gottheit Ebenbild, selber an sich tragen!

So oft ein Vornehmer ausgeht, läßt er sich allemal von zweien solchen Leibeigenen begleiten. Der Eine trägt ihm ein Schwert oder einen Hirschfänger, mit einem silbernen Handgriff und großen Troddeln von Roßhaaren geziert, der Andere einen Beutel nach, der mit Betel, Areka, Kalch und Tabak angefüllt ist. Diese Begleitung macht ihren ganzen und ihren höchsten Staat aus; der Raja selbst hat für seinen Rang kein anderes Unterscheidungszeichen.

Wir fanden es merkwürdig, daß unter diesen halbwilden Leuten die Ahnengrille eben so sehr, wie bei unsern englischen Edelleuten aus der Landschaft Wallis und bei dem unwissendern Theile des deutschen Adels herrscht. Diese Insulaner thun sich nämlich gleichfalls erstaunlich viel darauf zu gute, wenn sie einen großen Stammbaum angesehner Vorfahren aufweisen können, gleichsam als wenn ihren eigenen Personen irgend ein Werth oder Verdienst daraus erwachsen könnte! Ich muß indeß zur Entschuldigung dieser Indianer hinzufügen, daß diese Grille hier mehr auf eine allgemeine Vorliebe für alles, was alt ist, als auf die Einbildung eines ihnen daraus erwachsenden Vorzuges sich zu gründen scheint. Wirklich scheint die Verehrung des Alterthums hier viel weiter, als in irgend einem andern Lande getrieben

trieben zu werden. Sogar ein Haus, welches mehrere Menschenalter hindurch wohlbewohnt gewesen ist, wird bloß deswegen für ein Heiligthum gehalten, und unter allem, was zu den Bedürfnissen oder zu den Ueppigkeiten des Lebens gehört, giebt es wenig Dinge, die so hochgeachtet oder so theuer bezahlt würden, als ein Stein, worauf man so lang gesessen hat, bis er ganz eben oder glatt geworden ist. Diejenigen, welche dergleichen Steine besitzen oder kaufen können, stellen sie rings um ihre Wohnung hin, um ihnen und ihrer Familie zu Sizen zu dienen.

Bei Gelegenheit dieser Steine ist noch anzumerken, daß jeder Raja zum Denkmal seiner Regierung in der Hauptstadt seines Bezirks, einen großen Stein aufrichtet. An demjenigen Orte, bei welchem wir vor Anker lagen, gab es dreizehn solcher Steine, außer vielen Ueberbleibseln von andern, die vor Alter schon zerfallen waren. Viele von diesen Steinen sind so groß, daß es schwer zu begreifen ist, durch was für Mittel sie an ihren jezigen Standort, der noch dazu auf dem Gipfel eines Berges ist, haben hingebracht werden können.

Diese Steine dienen aber nicht bloß zu Denkmälern der Regierungsfolge, sondern auch noch zu einem andern, und zwar äußerst seltsamen und unsinnigen Gebrauch, der, so viel ich weiß, diesem Lande ganz eigenthümlich ist. Wenn nämlich ein Raja stirbt, so wird ein allgemeiner Schmaus in seinem ganzen Lande ausgerufen, und alle seine

Unter-

Unterthanen versammlen sich um diese Steine her. Was man alsdann von lebendigen Geschöpfen nur immer habhaft werden kann, das wird ohne Gnade und Barmherzigkeit geschlachtet und aufgegessen. Ein solcher Schmaus dauert so viel Wochen oder Monate lang, als das zum Verzehren bestimmte sämmtliche Vieh des Landes vorhält. Die Gedächtnißsteine dienen dabei zu Tischen. Es ist begreiflich, daß auf eine solche Raserei allemal eine Hungersnath folgen muß; und fällt sie unglüklicher Weise in der dürren Jahrszeit vor, wo keine Pflanzen zu bekommen sind, so muß das ganze Land so lange von Syrup und Wasser leben, bis die wenigen Thiere, die dem allgemeinen Gemezel etwa noch entkommen sind, sich wieder vermehren können, oder bis man dergleichen aus den angrenzenden Distrikten erhandeln kann. Aber auch diese Nachricht gründet sich bloß auf eine Aussage des Herrn Lange.

Von ihren Manufakturen sahen wir weiter nichts, als den baumwollenen Zeug oder Kattun, den sie spinnen, weben und färben. Ihre Spinnmaschiene ist eine Spindel, dergleichen man, statt des Spinnrades, auch in Schlesien, wie in verschiedenen andern Ländern braucht. Ihre Weberstühle waren anders und, unserer Meinung nach, besser als die unsrigen eingerichtet: aber ich getraute mich nicht, meinen jungen Lesern, ohne Hülfe eines Models oder einer Zeichnung, eine anschauende Vorstellung davon zu machen.

Die Religion dieser Leute lernten wir gleichfalls nur aus Herrn Langens Erzehlung, also aus einer nicht ganz zuverläßigen Quelle, kennen. Seinem Berichte zufolge besteht dieselbe in einer sehr ungereimten Art von Heidenthum. Jeder wählte sich seinen eigenen Gott und dient demselben, wie er es selbst am schicklichsten und am bequemsten findet; daher es denn fast eben so viel Götter und Arten von Götzendienst, als Personen auf der Insel giebt. Doch soll ihre Sittenlehre, sogar mit den Grundsätzen des Christenthums verglichen, untadelhaft seyn. Niemand darf mehr als Eine Frau nehmen; und von einem unerlaubten Umgange beider Geschlechter hat man hier kein Beispiel. Disbereien fallen selten vor, und von Rachsucht ist man so weit entfernt, daß man bei vorfallendem Zwist sich nicht einmal einen Wortwechsel erlaubt, aus Besorgniß sie mögten dadurch zur Feindschaft und zur Rache gereizt werden. Sie bringen ihre Sache vielmehr alsobald vor den Raja, und was dieser entscheidet, dabei lassen sie es bewenden. Dies alles klingt denn doch sogar heidenmäßig nicht; und wenn Herr Lange auch dies unter ihrem ungereimten Heidenthume mit begriff: so muß man in der That gestehn, daß dasselbe, wenigstens von dieser Seite betrachtet, christlicher als das Christenthum mancher Christen scheint.

Diese Leute scheinen durchgängig einer festen Gesundheit zu genießen; auch bemerkten wir, daß einige unter ihnen von Pocken gezeichnet waren. Unser Gewährsmann, Herr Lange, berichtete uns hierüber,

hierüber, daß, so oft diese Krankheit sich hier zu äußern anfange, man eben so strenge Maaßregeln dagegen zu nehmen pflegte, als man bei uns zu Lande gegen die Pest anwendet. Sobald nämlich Jemand von den Blattern befallen werde, bringe man ihn vorzüglich an einen einsamen, von allen Wohnungen weit entlegenen Ort, überlasse daselbst die Krankheit der Natur und reiche bloß dem Patienten die ihm nothwendigen Erfrischungen vermittelst einer langen Stange. Wie mag es doch kommen, daß wir in Europa, wo diese pestilenzialische Seuche jährlich so viel tausend Menschen abschlachtet oder verunstaltet, noch immer nichts daran gedacht haben, sie durch ähnliche Vorkehrungen einzuschränken? Daß wir, sobald eine Viehseuche ausbricht, ihre Ausbreitung durch die sorfältigste Aufsicht und durch die zweckmäßigsten Anstalten zu verhindern suchen, indeß wir die mörderischen Pokken von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und aus einem Lande ins andere ungehindert fortschleichen und so viel Verwüstungen anrichten lassen, als sie wollen? Sollte ein Indianer von Savu, wenn er von dieser unserer unbegreiflichen Sorglosigkeit ein Augenzeuge wäre, nicht auf die Vermuthung gerathen müßen, daß eine alte Kuh hier zu Lande einen größern Werth habe, als der Mensch, und daß uns an der Erhaltung eines Kindes nicht so viel als an der Erhaltung eines Kalbes gelegen sey?

Von dem häuslichen Leben dieser Indianer und von der innern Einrichtung ihres Hauswesens konnten wir freilich nicht viel beobachten: aber ein dahin

gehöriger Umstand, der uns sehr sonderbar dünkte, verdient hier doch aufgezeichnet zu werden. Wir sahen nämlich nirgends, auch nur die geringste Spur von einer körperlichen Ausleerung; ja wir konnten weder ausfindig machen, noch muthmaaßlich errathen, wohin der Unrath gebracht werden mögte, ohngeachtet Viele von uns drei Tage nach einander, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht am Lande waren. Es ist schwer zu begreifen, wie in einem so volkreichen Lande eine so seltsame Verheimlichung möglich zu machen sey; und ich glaube, daß es in der ganzen Welt kein Land giebt, wo man in Ansehung dieser Art von Naturbedürfnissen schaamhafter wäre, und so heimlich dabei zu Werke ginge, als hier. Ein merkwürdiger Zug in dem Sittengemählde eines übrigens noch so rohen Volks! Wie weit stehen die niedrigsten Volksklassen in Europa ihnen darin nach!

Die Portugiesen waren die ersten, welche diese Insel entdekten und sich darauf niederließen. Die Holländer vertrieben sie davon, doch ohne selbst eine eigentliche Niederlassung darauf anzulegen; sie begnügten sich bloß eine Verbindung mit dem Raja's einzugehn, vermöge welcher sie sich verbindlich machten, einem Jeden derselben jährlich mit einem bestimmten Vorrath von Seide, feiner Leinwand, Messerschmidts-Waaren, Arrak und andern Sachen zu versehen. Dagegen mußten die Raja's sich für ihre Personen und für ihre Unterthanen verpflichten, mit Niemand anders, als mit der holländischen Compagnie, Handel zu treiben, und jährlich einen

gewissen

gewissen Vorrath von Reiß, indianischen Korn und andern Produkten zu liefern.

Diesem Vergleiche zufolge müßen drei im Dienst der Compagnie stehende Personen, sich auf dieser Insel aufhalten, um dahin zu sehen, daß die versprochenen jährlichen Lieferungen zu Schiffe gebracht und nach Concordia, dem Hauptort der Holländer auf der Insel Timor, gebracht werden. Diese drei Residenten waren zur Zeit unsers Hierseyns, außer Langen, ein schon oben genannter Portugiese und ein gewisser Friedrich Craig, welcher lezterer einen Holländer zum Vater und eine Indianerin zur Mutter gehabt hatte. Lange muß, seinem Amte nach, die Raja's einen nach dem andern, alle zwei Monate einmal besuchen. Wenn er in dieser Absicht auf der Insel umherreiset, hat er ein Gefolge von fünfzig Sklaven zu Pferde. Findet er, daß die Oberhäupter im Landbau saumselig gewesen sind: so ermahnt er sie zur Arbeit und siehet nach, wo die Früchte etwa schon eingesammlet sind, um Schaluppen dahin zu schiken und sie fortführen zu lassen. Auf dergleichen Reisen führt er allezeit einige Flaschen Arrak bei sich; den er hat gefunden, daß ihm dieses Getränk ungemein gute Dienste bei den Raja's leistet.

Friedrich Craig ist eigentlich zum Schulmeister der hiesigen Jugend bestellt, die er im Lesen und Schreiben, auch im Christenthum unterrichten muß. Die Holländer haben zu dieser Absicht das neue Testament, den Katechismus und einige Erbauungsbücher in die Landessprache übersezen und drucken

lassen. D. Solander sahe nicht bloß diese Bücher, sondern auch die Handschriften der Kinder, darunter mehrere sehr sauber und schön geschrieben waren. Craig rühmte sich, daß er schon mehr als 600 Christen gemacht habe; worinn aber das holländische Christenthum dieser Indianer eigentlich bestehen mag, ist leicht zu errathen, da es auf der ganzen Insel weder Kirche noch Prediger giebt.

So viel von der Insel Savu.

31.

Fahrt von der Insel Savu nach Batavia.

Erquikt und neugestärkt durch Landlust und frische Lebensmittel, traten wir unsere Abfahrt von Savu an, und verfolgten unsern Lauf gen Westen. Vom 21sten September, dem Tage unserer Abreise, bis zum 30sten, ereignete sich, indem wir ununterbrochen fortsegelten, gar nichts Merkwürdiges. In der Nacht vom 30sten zum 31sten hatten wir ein Gewitter mit heftigem Donner und fürchterlichen Blizen, und da ereignete sich ein Umstand, der die von jedem nachdenkenden Menschen schon längst gemachte Erfahrung bestätigte: daß das, was wir Unglük zu nennen pflegen, oft eine wahre Wohlthat Gottes ist, und wirkliches und größeres Unglük von uns abzuwehren. Als nämlich um Mitternacht ein schrekl. Blizstrahl den Himmel und das Meer erhellte, entdek-

entdekten wir bei dem schauderhaften Lichte desselben Land! Ohne diesen wohlthätigen Blitz wären wir in der Dunkelheit der Nacht darauf losgesegelt, vielleicht gescheitert; nun aber war ich gewarnt; lenkte daher den Lauf des Schifs von der Gefahr ab, und entkam ihr glüklich. Gegen Anbruch des Tages steuerte ich wieder nach der Gegend des bemerkten Landes hin; und nachdem es völlig hell geworden war, erkannten wir dasselbe für die Insel Java, auf welcher bekanntlich der Hauptort der Holländer in Ostindien — Batavia liegt.

Wir näherten uns der Küste, so sehr wir konnten; und da unser armer Tupia sehr krank geworden war: so schikte ich ein Boot ans Land, um, wo möglich einige Erfrischung für ihn, zugleich auch etwas Gras für die noch lebenden Büffelochsen zu holen. Nach einigen Stunden kehrte dasselbe zurük, und brachte vier Kokosnüsse, ein Bündel Plantanen und etwas Gras zurük. Für die Früchte hatte man einen englischen Schilling (7 Sgr.) bezahlen müssen; mit dem Grase hingegen waren die Eingebohrnen so freigebig gewesen, daß sie nicht nur nichts dafür nehmen wollten, sondern es unsern Leuten noch oben ein unentgeldlich abschneiden halfen. Das Land war in dieser Gegend dermaaßen bewachsen, daß es wie ein einziger großer Wald anzusehen war; und der Anblik desselben kam uns sehr anmuthig vor.

Um 11 Uhr sahen wir zwei holländische Schiffe ohnfern der Küste vor Anker liegen, und ich schikte alsobald Herrn Hicks dahin ab, um sich nach Neuig-

keiten aus unserm Vaterlande zu erkundigen, von dem wir nun schon so lange nichts vernommen hatten. Er kehrte mit der Nachricht zurük, daß die beiden Schiffe holländische Ostindienfahrer wären, die von Batavia kämen. Er hätte auch ein Paketboot daselbst vorgefunden, welches, dem Vorgeben nach, dazu bestimmt war, die Briefe der allhier einlaufenden Schiffe nach Batavia zu bringen. Wir vermutheten aber, daß es vielmehr dort zur Wache ausgestellt sey, um ankommende Schiffe zu beobachten und auszufragen. Es lichtete nämlich, so wie wir weiter segelten, die Anker, um uns zu folgen. Als aber der Wind eine andere Richtung nahm, entfernte es sich von uns; wir hingegen legten uns zwei Seemeilen weit vom Lande vor Anker.

Gegen Abend bekamen wir einen Besuch von einem malaischen Boote, in welchem sich der Schiffer des besagten Paketboots befand. Er brachte zuvörderst allerlei frische Lebensmittel, als Enten, große und kleine Papagaien, Reißvögel, auch Affen und andern Waaren zum Verkauf mit; er hielt aber alles sehr theuer. Ich kaufte ihm indeß eine Schildkröte, die ohngefähr 36 Pfund wog, für einen spanischen Thaler ab. Für den nämlichen Preis erhielt ich auch zehn Stük größeres Federvieh; nachher fünfzehn Stük. Zwei Affen und einen ganzen Käfig voll Reißvögel hätten wir zu eben dem Preise haben können, wenn wir gewollt hätten. Nach geendigtem Handel zog er zwei Bücher hervor, und indem er eins davon uns überreichte, so bat er, daß doch einer von uns hinein-

einschreiben mögte: wie das Schiff heiße, von wem es kommandirt werde, wo es herkomme, wo es hingedächte, und was wir sonst etwa noch an besondern Nachrichten nach eigenem Gefallen hinzuzufügen belieben wollten. Es geschehe dies, fügte er hinzu, lediglich dazu, um unsern Bekannten oder Freunden, die nach uns fragen mögten, Nachricht ertheilen zu können. Herr Hicks begnügte sich bloß den Namen des Schifs mit dem Zusaze „aus Europa“ hineinzuschreiben. Der Schiffer las das Geschriebene, und versicherte, daß es ihm völlig einerlei wäre, wie viel oder wie wenig wir von uns wollten wissen lassen. Er selbst schrieb den Namen des Schifs und den meinigen in das andere Buch ein, um, wie er sagte, dem Statthalter und dem holländischen ostindischen Staatsrath Bericht zu ertheilen.

Nachdem wir am folgenden Tage nach einer kurzen Fahrt längst der Küste hin, des schwachen Windes wegen, abermals hatten vor Anker gehen müßen: näherte sich uns wieder ein Boot. Ein darin befindlicher holländischer Officier schikte mir einen in englischer Sprache gedrukten Zettel mit vielen Fragen herauf, welche unser Schiff, dessen bisherigen Lauf und seine Bestimmung betrafen. Ich fand für gut nur zwei davon zu beantworten, nämlich die: welcher Nation das Schiff gehöre, und wohin es gedenke? Als der Officier dieses sahe, sagte er: dies wären die Hauptpunkte, welche man zu wissen verlange; an den übrigen liege nicht viel; und so ruderte er wieder von dannen.

Der junge Leser wird wol von selbst so billig seyn, mein Betragen bei dieser Gelegenheit einem vernünftigern Grunde, als einem bloßen kindischen Eigensinne zuzuschreiben. Ich hatte mir von glaubwürdigen Personen sagen lassen, daß die Holländer es sich erst seit einigen Jahren herausgenommen hätten, fremde, hier anlangende Schiffe auszufragen; und ich glaubte daher meiner Nation und der Ehre ihrer Flagge nichts vergeben zu dürfen.

Wir mußten noch oft vor Anker gehn, ehe wir Batavia erreichen konnten. Bei einer von den vielen kleinen Inseln, welche hier herum liegen, kamen zwei Malaien — so werden die Eingebohrnen dieser Weltgegend genannt — in einem kleinen indianischen Fahrzeuge ans Schiff, und brachten drei Schildkröten, einen Vorrath getrokneter Fische und Kürbisse zum Verkauf. Die Schildkröten wogen zusammen 146 Pfund, und wir kauften sie für einen spanischen Thaler, womit wir sehr zufrieden waren; die Malaien nicht minder. Aber nun foderten sie für die Kürbisse gleichfalls einen Thaler; und daß wir dagegen zu erkennen gaben, daß das zu viel wäre: so antwortete der Eine von ihnen, das sey wahr; wir möchten also nur einen Thaler zerschneiden und ihm ein Stük davon geben. Wir zeigten ihm hierauf eine kleine portugiesische Münze, wofür er uns denn seinen ganzen Vorrath von Kürbissen, sechs und zwanzig an der Zahl, überließ. Vergnügt ruderten sie fort, und baten nur noch, daß wir zu Batavia doch ja nicht sagen mögten, daß sie zu

uns

nias gekommen wären. Vermuthlich ist den armen Leuten alles Handeln mit fremden Schiffen bei Strafe untersagt worden.

Erst am neunten Tage nach unserer Ankunft bei der Insel Java, gelang es uns die Rhede von Batavia zu erreichen und daselbst vor Anker zu gehn.

Wir fanden hier drei englische Schiffe und eine Menge holländischer vor. Eins der leztern, welches einen Befehlshaber-Wimpel führte, fertigte alsobald ein Boot an uns ab, um uns zu befragen: wer wir wären und woher wir kämen? Worauf ich so viel antwortete, als ich für gut fand. Der anfragende Officier sowohl, als seine Leute, sahen so blaß wie Leichen aus; eine traurige Vorbedeutung von den Leiden, die auch wir in diesem ungesunden Lande würden auszustehen haben! Unsere Leute indeß, die, bis auf den Tupia, alle frisch und gesund waren, nahmen dies wenig zu Herzen, weil sie nach so oftmaligen Veränderungen des Himmelsstrichs, gegen jede Einwirkung eines ungesunden Klima's völlig abgehärtet zu seyn glaubten. Ich schikte mittlerweile einen Officier ans Land, um den Statthalter komplimentiren lassen.

Unser Schiff ward jezt bei einer genauen Untersuchung so leck und baufällig befunden, daß es mehr als verwegen gewesen seyn würde, von hieraus weiter nach Europa zu segeln, ohne vorher erst eine Ausbesserung damit vornehmen zu lassen. Dazu bedurfte es nun erst, wie man mir sagte, einer Erlaubniß

laubniß vom hiesigen Staatsrath; ich mußte mich also bequemen, darum anzusuchen.

Wir gingen hierauf ans Land, und besuchten zunächst einen gewissen Herrn Leith, welcher der einzige angesehene Engländer ist, der hier wohnt. Von diesem hörten wir, daß es eine Art von Gasthof hier gäbe, der auf Befehl und Veranstaltung der Regierung gehalten würde; in diesem müßten alle fremde Kaufleute und Reisende wohnen, und der Gastwirth sorge für die nöthige Verwahrung ihrer Güter, wofür man denn ein halbes Procent an Lagergeld bezahlen mußte. Man ließ also daselbst Quartier für uns bestellen; ich aber verfügte mich erst nach dem Pallast des Statthalters, um ihm meine Höflichkeit zu bezeigen. Ich wurde sehr gütig von ihm empfangen; er sagte mir, ich sollte alles erhalten, was ich nur bedürfte, und meine Bittschrift sollte gleich am folgenden Tage dem Staatsrath vorgelegt werden, vor welchem ich mich deshalb einfinden mögte. Es geschahe, und ich erhielt was ich verlangte.

Mittlerweile hatten unsere Reisenden sich mit dem Gastwirthe, ihrer Wohnung und Kost wegen, dahin verglichen, daß jeder von ihnen täglich vier holländische Gulden, das ist etwas mehr als zwei Thaler, erlegen sollte. Für jeden Fremden, den sie etwa bewirthen würden, sollte eben so viel bezahlt werden. Thee, Kaffee, Punsch, Tabak und Pfeiffen waren in diesem Handel mit begriffen, sie und ihre Gäste mögten nun auch so viel davon brauchen, als sie wollten.

wollten. Für jeden Bedienten sollte täglich eine halbe Rupie, das ist ohngefähr zehn gute Groschen, bezahlt werden.

Unsern Reisenden kamen diese Bedingungen ganz milde vor; sie erfuhren aber in der Folge, daß sie in der That zweimal so viel bezahlten, als Kost und Wohnung hier sonst gerechnet werden. Ihre Tafel ward nun dem Ansehen nach ganz herrlich, im Grunde aber doch sehr schlecht bedient. Es wurden nämlich des Mittags fünfzehn, des Abends dreizehn Schüsseln aufgetragen: allein zu neun bis zehn dieser Gerichte hatte man die wohlfeilste Art Federvieh genommen, und es nur auf verschiedene Art zubereitet. Auch fand es sich, daß eine und eben dieselbe Schüssel, nur etwas anders zugerichtet; wol drei bis viermal nach einander auf den Tisch kam, und jedesmal für eine neue galt. Man erfuhr indeß bald, daß der Gastwirth es in Ansehung der Kost nur erst so zu versichern pflege, ob die Fremden gutherzig oder achtlos genug wären, sich eine so schlechte Bewirtung gefallen zu lassen; im bejahenden Fall fahre er damit fort; sobald man sich aber beschwerte, so würde von Stufe zu Stufe besser zugerichtet, bis die Gäste endlich selbst erklärten, daß sie zufrieden wären. Man benuzte diese Nachricht, beschwerte sich, und die Mahlzeiten wurden besser.

Eine nicht geringe Unannehmlichkeit, deren ein Fremder sich an diesem Orte ausgesezt sieht, ist die, daß man unaufhörlich von Leuten überlaufen wird. Denn jeder vorübergehende Holländer kommt ohne

Umstände,

Umstände, wie etwa in unsern Gasthöfen die Schächerjuden, herein und frägt: was man zu verkaufen habe? weil es selten ist, daß Privatpersonen höher kommen, die nichts zu verhandeln haben.

Jedermann miethet sich hier ein Fuhrwerk, weil es beinahe für schimpflich gehalten wird, sich seiner Füße zu bedienen.

Sobald Herr Banks am Lande eingerichtet war, ließ er unsern Tupia zu sich holen, der seiner fortdauernden Krankheit wegen, die in einem Gallenfieber bestand, bisher noch an Bord geblieben war, und sich schlechterdings geweigert hatte, irgend ein Arzneimittel zu nehmen. Er kam nunmehr mit seinem indianischen Begleiter, dem jungen Tayeto, ans Land; und ob er gleich noch sehr schwach und niedergeschlagen war: so schien er doch beim Eintritt in die Stadt, wo sich ihm so viel nie Gesehenes und so viel Wunderbares darbot, auf einmal ganz von neuem wieder aufzuleben. Die Häuser, die Fuhrwerke, die Straßen, die Leute und so viel andere Gegenstände, die ihm durchaus neu waren und nun auf einmal seiner Aufmerksamkeit zuströmten, wirkten wie Zauberei auf ihn. Tayeto äußerte seine Verwunderung und sein Entzücken mit noch weniger Zurükhaltung; er tanzte sogar, wie außer sich, längst den Straßen hin, und betrachtete jeden Gegenstand mit freudiger und feuriger Wißbegierde. Was dem Tupia zuerst und am meisten auffiel, war die Verschiedenheit in den Kleidungen, welche er an den Vorbeigehenden bemerkte; und als man ihm sagte, daß

an

an diesem Orte, wo Leute von so vielen verschiedenen Völker zusammen kämen, ein Jeder sich nach seiner Landesart zu tragen pflege: so verlangte er alsobald, diese Mode mitzumachen, und in otaheitischer Tracht zu erscheinen. Man willfahrte ihm sogleich, schikte nach dem Schiffe, um Südsee-Tuch holen zu lassen, und unser Freund stand in seinem vaterländischen Anzuge da.

Um das Schiff kielholen zu lassen, mußten wir es von der Rhede, wo es vor Anker lag nach der kleinen Insel Onrust bringen, wo die Holländer ihre Schifswerften, nebst den dazu gehörigen Schifsmaterialien haben.

Wir fingen aber nunmehr schon an, die schädlichen Wirkungen der hiesigen Luft zu empfinden, ohngeachtet seit unserer Ankunft nun erst acht Tage verflossen waren. Tupia befiel von neuem, und wurde mit jedem Tage schlechter; Tayeto bekam eine Lungenentzündung; Herrn Banks beide Bediente erkrankten gleichfalls, und bei ihm selbst und Herrn D. Solander stellten sich Fieber ein. In wenig Tagen war fast Jedermann von unserer Gesellschaft, er mochte in der Stadt oder auf dem Schiffe seyn, krank oder doch wenigstens kränklich; und dies rührte ohne Zweifel von der niedrigen, sumpfigen Lage des Orts und von den unzählichen unreinen Kanälen her, wovon die Stadt und die Gegend überall durchschnitten wird. Ich ließ zur Beherbergung des Schifsvolks ein Gezelt aufschlagen; nur wenige davon waren noch im Stande ihre Arbeit zu verrichten.

Der

Der arme Tupia, mit dem es immer schlimmer und schlimmer ward, wünschte aus der Stadt nach dem Schiffe gebracht zu werden, weil er dort eine frische Luft einathmen würde. Herr Banks brachte ihn daher auf die Insel, bei der das Schiff jezt lag, und ließ allda ein Zelt für ihn errichten. Hier wehete nun so wol die Landluft als auch der Seewind gerade über ihn hin, und er war nunmehr mit seiner Lage wohl zufrieden. Herr Banks, der voll edler Menschenliebe die zärtlichste Sorgfalt für diesen armen Leidenden trug, ohngeachtet er selbst krank war, wiche zwei Tage lang nicht von seiner Seite. Erst am dritten Tage, da sein bisheriges Wechselfieber sich in ein dreitägiges verwandelt hatte, und die Anfälle so häftig wurden, daß er während derselben seiner Sinne nicht mehr mächtig war, kehrte er wieder nach der Stadt zurük. Um eben diese Zeit nahm auch des D. Solanders Krankheit überhand; und Herr Monkhouse, unser Schifsarzt, wurde gleichfalls bettlägerig.

Lezterer, ein einsichtsvoller und geschikter Mann, wurde das erste Opfer dieser menschenfressenden Gegend; ein Opfer, welches wir bei unsern damaligen Umständen doppelt schmerzhaft fühlten. Unsere Leiden waren jezt in der That sehr hoch gestiegen, und unsere Aussicht in die Zukunft war schwarz und hofnungslos. Die Gefahr, welche uns drohete, war unglüklicher Weise nicht von der Art, daß wir sie durch eigenes Bestreben hätten überwinden können. Muth, Geschiklichkeit und Fleiß waren hier alle gleich fruchtloß. Der Tod rükte uns mit jedem

Tage

Tage sichtbar näher, und wir waren in einer Lage, wo wir weder stehen, noch ihm wiederstehen konnten. Wir mietheten malaiische Bedienten zu Krankenwärtern; aber diesen fehlte es entweder an Menschenliebe oder an Geschiklichkeit ihre Pflicht zu thun: denn es war uns nicht einmal möglich, sie dahin zu bringen, in der Nachbarschaft der ihnen anvertrauten Patienten zu bleiben; diese mußten oft aus dem Bette aufstehn und sie suchen, wenn sie etwas haben wollten. Der Zweite, den uns der Tod raubte, war der arme indianische Jüngling Tayeto; und Tupia wurde durch die Nachricht von dessen Absterben erschüttert, daß man zweifelte, ob er den folgenden Tag erleben würde.

Mitlerweile hatte man das Schiff auf die Seite gelegt und den Boden desselben untersucht. Da zeigte es sich denn, daß unsere glükliche Ankunft bei dieser Insel beinahe einem Wunder zuzuschreiben war. Ein ansehnliches Stük des Kiels war fort: ein großer Theil der sogenannten Haut, das ist, der äußern Bekleidung des Schiffes, war gleichfalls nicht mehr da. Die innern Planken waren an einer sechs Fuß langen Stelle dermaaßen abgerieben und weggescheuert, daß sie kaum noch die Dicke eines Strohhalms hatten; und hier hatten sich nun vollends auch die Würmer eingefunden und die Ribben des Schifs zernagt. Dennoch war das Schiff in diesem erbärmlichen Zustande viele hundert Meilen weit über ein Meer gesegelt, wo die Schiffart so gefährlich ist, als sie auf irgend einem andern Theile des

Oceans nur immer seyn mag. Zum Glük hatte keiner von uns gewußt oder nur geahndet, daß zwischen uns und dem Abgrund nur eine morsche Scheidewand, kaum so dik als eine Schuhsohle, wäre: wem würde sonst der Muth nicht entfallen seyn! Aber es schien jezt, als wären wir den Wellen nur deswegen entkommen, um hier am Lande durch Seuchen aufgerieben zu werden. Die Herrn Banks und Solander waren so krank, daß ihr Arzt versicherte, das einzige Mittel zur Genesung, von dem er noch etwas hofte, wäre, sie aufs Land in eine frischere Luft zu bringen. Es wurde also ein kleines Landhaus für sie gemiethet, und sie ließen sich dahin bringen. Um der elenden Bedienung der malaiischen Sklaven überhoben zu seyn, kaufte jeder von ihnen eine Sklavin, von denen sie ungleich besser verpflegt wurden.

Unsern guten Tupia rafte unterdeß, zu unser aller Betrübniß, der Tod dahin. Der arme Mann hatte kaum vernommen, daß sein junger Gefährte und Diener Tayeto, den er mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters liebte, nicht mehr lebe, als er zusehens und wie auf einmal zu der lezten Stufe der Krankheit hinabsank, und bald darauf verschied.

Das Schiff wurde unterdeß möglichst sorgfältig ausgeflikt, und man vollendete die Arbeit zu meiner äußersten Zufriedenheit. Ich muß bei dieser Gelegenheit den Beamten und überhaupt allen Arbeitsleuten auf diesen Werften das öffentliche Zeugniß geben, daß es meines Erachtens keinen Ort in der Welt giebt,

wo

wo man zur Ausbesserung eines Schifs fleißiger und besser bedient würde, als hier.

Herr Banks und D. Solander fingen glüklicher Weise nach und nach wieder an zu genesen. Die Lage ihres Landhauses, welches überall der frischen Luft ausgesezt war, und bei welchem ein kleiner Bach vorbeirieselte, trug vermuthlich mehr, als die Arzneimittel, dazu bei. Unterdeß war die Reihe krank zu werden, auch an mich gekommen; und von der ganzen übrigen Mannschaft waren nicht mehr als zehn Mann noch im Stande, ihren Dienst zu verrichten. Dennoch fuhren wir fort, das Schiff für die See auszurüsten, um diese ungesunde Gegend, sobald es nur immer thunlich wäre, zu verlassen.

Aber die Unannehmlichkeiten unsers hiesigen Aufenthalts sollten erst noch zu einem höhern Grade steigen; dies geschahe, indem nunmehr die regnigte Jahrszeit eintrat. Die Frösche, welche hier zehnmal lauter als die europäischen quäken, verkündigten dieselbe aus allen Kanälen durch ein unausstehliches Geschrei; und die Mücken und Muskito's *), die uns schon vorher beschwerlich genug gefallen waren, vermehrten sich jezt auf eine unbeschreibliche Weise. Sie schwärmten über jeder Wasserpfüze, wie Bienen aus ihren Körben schwärmen; allein so sehr sie uns auch zur Nachtzeit quälten, so müßen wir ihnen doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu gestehen, daß sie uns den Tag über ziemlich in Ruhe ließen.

*) Eine Art scharfstechender Fliegen.

Am 24sten December, also ohngefähr zehn Wochen nach unserer Ankunft bei Batavia, waren wir mit der Ausrüstung fertig und bereit wieder unter Segel zu gehen. Die Zahl unserer Kranken belief sich noch auf vierzig; die Uebrigen standen zwar nicht mehr auf der Krankenliste, aber sie waren doch alle, bis auf Einen nach, noch sehr schwächlich. Dieser Eine, der während der ganzen Zeit unsers Hierseyns allein gesund blieb, war unser Segelmacher, ein Knabe zwischen 70 und 80 Jahren, gerade derjenige, der nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur, am ersten hätte erliegen müßen, weil er keinen Tag hingehen ließ, ohne sich durch Berauschung zum Vieh zu machen. Sieben Personen hatten wir hier begraben müssen, die, den einzigen Tupia ausgenommen, alle frisch und gesund hier angekommen waren.

32.

Beschreibung der Stadt Batavia und der umliegenden Gegend zusamt den Naturgütern derselben.

Meine jungen Leser kennen die Stadt Batavia ohne Zweifel schon aus der Erdbeschreibung, und wissen also auch, daß sie nicht nur der Hauptort auf der Insel Java, sondern auch die Hauptstadt der holländischen Besitzungen in Ostindien und unter allen Pflanzörtern der Europäer in Asien der vorzüglichste ist. Es wird indeß, hoffe ich, ihnen nicht unangenehm seyn, noch etwas mehr davon zu hören.

Sie liegt an der Nordseite der Insel Java in einer niedrigen und sumpfigen Gegend. Verschiedene Flüsse fallen daselbst ins Meer. Sowol durch diesen als jenen Umstand sind die Holländer wol vorzüglich bewogen worden, diesen Ort zu ihrem vornehmsten Handlungsplaze zu machen, weil sie dadurch Gelegenheit erhielten, eine Menge von Kanälen anzulegen, die der Handlung zur größten Bequemlichkeit dienen, und diese Gegend eben dadurch zu einem zweiten Holland zu machen. Es giebt in dieser Stadt wenig Straßen, durch welche man nicht einen ziemlich breiten Kanal geführt hätte; und außer diesen wird sie noch von fünf oder sechs Flüssen durchschnitten. Die Straßen sind durchgängig breit, und die Häuser groß; aus beiden Ursachen hat dieser Ort, nach Verhältniß der Zahl von Gebäuden, einen

größern Umfang, als irgend eine andere Stadt in Europa.

Die Kanäle, welche die Stadt durchschneiden, sind auf beiden Seiten durchgängig mit Bäumen bepflanzt. Dies giebt dem Innern der Stadt zwar ein munteres Ansehn, aber es trägt auch auf der andern Seite dazu bei, diesen Ort noch ungesunder zu machen, als er schon aus andern Ursachen ist. Die Kanäle, welche größtentheils ein stillstehendes, sehr verunreinigtes und faules Wasser enthalten, dünsten in der heissen Jahrszeit einen unausstehlichen Gestank aus, und die vielen Bäume hindern den freien Zufluß der Luft, wodurch jene schädlichen Ausdünstungen noch einigermaßen zerstreut werden könnten. In der nassen Jahrszeit entsteht ein Uebel anderer Art. Dann schwillt das Wasser in diesen unreinen Kanälen dermaaßen an, daß es aus seinen Ufern tritt und in den niedrigen Gegenden der Stadt die untern Stokwerke überschwemmt. Ist es wieder abgelaufen, so findet man da, wo es stand, eine unglaubliche Menge von Schlamm und Koth.

Das leztere Wort ist hier in seinem schmuzigsten Sinn genommen. Es herrscht hier nämlich der üble Gebrauch, allen Menschenkoth dieser großen und volkreichen Stadt, in der man nicht einen einzigen Abtritt hat, Tag für Tag in die Kanäle zu werfen. Nun ist es zwar an dem, daß die Kanäle bisweilen gereiniget werden; aber die Art, wie dies geschieht, macht das Uebel nur noch ärger. Man wirft nämlich den ausgebrachten stinkenden Schlamm an die

Ufer

Ufer der Kanäle, das ist, in die Straßen hin, und läßt ihn da so lange, bis er hart genug ist, um in Böte geladen und darin fortgebracht werden zu können. Man denke nun, wie durch das Austroknen einer so unreinen Masse die Luft vergiftet werden muß!

Aber nicht bloß die stehenden Wasser in den Kanälen, sondern auch die fließenden in den Flüssen werden durch die Nachläßigkeit und Unsäuberei der hiesigen Einwohner für die Gesundheit sehr schädlich gemacht. Man wirft nämlich die Aeser der Thiere dahinein, und läßt es sich gar nicht kümmern, daß hier ein todtes Pferd, dort ein Hund u. s. w. auf den Sand getrieben wird und bis zum gänzlichen Verfaulen daselbst liegen bleiben. Zur Zeit unsers Hierseyns lag ein todter Büffelochs auf einer solchen seichten Stelle in einem Flusse, der durch eine der Hauptstraßen fließt; aber da war keiner, welcher ihn fortschaffte.

Diese unverzeihliche Nachläßigkeit befremdet hier um so mehr, da die Liebe zur häuslichen Reinlichkeit ein bekannter Nationalzug der Holländer ist, der, was das Innere des Hauswesens betrift, sich hier eben so deutlich als in Holland zeigt. Wie soll man es erklären, daß die zarte Empfindlichkeit dieser Leute in ihren Wohnhäusern durch das geringste Stäubchen beleidiget wird, und daß gleichwol eben dieselben Menschen eine durch ihre Nachläßigkeit stinkend und giftig gewordene Luft ohne Wiederwillen einathmen? Ein Beweis, wie inconsequent die

Menschen oft in ihren Urtheilen, Neigungen und Gewohnheiten sind!

Um den jungern Leser noch mehr in den Stand zu sezen, die ungesunde Beschaffenheit dieses Orts zu beurtheilen, füge ich noch folgende Nachricht hinzu. Von hundert Soldaten, die aus Europa hieher geschleppt werden, sollen, wie man uns versicherte, am Ende des ersten Jahrs kaum noch fünfzig am Leben seyn. Von diesen Fünfzigen liegt dann gewöhnlich die Hälfte im Hospital, und unter den Uebrigen sollen kaum zehn sich völlig gesund befinden. Dieser Bericht kann etwas übertrieben seyn; allein die blassen und dürren Todtengerippe, die wir mit einer Muskete herumkriechen sahen, bestätigten gleichwol diese Aussage nur zu sehr. Und nach dieser Mördergrube wird so mancher Europäer geschleppt, der aus jugendlicher Unerfahrenheit oder durch ein ausschweifendes Leben jenen teufelschen Menschen in die Hände fiel, die unter dem Namen der Seelenverkäufer ein verruchtes Gewerbe mit gestohlenen Menschen treiben! Ich beziehe mich hierbei auf die im dritten Theile dieser Reisen befindliche Warnung, von der zu wünschen wäre, daß sie jedem leichtsinnigen jungen Menschen zu Ohren kommen möchte.

Da Krankheiten und Tod an diesem ungesunden Orte zu den häufigsten und gewöhnlichen Vorfällen gehören, die man überall sieht und wovon man überall hört: so redet man hier vom Sterben, als von einer gleichgültigen Sache. Sagt Einer dem Andern:

Andern; dieser oder jener von seinen Bekannten sey gestorben, so ist die gewöhnliche Antwort: gut, er war mir nichts schuldig; oder: da muß ich mein Geld von seinen Erben fordern! Uebrigens liegt Jeder mit Krankheit und Tod ohne Unterlaß gleichsam zu Felde und sucht sie von sich abzuhalten, so gut er kann. Man braucht daher unabläßig Verwahrungsmittel, nimmt Tag für Tag Arzenei, fast eben so richtig und ordentlich, als man seine Mahlzeiten einnimmt, und sieht der Rükkehr gewisser Krankheiten eben so gewiß entgegen, als wir die Rükkehr der Jahrszeiten erwarten. In ganz Batavia ist uns nicht ein einziger Mensch vorgekommen, der recht frisch und gesund ausgesehen hätte!

Die Häuser sind für diese Himmelsgegend recht gut und zwekmäßig eingerichtet. Der untere Geschoß besteht gemeiniglich aus einem einzigen großen Saale, dessen entgegenstehende Thüren gewöhnlich offen sind, damit die Luft ungehindert durchströmen könne. An dem einen Ende dieses großen Raums ist vermittelst einer Scheidewand ein Zimmer für den Hausherrn abgesondert, worin dieser seine Geschäfte verrichtet. Ein anderer Verschlag dieses Raums macht den Hof aus, in welchem die Familie zu speisen pflegt. Zu andern Zeiten halten sich hier die Skavinnen auf, weil dies der einzige Ort ist, wo sie sich niedersezen dürfen.

Die Stadt ist mit einer Mauer, mit einem Wall, und mit einem fließenden Wasser umgeben. Das Schloß oder die Citadelle liegt an dem nordöstlichen

Ende derselben. Dieses ist stark befestiget; und auf den Fall einer Belagerung sind für den Statthalter und für die Herren des Staatsrath Wohnungen darin zubereitet. Außerdem giebt es daselbst auch große Waarenlager, welche der Compagnie gehören. Uebrigens ist das ganze Land rings umher durch Forts und Blokhäuser befestiget; aber von der Seeseite her ist dieser Ort vollends ganz und gar unbezwingbar gemacht worden. Denn bis auf einen Kanonenschuß von der Stadt ist das Wasser so seicht, daß kaum ein großes Boot, geschweige ein Kriegsschiff, sich ihr nahen kann. Nur ein einziger hinlänglich tiefer Kanal, das Revier genannt, führt durch dies seichte Wasser zur Stadt; allein dieser ist sehr schmal, auf beiden Seiten mit starken steinernen Vorsäzen eingefaßt und kann von den stärksten Bollwerken der Citadelle der Länge nach bestrichen werden, wodurch es jedem Schiffe ganz unmöglich gemacht werden kann, sich der Stadt zu nähern. Der Hafen von Batavia wird für den besten in Ostindien gehalten, und allem Ansehen nach mit Recht.

Auf der Landseite von Batavia ist die Gegend weit und breit überall voller Gärten und Landhäuser. Allein um auch hier das Zuströmen einer bessern Luft zu hindern, hat man Sorge getragen diese Gärten so dicht mit Bäumen zu bepflanzen, daß Stamm an Stamm sich lehnt, und das Ganze einer undurchdringlichen Waldung ähnlich sieht. Diese Waldungen von Obstbäumen beschatten eine weite schnurgerade Gegend, welche nach allen Seiten hin

mit

mit Kanälen und Gräben durchschnitten ist. Nur des Statthalters Landhaus steht auf einer kleinen Anhöhe, die aber so unbeträchtlich ist, daß sie über die Ebene kaum merklich hervorragt. Doch haben Se. Excellenz es sich was Tüchtiges kosten lassen, Dero Garten auch hier auf der Anhöhe, mit stehenden Wassergräben einzuschließen: so groß ist die Macht der Gewohnheit, und so sehr beherrscht sie den Geschmak und den Verstand der Menschen!

Daß übrigens dieses niedrige Land ungemein fruchtbar sey, wird der Leser wohl schon von selbst vermuthet haben, weil dies bekanntlich der Vorzug aller niedrigen Gegenden zu seyn pflegt. Aber wie weit jene Fruchtbarkeit hier bei Batavia gehe, davon wird man sich schwerlich einen Begriff machen können. Alles, was zu den ersten Bedürfnissen, wie zum Wohlleben gehört, wächst hier im größten Ueberfluß. Zu jenen gehören Reiß und indianisches Korn oder Matz, die bekannten beiden Getraidearten der Indianer. In den Gärten zieht man nicht nur die meisten in Europa bekannten Gartengewächse, sondern auch andere, welche diesem Himmelsstriche besonders eigen sind. An Obst besizen sie einen eben so großen als mannigfaltigen Reichthum. Dazu gehören außer folgenden auch in Europa bekannten Gewächsen: Ananas, süße und bittere Pommeranzen, Pumpelmusse, Limonien, Citronen, Pisang, Weintrauben, Wassermelonen, Kürbisse u. s. w. eine Menge anderweitiger indianischer Früchte, mit deren Beschreibung ich dem Leser nur Langeweile machen würde.

Es ist beinahe unglaublich, was für eine Menge von Früchten in der einzigen Stadt Batavia verzehrt wird. Aus der ganzen umliegenden Gegend wird weit umher alles hierher gebracht: und für einen Europäer ist der Zusammenfluß und die Menge so mannichfaltiger und schöner Früchte, als man auf den Marktplätzen hier aufgehäuft sieht, ein sehr reizender Anblik. Vierzig bis fünfzig Fruchtkarren voll der schönsten Ananas, hier auf einmal zusammentreffen zu sehn, ist etwas gar nicht Ungewöhnliches.

Eine, den Bewohnern dieser Stadt eigenthümliche Art von Ueppigkeit verdient hier noch insbesondere erwähnt zu werden. Sie verbrennen nämlich unaufhörlich wohlriechendes Holz und Harz, und verschwenden eine Menge von Blumen, um überall einen Wohlgeruch um sich her zu verbreiten. Dies soll vermuthlich zu einem Gegengift wider die schädlichen Ausdünstungen ihrer Kanäle dienen: aber im Grunde dient es doch nur dazu, den übeln Geruch dieser Dünste in ihren Häusern unmerklich zu machen. Den schädlichen Wirkungen derselben kann dadurch nicht sehr abgeholfen werden. Man hat hier eine große Mannigfaltigkeit von Blumen, welche in Europa unbekannt sind, und beide Geschlechter pflegen dergleichen beständig um und an sich zu haben. Außerdem tragen sie die zerschnittenen Blätter einer sehr wohlriechenden Pflanze, Pandang genannt, in den Kleidern und in den Haaren; am reichlichsten aber bestreuen sie ihre Betten damit, so

daß

daß sie wachend und schlafend unaufhörlich Wohlgerüche einathmen.

Von Gewürzen wird auf der Insel Java jezt nur noch der Pfeffer, aber dieser auch in sehr großer Menge gebaut. Den Anbau der Würznägelein haben den Holländer aus Politik, um sie nicht durch Vervielfältigung um ihren hohen Werth zu bringen, auf die einzige Insel Amboina, und den der Muskatennüsse auf die Insel Banda eingeschränkt. Die Art, wie sie dies zu bewerkstelligen wußten, war folgende: als sie sich nach und nach alle die indianischen Raja's oder Fürsten, welche diese Insel beherrschten, unterwürfig gemacht hatten, schrieben sie ihnen in den mit ihnen errichteten Verträgen, die Zahl der Nägelein-Bäume vor, die jeder in seinem Lande zu haben befugt seyn sollte. So oft nun nachher irgend ein kleiner Zwist unter beiden Partheien entstand, so züchtigte man die armen Raja's allemal durch Verminderung der ihnen verwilligten Anzahl von Bäumen. Dies wiederhohlte man so oft, bis man sie der Freyheit, dergleichen Bäume zu ziehen, ganz und gar beraubte.

Zu den zahmen Thieren, welche man hier sieht, gehören Pferde, Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hunde und Kazen. Die Pferde sind sehr klein, aber ungemein munter. Außer dem gewöhnlichen Rindvieh giebt es hier auch Büffel in Menge; allein die Holländer essen von leztern weder Fleisch noch Milch; weil sie sich einmahl eingebildet haben, daß beides der Gesundheit nachtheilig

sey. Die hier wohnenden Chineser, welche dieses Vorurtheil nicht haben und beides essen, befinden sich wohl dabei. Die hiesigen Schweine, besonders die, welche die Chineser ziehn, sind an Geschmak unverbesserlich; dennoch ziehn die Holländer, die für alles, was aus ihrem Vaterlande kommt, sehr eingenommen sind, das Schweinefleisch von holländischer Zucht weit vor, und mögen jenes nicht anrühren.

In den bergigten Gegenden der Insel giebt es nicht nur wilde Pferde und wildes Rindvieh, sondern auch eine Menge von Rehen und wilden Schweinen. Eben daselbst findet man auch Tiger und Rhinocerosse, jedoch leztere nur in geringer Zahl. Affen sieht man schon in der Nachbarschaft von Batavia.

Fische giebt es hier in erstaunlicher Menge; da aber gerade die besten Arten am häufigsten, einige schlechtere hingegen seltener gefangen werden: so kommen nur diese lezteren, als die kostbarsten auf die Tafeln der Herrn; die bessern hingegen fallen, weil sie die wohlfeilsten sind, den Sklaven zu.

Das hiesige zahme Federvieh, als Enten, Gänse, Tauben und welsche Hühner, sind gut, und die erstern beiden Arten ungemein wohlfeil. Wildes Geflügel ist seltener; doch muß ich von einer Art desselben, den Schnepfen, anmerken, daß wir sie in allen Welttheilen, auch hier fanden.

In Anseſehung der Getränke iſt die Natur hier ſparſamer, als in vielen nördlichen Ländern geweſen. Wein bringt die Inſel gar nicht hervor. Da indeß die meiſten Eingebohrnen Muhamedaner ſind, welche keinen Wein trinken; ſo haben ſie nicht Urſache, ſich über den Mangel daran zu beklagen. Zum Erſaz dafür käuen ſie, um ſich zu berauſchen, Opium, und bringen ſich dadurch um Verſtand und Geſundheit; gleichſam als wenn Muhamed ihnen nur eine gewiſſe Art ſich zu betrinken und nicht die Trunkenheit verboten hätte!

Außerdem verfertiget man hier Arrak aus Reiß und von dem Safte des Palmbaum eben die Art Wein, die ich ſchon oben bei der Inſel Savu beſchrieben habe.

33.

Fernere Nachrichten von Batavia, besonders von den Bewohnern der Stadt und des Landes, von deren Sitten, Gebräuchen und Lebensart.

Nicht der fünfte Theil der Bewohner dieser Stadt und der umliegenden Gegend besteht aus wirklichen Holländern oder nur aus Leuten, die von ehemaligen Holländern abstammen. Die meisten sind Portugiesen und Chineser, wozu noch eine Menge Negersclaven und Indianer aus allen Nationen kommen. Unter den hiesigen Truppen kann fast jeder Europäer, aus welchem Lande er auch immer seyn mag, Landsleute finden; doch sind die darunter befindlichen Deutschen zahlreicher als die Uebrigen zusammengenommen. Nur ein bürgerliches Amt bekleiden oder an der Regierung Theil nehmen, kann hier niemand, der nicht von holländischer Abkunft ist. Wer sich aber zu Batavia niederzulassen Lust hat, der kann dies schlechterdings nicht anders, als in der Qualität eines Soldaten thun, und er muß sich, ehe er dazu angenommen wird, verpflichten, fünf Jahre lang zu dienen. Doch muß ich hinzufügen, daß es mit dieser Verpflichtung nicht viel auf sich hat; denn man erhält vom Staatsrathe leicht die Erlaubniß, sich von dem Corps zu entfernen, und als ein freier Mensch Handel und Verkehr zu treiben, so viel man will. So ist es also zu

verstehn,

verstehn, wenn gesagt wird, daß alle weisse Einwohner dieser Stadt Soldaten sind.

Frauenzimmer dürfen, wenn sie wollen, sich hier ohne alle weitere Umstände niederlassen. Gleichwol waren zur Zeit unsers Hierseyn, wie man uns versicherte, nicht über zwanzig wirkliche Europäerinnen da. Die übrigen weissen Damen, die wir hier sahen, waren alle in Indien gebohren und nur von europäischer Abkunft. Diese Frauenzimmer ahmen die Moden und Gebräuche der Indianerinnen in allen Stücken, sogar darin nach, daß sie ihren Betel eben so gut als jene kauen.

Den hiesigen Kaufleuten wird der Handel sehr leicht gemacht. Die Chineser, ihre Mäkler, müßen das Meiste dabei thun. Kommt ein Schiff an, um eine Ladung einzunehmen, so läßt der Kaufmann, an den der Schiffer sich deshalb wendet, den Chineser rufen, mit dem er in Verkehr steht. Ihm giebt er das Verzeichniß der Waaren, welche verlangt werden; dieser schaft sie denn an Bord, und bringt dem Kaufmann das Geld, der seinen Gewinnst davon nimmt, und das Uebrige dem Chineser zur Bezahlung der Waaren zustellt.

Die hier wohnenden Portugisen sind fast ganz ausgeartert. Sie reden meistentheils Malaiisch, höchstens nur noch gebrochen Portugisisch, sind von der römischen zur lutherischen Kirche übergegangen, und kleiden sich gerade wie die Eingebohrnen des Landes. Man zählt sie zu der geringen Klasse von

Leuten, die mit allerhand niedrigen Arbeiten ihr Brod verdienen. Viele derselben leben von der Jagd; Andere beschäftigen sich mit Zeug-Waschen, und die Uebrigen treiben Handwerke.

Die in der Stadt und in der umliegenden Gegend lebenden Indianer sind keine Javanenser, sondern stammen aus verschiedenen andern Inseln her, von wannen sie als Sklaven hierhergebracht worden sind. Nach und nach hat man sie freigegeben. Sie heissen insgesammt Islam, das ist, Rechtgläubige, weil sie — Muhamedaner sind. Der junge Leser wird sich über die Anmaaßung eines solchen Titels wohl nicht mehr wundern, weil er vermuthlich schon bemerkt haben wird, daß jede der unzähligen Religionspartheien, die es in der Welt giebt, sich für die rechtgläubige, und ihren Glauben für den alleinseligmachenden hält. Das müssen wir gegenseitig unserer Kurzsichtigkeit und Eitelkeit zu gute halten. —

Diese Indianer, welche sich größtentheils von Gärtnerei und Obsthandel ernähren, handeln ganz allein mit Betel und Areka, die hier in erstaunlicher Menge verbraucht werden, weil hier Jeder, wes Standes und Geschlechts er auch seyn mag, beides unabläßig zu kauen pflegt. Auch hier mischt man Kalch, aber abgelöschten, zu, weshalb er die Zähne weniger, als auf Savu, anzugreifen pflegt. Man mischt hier auch Kardamomen und viele andere Gewürze darunter, um einen wohlriechenden Athem zu haben.

Die Frauenzimmer dieser Indianer halten viel auf starkes Haupthaar, womit sie von der Natur schon reichlich genug versehen sind. Aber damit noch nicht zufrieden, suchen sie den Wachsthum desselben durch den Gebrauch gewisser Oele und anderer Mittel zu befördern. Die Art, wie sie dieses ihr dickes Haar, welches durchgehens schwarz ist, zu tragen pflegen, wurde von uns allen für eine der niedlichsten und geschmakvollsten erklärt. Sie wickeln es nämlich auf dem Wirbel des Kopfes in Gestalt eines runden Kranzes zusammen, stecken es alsdann mit einer Haarnadel fest und umwinden es mit einem reizenden Blumenkranze.

Beide Geschlechter dieses Volks baden sich Tag für Tag wenigstens einmal in fließenden Wasser, welches in einem so heissen Lande, sowol der Reinlichkeit als auch der Gesundheit wegen, sehr nothwendig ist. Auf ihre Zähne wenden sie eine ganz besondere Sorgfalt; aber nicht auf die Farbe — denn diese ist des beständigen Betelkauens wegen durchgängig gelb — sondern auf die Form und Gestalt derselben. Sie reiben nämlich die scharfen Enden derselben mit einer Art von Schleifstein so lange, bis sie alle völlig gleich und eben sind. Dann schneiden sie — ich weiß nicht warum; vielleicht um die gleiche Größe aller Zähne durch eine gerade Linie noch bemerkbarer zu machen — in die obere Reihe eine tiefe Rinne ein, die mitten über alle Zähne weg und mit dem Zahnfleisch parallel läuft. Da diese Rinne durch die Emaille bis in den Knochen geht: so sollte man glauben, daß der dadurch verletzte Zahn

nachher leicht würde angefressen werden. Aber nein! Zu unserer Verwunderung wurden wir bei Keinem derselben jemals einen faulen Zahn gewahr; eine Sache die uns unerklärlich blieb.

Ich komme jezt zu der Beschreibung eines unter diesen Leuten herrschenden entsezlichen Gebrauchs, den man das Schweiß-Rennen oder, nach hiesiger Mundart, das Muck-Rennen nennt; eine Beschreibung, die der gutmüthige junge Leser nicht ohne ein schmerzliches Gefühl von Mitleid über die schrecklichen Verirrungen lesen wird, zu denen die ungebildete Menschheit aller Orten durch Leidenschaften fortgerissen wird. Die Sache ist diese.

Wenn einem hiesigen Indianer irgend eine schmerzhafte Beleidigung widerfährt, wodurch er in Wuth geräth: so berauscht er sich durch Opium, stürzt alsdann wüthend von Leidenschaft und Trunkenheit mit irgend einem Gewehr in der Hand hervor, sucht zuvörderst den, der ihn beleidiget hat, zum ersten Opfer seiner Raserei zu machen, und durchläuft nachher mit gleicher Wuth und mit schäumendem Munde die Straßen, um Jeden, der ihm in den Weg kommt oder ihn aufzuhalten sucht, gleichfalls niederzustoßen. Dies ist es, was man Muck Rennen nennt Hiervon ereigneten sich, während unsers Hierseyns, verschiedene Beispiele; und Einer von den Gerichtsbedienten, welche die Verpflichtung haben, dergleichen rasenden Menschen aufzufangen, versicherte uns, es vergehe selten eine Woche, daß er, oder einige seiner Amtsbrüder nicht aufgefordert wür-

würden, einen solchen Wüthenden in Verhaft zu nehmen. Diese Gerichtsdiener sind bevollmächtiget, dergleichen Unglükliche todt oder lebendig zu liefern; im leztern Fall erhalten sie eine Belohnung, im ersteren bloß ihren festgesezten Lohn. Allein die Wüthenden verkaufen ihr Leben theuer, und sie bringen gemeiniglich, bevor sie überwältiget werden, erst mehrere von denen um, welche sie erhaschen wollen, ohngeachtet diese mit gewissen grossen Zangen versehn sind, womit sie die Rasenden von fern ergreifen und festhalten können. Diejenigen, welche man lebendig bekommt, werden ohne Gnade lebendig gerädert; sind sie verwundet, wie das denn gemeiniglich der Fall ist, und erklärt der Wundarzt nach geschehener Besichtigung die Verlezung für tödtlich: so gehet die Execution augenbliklich vor sich, und zwar gemeiniglich an derjenigen Stelle, wo der Unglükliche den ersten Mord beging.

Einer von denen, welche bei unserm Hierseyn muckrannten, war ein freigelassener und dabei wohlhabender Mann. Er war auf seinen Bruder eifersüchtig geworden, und diesen tödtete er im Anfall der Raserei zuerst; nachher zwei Andere, die sich ihm wiedersezen wollten. Dieser kam indeß nicht aus seinem Hause heraus, sondern suchte sich innerhalb desselben zu vertheidigen. Er hatte drei Flinten bei sich, mit welchen er sich die Gerichtsdiener vom Leibe halten wollte; er war aber dermaaßen seiner Sinne beraubt, daß er nicht merkte, daß keine einzige davon geladen war.

Wie weit diese Indianer, ohngeachtet sie nun so lange schon unter Europäern leben, an Ausbildung des Verstandes und an Aufklärung noch zurük sind: das mag man aus folgenden abergläubischen Meinungen und Gebräuchen schließen, die noch jezt unter ihnen im Schwange gehn.

Sie halten den Teufel, den sie Satan nennen, für den Urheber aller Krankheiten und alles Uebels überhaupt. Wird also Einer unter ihnen krank oder geräth er sonst in Noth: so eilt er, dem Teufel Fleisch, Geld und andere Dinge, als ein Versöhnungsopfer darzubringen. Hat Jemand einen Traum, der ihm merkwürdig vorkommt, so wähnt er, der Satan wolle ihm dadurch irgend einen Befehl kund thun, den er vollziehen müße, wenn er sich nicht die Strafe einer Krankheit oder gar des Todes zuziehen wolle. Er strengt also seine ganze Einbildungskraft an, um den Inhalt des Befehls zu errathen. Kann er damit nicht zu Stande kommen; so nimmt er seine Zuflucht zum Kawin oder Prieſter, der ihm den verborgenen Sinn des geheimnißvollen Traums auf ein Haar zu sagen weiß. Gemeiniglich läuft die Sache darauf hinaus, daß der Teufel ein Geſchenk an Lebensmitteln oder Geld verlangt; und es verſteht sich von selbſt, daß ihm das Verlangte nicht verweigert werden dürfe. Man legt es denn auf einen von Kokosblättern verfertigten Teller, und hängt dieſen an den Zweig eines Baums, der sehr nahe am Waſſer steht. Als Herr Banks einſt Einen von ihnen fragte: ob ſie denn glaubten, daß Satan das geopferte Geld zu irgend etwas anwende und

die

die Lebensmittel verzehrte? so antwortete er: das Geld wäre nicht sowol eine Gabe, die der Teufel für sich fodere, als vielmehr eine Strafe, die er ihnen für irgend eine Uebertretung auflege. Wem es nachher zu Theil würde, darum hätten sie sich nicht zu bekümmern. Was aber das Fleisch beträfe, so wüßten sie wohl, daß der Teufel zwar die gröbern Theile nicht äße, aber sie wären gewiß, daß er das Maul ganz nahe daran halte, um es rein auszusaugen; denn nachher habe es weder Saft noch Kraft mehr.

Dieser Aberglaube ist nun freylich schon ungereimt genug; aber noch ungereimter ist folgender. Diese Leute hegen unter andern auch den thörigten Wahn, daß eine Frau, die von einem Kinde entbunden wird, manchmal auch mit einem jungen Krokodill, als einem Zwillingskinde zugleich niederkomme. Fragt man, wo ein solches Geschöpf denn nachher bleibe? so ist die Antwort: die Wehmütter trügen es alsbald nach dem Flusse und sezen es daselbst ins Wasser. Die Familie, der man aufgebunden hat, daß sie eine solche Mißgeburt von Anverwandten im Flusse habe, bringt derselben in der Folge ohne Unterlaß Lebensmittel zu; besonders muß derjenige, den man für den Zwillingsbruder des Krokodills hält, so lange er lebt zu gewissen Zeiten an den Fluß gehn, um diese brüderliche Pflicht zu erfüllen. Sollte er dies je versäumen, so würde er, wie sie durchgängig glauben, mit Krankheit oder gar mit Verlust des Lebens dafür gestraft werden. Wie ein so ungereimter und unsinniger Aberglaube habe entstehen

können, ist schwer zu begreifen. Vielleicht mag er von den Inseln Celebes und Boutu herstammen, wo viele von den Einwohnern Krokodille in ihren Häusern zu unterhalten pflegen. Dem sey aber wie ihm wolle; jezt hat er sich über die meisten ostindischen Inseln verbreitet, und die Leute sind durchgängig so fest überzeugt, daß diese unmögliche Begebenheit sich täglich ereigne, daß jeder Indianer, den wir darum befragten, ganz treuherzig bezeugte: es sey wahr und wahrhaftig so, und nicht anders!

Dergleichen Krokodill-Zwillinge heißt man Sudaras. Die Indianer ließen sich's, so oft die Rede davon war, gar sehr angelegen seyn, uns von dem Daseyn dieser schimärischen Wesen zu überreden, und stuzten ihre Versicherungen mit manchen abgeschmakten Mährchen auf. Eine junge Sklavin z. B. die etwas Englisch reden konnte, erzählte Herrn Banks: ihr Vater habe ihr auf seinem Todtenbette entdekt, er habe einen solchen Bryder Sudara: sie mögte also, dies war sein feierlicher lezter Wille, diesen ihren Onkel im Flusse wohl pflegen und denselben nach seinem Tode gehörig füttern. Dazu werde weiter nichts erfodert, als daß sie in einer gewissen Gegend an das Ufer des Flusses treten und den Namen Radja Pouti! das ist, weisser König rufen müsse: so werde er gleich aus der Tiefe herauf kommen. Sie habe diesen väterlichen Befehl befolgt, und auf ihr Rufen, sey der Krokodill alsobald zum Vorschein gekommen und habe die Speisen, welche sie ihm mitgebracht, aus ihrer Hand gefressen. Auf die Frage:

wie

wie der Herr Onkel denn ausgesehen habe? war ihre Antwort: o! er sahe nicht wie andre Krokodille aus, sondern war weit schöner; er war über den ganzen Leib gestekt, hatte eine rothe Nase und goldene Ringe an den Füßen und in den Ohren. Herr Banks hielt es nicht der Mühe werth, das alberne Mädchen zu erinnern, daß die Krokodille keine Ohren haben, also auch keine Ohrengehänge tragen können.

Man sieht, daß die unwissenden und abergläubischen Indianer das Daseyn dieser erdichteten Krokodillenbrüder wirklich glauben und daher — wie das bei abergläubischen Leuten immer der Fall ist — kein Bedenken tragen, zur Ueberredung Anderer, die nicht so leichtgläubig sind, allerlei Mährchen erdichten und dieselben so oft erzählen, bis sie am Ende selbst nicht mehr wissen, daß sie sie erdichtet haben.

Auf einigen Inseln stellt man, diesen geglaubten Flußanverwandten zu Ehren, zu gewissen Zeiten eine öffentliche Feierlichkeit an. Sie rudern bei solchen Gelegenheiten in großen Haufen nach denjenigen Orten hin, wo die Krokodille sich am meisten aufhalten; dort fahren sie unter Musik hin und her, singen und weinen wechselsweise, und ein Jeder ruft seinen Anverwandten, bis endlich ein Krokodill zufälliger Weise zum Vorschein kommt. Dann werfen sie einen mitgebrachten ansehlichen Vorrath von Lebensmitteln, auch Betel und Tabak ins Wasser, und kehren mit der angenehmen Ueberzeugung zurük, daß sie sich einer heiligen Pflicht entlediget haben. O heilige Einfalt!

Nächst den Indianern besteht die zahlreichste Klasse von denen, welche Batavia und die umliegende Gegend bewohnen, aus Chinesern. Viele derselben wohnen innerhalb der Stadtmauer und halten offene Läden; allein der ungleich größere Theil bewohnt eine eigene Vorstadt, Campang China genannt. Sie treiben alle Arten von Handwerken übernehmen alles, was ihnen aufgetragen wird, und verdienen durchgehends auch hier das Lob, welches man ihnen überall beilegt, daß sie eine fleißige, arbeitsame Nation sind. Es ist etwas eben seltenes einen Chineser müßig, als einen Holländer oder Indianer zu Batavia geschäftig zu sehen. Dennoch sind sie durchgehends — sehr arm. Dieß muß Jedermann befremden, weil in der Regel Fleiß und Arbeitsamkeit die sichersten Quellen des Reichthums sind. Aber die Verwunderung der Leser wird aufhören, sobald sie hören werden, daß sie bei aller ihrer Arbeitsamkeit durchgehends leidenschaftliche Spieler sind. Kaum haben sie das Handwerkszeug aus der Hand gelegt, so sind sie schon mit Karten oder Würfeln, oder fangen irgend ein ander Spiel an, deren sie eine unendliche Menge besitzen. Auf diese Ergözlichkeit sind sie so erpicht, daß sie Essen, Trinken und Schlafen darüber vergessen. Daß aber ein Spieler selten auf einen grünen Zweig zu kommen pflege, ist eine bekannte Erfahrung.

In ihrem Betragen gegen Andere sind diese Leute allezeit dienstfertig oder vielmehr unterwürfig, so daß man ihnen alles zumuthen kann, es sey so reinlich oder schmuzig, so ehrlich oder schelmisch, als es

immer

immer wolle, nur muß nicht gerade zu der Galgen dar auf stehen. Dabei sind sie ausnehmend reinlich und sauber in ihrer Kleidung, zu was für einem Stande sie auch gehören mögen. Im Essen und Trinken sind sie mäßig und genügsam; ihre gewöhnliche Kost besteht in Reiß und etwas Fleisch oder Fischen. Ihre Religion schränkt sie nicht, wie die der Muhamedaner und Juden, auf gewisse Speisen ein; sie essen daher nicht nur Schweinefleisch, sondern auch Hunde Katzen, Frösche, Eidexen, vielerlei Arten von Schlangen und mancherlei Seethiere, welche die andern Einwohner dieses Landes nicht für eßbar halten. Auch genießen sie viele Kräuter die ein Europäer nur im Fall der größten Hungersnoth sich gefallen lassen würde.

Bei keiner Sache pflegt der Aberglaube und die Thorheit der Menschen sich auf eine lächerlichere und ungereimtere Weise zu äußern, als bei Beerdigungen der Todten und den dabei eingeführten Ceremonien und Gebräuchen. So auch hier. Ein recht seltsamer Aberglaube, den die hiesigen Chineser dabei hegen, ist der: daß sie die Stelle, wo ein Leichnam begraben ist, nie zum zweitenmale zu öfnen sich erlauben. Ihre Begräbnißplätze nehmen daher in der Gegend von Batavia viele hundert Morgen Land ein. Die Holländer, welche jede Handbreit Landes anbauen mögten, sehen es gar nicht gern, daß dadurch so viel Erdreich unbrauchbar gemacht wird; und wenn daher Jene ein neues Stük Land zu diesem Behuf kaufen wollen, so läßt man es sich unerhört theuer von ihnen bezahlen. Die größte Sorge

der

der Chineser in Ansehung ihrer Todten geht dahin, sie vor der Verwesung zu bewahren, und zu verhindern, daß die Ueberbleibsel derselben sich, wo möglich, nie mit der Erde vermischen mögen. Zu diesem Ende legen sie den Leichnam in einen großen, dicken hölzernen Sarg, der nicht aus Brettern zusammengesezt ist, sondern wie ein Kahn aus einem starken ausgehöhlten Baumstamme besteht. Dieser wird fest vermacht, in die Gruft gesenkt, und alsdann mit ihrem sogenannten China-Mörtel wol zehn Zoll dick, wie mit einer Rinde umgeben. Eine solche Bekleidung wird in kurzer Zeit so hart, wie Stein.

Zu den unvernünftigen Trauerceremonien, die wir bei diesen Leuten zu beobachten Gelegenheit hatten, gehört vornehmlich auch der, daß sie, wie ehemals die Römer, eine beträchtliche Anzahl von Weibern dingen, welche weinen und wehklagen müßen. Für Geld erkaufte Thränen — welche ein ungereimtes Mittel, einem Todten Liebe und Ehre zu erweisen! Aber das gehört nun einmal hier zu einer standesmäßigen Beerdigung, und die muß zu Batavia — so will es das Vorurtheil! — jeder haben, die Kosten dazu mögen kommen woher sie wollen. Selbst dann, wenn der Verstorbene mehr schuldig ist, als sein Nachlaß beträgt, darf von dieser Regel keine Ausnahme gemacht werden. In diesem Fall muß der Nachlaß verkauft, und von dem, was herauskommt, zu allererst der Todte standesmäßig begraben werden; und die Gläubiger müßen geduldig erwarten, ob für sie etwas übrig bleiben werde oder nicht.

nicht. So sezt man hier die Lebendigen den Verstorbenen, die Gerechtigkeit den Ceremonien nach!

Nächst den Chinesern machen die Sklaven eine zahlreiche Klasse unter den Einwohnern dieses Landes aus. Man läßt dieselben theils aus Afrika, theils von verschiedenen ostindischen Inseln kommen. Nur die Eingebohrnen der Insel Java selbst sind durch die Gesetze vom Sklavenstande freigesprochen. Diese Slaven sind eine sehr träge Art von Menschen; aber wenn sie nicht viel arbeiten, so sind sie dagegen auch überaus genügsam im Essen und Trinken. Reiß und ein wenig Fisch von der wohlfeilsten Art ist ihre gewöhnliche Kost. Wie es mit der Sittlichkeit dieser armen Geschöpfe stehe, läßt sich vermuthen. Wer will menschliche und edle Gesinnungen bei Menschen suchen, die gewohnt sind, sich wie Vieh behandelt zu sehen.

Dem Herrn steht hier frei seinen Leibeigenen zu behandeln und zu züchtigen, wie er will; nur das Leben darf er ihm nicht nehmen. Selbst dann, wenn Einer auch nicht die Absicht gehabt hätte, seinen Sklaven todt zu schlagen, dieser leztere stürbe aber doch entweder während der Züchtigung oder an einer Folge derselben: so würde Jener doch eben so gut zur strengsten Rechenschaft gezogen werden, als wenn der auf diese Weise Getödtete ein freier Mensch gewesen wäre. Dies wohlthätige Gesez giebt den armen Leibeigenen einen Theil der Menschheit wieder, deren man sie unmenschlicher Weise beraubt hat. Sie sind nunmehr wenigstens vor den plözlichen Aus-

Ausbrüchen des Zorns von Seiten ihrer Tirannen ziemlich gesichert. Denn diese scheuen sich nun aus Besorgniß einen Mord zu begehn, sie mit eigener Hand zu züchtigen; sie wenden sich vielmehr an einen dazu bestellten Gerichtsdiener, Marineu genannt, deren in jedem Quartier der Stadt Einer wohnt. Aber auch dieser straft dergleichen Uebelthäter nicht selbst, sondern läßt sie durch solche Sklaven züchtigen, die er ausdrüklich dazu hält. Die Männer werden öffentlich vor den Thüren ihres Herrn, die Sklavinnen aber innerhalb des Hauses gezüchtiget. Die Strafe besteht in einer größern oder geringern Zahl von Streichen, die sie mit einem in dünne Gärten gespaltenen indianischen Rohr so nachdrüklich bekommen, daß auf jeden Hieb allemal Blut fließt. Für eine Abstrafung von der gewöhnlichen Art bekommt der Marineu einen Thaler, für eine strengere anderthalb.

Die erstere und oberste Person nicht nur in Batavia, sondern auch in allen holländischen ostindischen Besizungen überhaupt, ist der hiesige General-Statthalter von Ostindien. Auf diesen folgen unmittelbar die Mitglieder des hiesigen Staatsrath, an deren Spize er steht, und welche den Titel edle Herren führen. Diese dünken sich gar vornehme Herrn zu seyn, und verlangen daher auch sehr auffallende äußerliche Ehrenbezeugungen. Begegnet man ihnen, z. B. in einem Fuhrwerke, so erwarten sie, nicht nur, daß man ihnen aus dem Wege fahre, sondern auch, daß man still halte und sich von seinem Size erhebe, und ihnen eine tiefe Verbeugung mache.

Auch

Auch die Gemahlinnen, ja sogar die Kinder dieser edlen Herren wollen, daß man ihnen dergleichen Ehrenbezeugungen gleichfalls erweise; und man fodert die Beobachtung dieser sclavischen Sitte nicht bloß von den Eingebohrnen, sondern auch von allen Fremden ohne Unterschied. Die englischen Officiers aber pflegen sich selbst davon zu dispensiren.

Die Justiz scheint auch hier, wie überall, noch einer großen Verbesserung zu bedürfen. Besonders wirft man den hiesigen Richtern eine ungerechte Partheilichkeit vor. Sie sollen gegen die Eingebohrnen mit übertriebener Strenge, gegen ihre holländischen Landsleute hingegen in einem unerlaubten Grade gelinde und nachsichtig verfahren. Einem Christen, der sich eines groben Verbrechens schuldig gemacht hat, benimmt man nie die Gelegenheit, vor dem ersten Verhöre zu entwischen; aber wenn dieses auch nicht geschieht, so mildert man doch die Kraft des Gesezes, um ihn mit dem Leben durchkommen zu lassen. Die armen Indianer hingegen werden in solchen Fällen ohne Gnade gehangen, lebendig gerädert, oder gar gespießt.

Die Malaien sowol, als auch die Chineser müßen der holländischen Compagnie sehr beträchtliche Abgaben entrichten; und diese sind oft auf sehr sonderbare Dinge, z. B. auf die Erlaubniß eigenes Haar zu tragen, gelegt. Sollte man es für möglich halten, daß Uebermuth und Despotismus je so weit gehen konnten, einem menschlichen Wesen die Freiheit abzusprechen, etwas zu tragen, was Gott selbst

ihm gegeben hat. Gleichwol ist das hier wirklich der Fall; und diese Anmaaßung der hiesigen Holländer ist so sonderbar, daß man in der That nicht weiß, ob man darüber lachen oder weinen soll. Die vorgeschriebenen Steuern müßen jeden Monat richtig abgetragen werden; und damit die Herrn Holländer sich nicht die Mühe geben dürfen, sie einzusammeln oder Leute dazu zu halten: so hat man das bequemere Mittel gewählt, an jedem Zahlungstermin bloß eine Flagge auf dem Gipfel eines mitten in der Stadt gelegenen Hauses wehen zu lassen, welches das Signal ist, daß Jeder herbei eilen sollte, um seine Abgaben selbst zu entrichten. Man gehorcht dann augenblicklich; denn man weiß aus Erfahrung, wie mißlich es sey, auf diese Flagge nicht alsobald zu achten, und mit dem Gelde sich nicht unverzüglich einzustellen. —

Dies sind die vorzüglichsten Bemerkungen, die wir während unsers hiesigen Aufenthalts zu machen Gelegenheit hatten. Jezt fahre ich fort, die Geschichte unserer ferneren Reise zu beschreiben.

34.

Lauf von Batavia nach der Prinzen Insel. Kurze Beschreibung derselben. Ankunft auf dem Vorgebirge der guten Hofnung. Lezte Fahrt von da nach England.

Den 27. December 1770 früh um sechs Uhr hoben wir wiederum die Anker, und liefen in See.

Wir wünschten zwar, unsern Lauf von hieraus bis nach dem Vorgebirge der guten Hofnung so geschwind als möglich und ununterbrochen fortzusezen; allein da der Zustand unserer Kranken nach unserer Abreise von Batavia noch ungleich schlimmer ward: so sahen wir uns dadurch schon acht Tage nach unserer Abfahrt genöthiget, bei einem Eilande anzulegen, welches die Prinzen-Insel genannt wird, um hier erst noch einige Erfrischungen einzunehmen.

Sobald das Schiff auf seinem Anker lag, ging ich in Begleitung meiner Herrn Reisegefährten ans Land. Gleich beim Aussteigen begegneten uns einige Indianer am Strande, und erboten sich, uns zu der Hauptperson ihres Volks, den sie Raja oder König nannten, hinführen, und wir nahmen diesen Vorschlag an.

Sobald wir bei Se. Majestät angelangt waren, und die ersten Höflichkeitsbezeugungen gegen einander ausgewechselt hatten: kamen wir sogleich zur Haupt-

sache, welche den Einkauf der Lebensmittel betraf. Was uns den Mund vorzüglich wässern machte, das waren Schildkröten; allein wir konnten dermalen über den Preis derselben noch nicht einig werden. Dies beunruhigte uns indeß nicht; denn wir sahen voraus, daß die Einwohner des folgenden Morgens wol von selbst kommen und sich nicht weigern würden, das Gebot, welches sie heute verwarfen, anzunehmen. In dieser guten Erwartung verließen wir Se. indianische Majestät, und kehrten wieder nach dem Schiffe zurük. Wir nahmen unsern Rükweg längst der Küste hin, um eine Wasserstelle aufzusuchen. Dies gelang uns nach Wunsch, und als wir eben ins Boot steigen wollten, fanden sich einige Indianer ein, die uns drei Schildkröten zu einem billigen Preise, doch unter der ausdrüklichen Bedingung verkauften, daß wir ihrem Könige nichts davon sagen sollten.

Am folgenden Tage geschahe, was wir vorausgesehen hatten; man brachte uns Schildkröten in Menge, und da wir standhaft dabei beharrten, nicht mehr dafür geben zu wollen, als wir gestern geboten hatten: so bequemte man sich endlich, sie uns zu diesem Preise zu überlassen. Herr Banks besuchte an diesem Tage den König in dessen Sommerpallaste, das ist einer Hütte, die er mitten auf einem Reißfelde aufgeschlagen hatte. Se. Majestät nahmen ihn ungemein gnädig auf, ohngeachtet sie gerade sehr viel zu thun hatten, indem sie damit beschäftiget waren, höchst Dero eigenes Abendbrod zu kochen.

Die

Die Eingebohrnen fuhren am nächsten Tage fort, uns nicht nur Schildkröten, sondern auch Federvieh, Fische, Affen, kleine Rehe und eine Menge von Früchten zum Verkauf zu bringen. Herr Banks hatte unterdeß in Erfahrung gebracht, daß die Indianer in einer gewissen Entfernung von unserer Landungsstelle eine Stadt angelegt hätten; und es kam ihm die Lust an, dieselbe zu besehen. Er reisete also begleitet von einem unserer Officiere, dahin ab. Es gelang ihnen, dahin zu finden, ohngeachtet die Eingebohrnen, die es ungern zu sehen schienen, daß man sich so weit und breit in ihrem Lande umsähe, Bedenken trugen, ihnen den Weg zu zeigen. Der Ort besteht aus ohngefähr 400 Wohnungen, und wird durch einen Fluß in zwei Hälften getheilt. Ueber diesen Fluß, welcher sehr reissend ist, wurden sie in zwei an einander befestigten Kähnen, nicht ohne Mühe und einige Gefahr, gebracht. Das Volk empfing sie hier gar freundlich, und zeigte ihnen die vornehmsten Wohnungen, doch nur von aussen, weil die Besizer derselben bei damaliger Jahrszeit nicht hier, sondern auf den Reißfeldern wohnten, um die Vögel und Affen davon abzuhalten. Als sie ihre Neugierde, so gut sie konnten, befriediget hatten, mietheten sie ein großes Boot, und fuhren darin den Fluß entlang wieder zu uns zurük.

Mittlerweile hatte man unsern Leuten, die am Lande mit Holzfällen und Wasser-Einnehmen beschäftiget waren, eine Axt gestohlen. Wir beschwerten uns darüber alsobald beim Könige, und nach ei-

nigem Hin- und Herreden versprachen Se. Majestät, daß die Art den folgenden Morgen wieder zurükgebracht werden sollte: und es geschahe, wie er verheissen hatte.

Der Handel ging unterdeß immer ungestört von statten: wir kauften täglich zwei bis drei Centner Schildkröten, auch Federvieh und andere Lebensmittel ein, so daß wir uns hier zu unserer ferneren Reise recht gut versorgten. Am neunten Tage unsers Hierseyns waren wir wieder völlig segelfertig; und am folgenden Morgen hoben wir bei einem leichten Nordostwinde die Anker und stachen wiederum in See.

Die Prinzen-Insel oder — wie sie in der malaischen Sprache genannt wird — die Insel Pulo Selan ist nicht sonderlich groß und liegt in der westlichen Mündung der Straße von Sunda. Der größte Theil derselben ist mit Waldung bedekt; nur in einigen Gegenden hat man die Bäume ausgerottet, um Reißfelder anzulegen. Die Naturgüter dieses Eilandes bestehen in Kokosnüssen, Plantanen, Wassermelonen, Kürbissen, Ananas, Yamwurzeln, Reiß, Schildkröten, Federvieh und kleinen Rehen.

Die Einwohner stammen von der Insel Java her. An Sitten kommen sie daher mit den Indianern, welche um Batavia wohnen, in den meisten Stükken, überein. Sie bekennen sich zu der muhamedanischen Religion; doch glaube ich nicht, daß es auf der ganzen Insel auch nur eine einzige Moschee, das ist, muhamedanische Kirche, giebt. Unser Aufent-

halt

halt fiel gerade in die Fastenzeit, welche bei den Türken Ramadan heißt; und diese schienen sie hier sehr strenge zu halten. Kein einziger unter ihnen wollte vor Sonnenuntergang einen Bissen zu sich nehmen, ja nicht einmal Beetel kauen.

Das Volk ist, so viel wir bemerken konnten, von guter Gemüthsart; wenigstens gingen sie im Handel sehr ehrlich zu Werke; nur daß sie, wie es fast überall üblich ist, anfangs vorzuschlagen pflegten. Da es sehr beschwerlich und langweilig gewesen wäre, wenn wir mit Jedem insbesondere um jede Kleinigkeit hätten handeln wollen: so ward mit völliger Zufriedenheit auf beiden Seiten folgendes Abkürzungsmittel angewandt, sie legten alles, was von einer jeden Gattung zum Verkauf gebracht wurde, zusammen; und wenn wir über den Preis des ganzen Haufens eins geworden waren, so zahlen wir Einem von ihnen das bedungene Geld aus, und sie theilten sich dann darin nach Maaßgabe des Antheils, den ein Jeder an der gelieferten Waare gehabt hatte. Man kann hieraus schließen, daß sie nicht ganz ungeübt in der Rechenkunst seyn müßen.

Genug von diesen; denn ich merke, daß es Zeit ist der langen Geschichte unserer langen Reise ein Ende zu machen. Wir wollen daher den Rest derselben so enge als möglich zusammendrängen.

Bei unserer Abfarth von der Prinzen-Insel hatten wir noch immer eine Menge Kranken an Bord, von denen wir nach und nach noch Einige, welche

dahinstarben, dem Schooß des Weltmeers übergeben mußten. Sobald wir aber in den Strich des Passatwindes gekommen waren, ließen die Krankheiten merklich nach, und Viele genesten, noch ehe wir nach dem Vorgebirge der guten Hofnung kamen.

Bei diesem langten wir, nach einer Fahrt von zwei Monaten, glüklich an, und legten das Schiff allda vor Anker. Ich selbst begab mich sofort ans Land, um dem Statthalter meine Aufwartung zu machen, und erhielt von ihm die Versichrung, daß wir alles, was wir nöthig hatten, bekommen sollten. Meine erste Sorge war, unsern Kranken einen guten und bequemen Aufenthalt am Lande auszumitteln; und es gelang mir, ein Haus zu finden, wo man sie aufnehmen und für ein gedungenes Kostgeld mit Kost und Wohnung versehen wollte.

Theils um die Genesung dieser Leute abzuwarten, theils um neue Vorräthe einzunehmen und das Schiff gehörig ausbessern zu lassen, hielten wir uns hier einen ganzen Monat auf. Von den Bemerkungen, die wir während dieses Aufenthalts zu machen Gelegenheit hatten, theile ich nur eine und die andere mit, weil in einem der kunftigen Theile dieses Werks sowol von der hiesigen holländischen Colonie, als auch von den Eingebohrnen des Landes eine umständliche Beschreibung folgen wird.

In den meisten Reisebeschreibungen, welche dieser südlichen Spize von Afrika erwähnen, wird uns von den Annehmlichkeiten und von der Fruchtbarkeit dieses Landes eine sehr reizende Schilderung gemacht.

Wir

Wir für unsern Theil können diese Schilderung durch unser Zeugniß nicht bestätigen. Wir müßen vielmehr bekennen, daß wir auf unserer ganzen Reise kein Land gesehen haben, das eine ödere Aussicht gehabt, oder einer unfruchtbaren Wüste ähnlicher gesehen hätte, als dieses. Die Halbinsel, welche die äußerste Spize von Afrika ausgemacht, besteht aus haben, ganzen nakten und öden Gebirgen. Hinter denselben folgt eine Landenge, die eine weite Ebene bildet; allein diese besteht fast durchgängig in einer Art von leichtem Seesande, der nichts als Heidekraut trägt und schlechterdings nicht angebaut werden kann. Die wenigen Stellen, welche urbar gemacht werden konnten, sind zu Weinbergen, Obst- und Küchengärten gemacht worden. Dergleichen fruchtbare Flecken sind aber nur klein, und liegen überdem einzeln und ziemlich weit aus einander. Weiter landeinwärts hin soll es, wie man uns versicherte, eben so aussehen. Die holländischen Anbauer wohnen daher sehr zerstreut und weit auseinander. Während unsers Hierseyns kam ein Bauer fünfzehen Tagreisen weit aus dem Lande nach der Cap-Stadt, und brachte seine jungen Kinder mit. Hierüber wunderten wir uns, und fragten ihn: warum er dieselben nicht lieber bei einem Nachbar zurükgelassen hätte; „Nachbar?“ antwortete der Mann; „mein nächster Nachbar wohnt fünf Tagreisen weit von mir ab!“ Wie schrecklich öde muß das Land seyn, wo diejenige, welche vom Ackerbau und von der Viehzucht leben, der Unfruchtbarkeit des Landes wegen, so weit auseinander wohnen!

Einen zweiten Beweis von der Unfruchtbarkeit dieses Bodens, kann der Mangel an Gehölz abgeben. Wenn ich die Gärten ausnehme, die nahe an der Stadt liegen, und durch Kunst und Fleiß fruchtbar gemacht sind, so war nirgends ein Baum zu sehen, der sechs Fuß hoch gewesen wäre.

Die einzige Stadt, welche die Holländer hier erbaut haben, wird, weil sie auf dem Vorgebirge liegt, die Cap-Stadt genannt. Sie mag ungefähr aus tausend Häusern bestehn. Diese sind insgesamt aus Bakseinen und zwar artig genug gebaut; die Dächer aber sind nur mit Stroh gedekt, weil jede andere Verdachung von Ziegeln oder Schiefern gegen die heftigen Winde, denen diese Gegend unterworfen ist, nicht aushalten würde. Die Straßen sind breit und bequem, und durchschneiden sich sämtlich in rechten Winkeln. Durch die Hauptstraße läuft ein Kanal, der an beiden Seiten mit einer Reihe von Eichen bepflanzt ist, die hier recht gut fortgekommen sind, und einen angenehmen Schatten geben.

Die meisten Bewohner dieser Stadt sind Holländer. Da aber fast alle Hauswirthe sich davon nähren, daß sie die hier ankommenden Fremden bewirthen: so haben sie nach und nach von den Sitten aller Nationen so viel angenommen, daß man ihren ursprünglichen Nationalcharakter kaum noch hervorstechen sieht. Nur das hiesige Frauenzimmer ist den Moden und Gebräuchen seines Vaterlandes mit einer Anhänglichkeit treu geblieben, die zuweilen ins Lächerliche fällt. So geht z. B. keine hiesige Dame aus,

ohne

ohne sich von der Magd die Feuerstowe (den Kohlentopf) vortragen zu lassen, um dieselbe, sobald sie sich sezt, unter die Füße stellen zu können. Dieser Gebrauch ist um so viel possierlicher, da sie meistentheils keinen Funken Feuer darin haben, welches auch wegen der Hize des Himmelsstrichs, sehr entbehrlich ist.

Die Luft ist hier so gesund, daß diejenigen, welche aus Europa krank hierherkommen, gemeiniglich bald genesen; welches aber mit denjenigen Patienten, welche ihre Krankheit aus Ostindien mitbringen, nicht eben so der Fall zu seyn pflegt.

Am äußersten Ende der Stadt liegt ein grosser Garten, welcher der holländischen Compagnie gehört. Er ist voller schönen Alleen, die einander in rechten Winkeln durchschneiden. Diese bestehen aus Eichen, die in Hecken gezogen sind, und unter der Scheere gehalten werden. Nur in dem mittelsten Garten allein hat man die Eichen ganz auswachsen lassen. Der grösste Theil dieses Gartens ist mit Küchengewächsen bepflanzt; doch werden auf einigen Abtheilungen auch ausländische Pflanzen unterhalten. Am Ende des Gartens ist eine Menagerie, welche eine Menge seltener Vögel und vierfüßiger Thiere enthält, die man in Europa nie zu sehen bekommt. Wir sahen darin unter andern ein Thier, welch's die Hottentotten Kuh-Duh nennen. Dieses ist so groß als ein Pferd und trägt ein schön gewundenes Geweih, welches ihm ein stattlich Ansehen giebt.

Was die Eingebohrnen des Landes oder die Hottentotten betrift: so enthalte ich mich, unsere Bemerkun-

merkungen über sie und das, was wir von ihren Sitten und Gebräuchen in Erfahrung bringen konnten, hier mitzutheilen: weil man in dieser Sammlung nächstens eine genauere und umständlichere Beschreibung davon liefern wird, als ich jezt davon zu geben im Stande wäre.

Wir verliessen das Cap am 14 April 1771, und erreichten noch an eben dem Tage das sogenannte Penguin- oder Robin-Eiland, wo wir uns vor Anker legten, um noch einige Kleinigkeiten zu kaufen, die wir am Cap einzunehmen vergessen hatten. Ich schikte zu diesem Behuf ein Boot ab; allein es stellte sich demselben eine Parthei bewaffneter Holländer entgegen, welche das Schifsvolk warneten, nicht näher zu kommen, weil man sonst Feuer auf sie geben würde. Da nun das, was wir hier einzuhandeln wünschten, nur solche Dinge betraf, die wir allenfalls entbehren konnten: so glaubte der im Boote kommandirende Officier das Leben seiner Leute bei dieser Gelegenheit nicht aufs Spiel sezen zu dürfen, und kehrte folglich nach dem Schiffe zurük. Die Ursache, warum man sich weigerte, unser Boot ans Land kommen zu lassen war vermuthlich folgende: Die Holländer schicken von Cap aus auf die kleine Insel diejenigen Missethäter, welche verurtheilt sind, eine gewisse Anzahl von Jahren Sklavenarbeit zu verrichten, um hier Kalchsteine auszugraben. Nun war einst ein dänisches Schiff, welches den grösten Theil seiner Mannschaft durch Krankheit verlohren hatte, an diese Insel gekommen und hatte so viel Leute, als man brauchte,

von

von den hiesigen Verbrechern mit Gewalt aufheben und fortführen lassen. Deswegen mogten die Holländer seit der Zeit ihrer hiesigen Besazung befohlen haben, kein Boot von irgend einer Nation künftig wieder ans Land kommen zu lassen.

Wir segelten nunmehr gerade unserm Vaterlande zu; aber nicht alle, die wir jezt noch lebten, sollten des Glüks theilhaftig werden, es wieder zu sehn. Ungefähr eine Stunde nach unsrer Abfahrt von der Robin-Insel starb Herr Mollineux, unser Schiffer, und mit Herr Hicks, unserm ersten Lieutenant, der die Auszehrung schon mit aus England genommen hatte, wurde es täglich schlimmer. Ersterer war ein junger, fähiger und geschikter Mann; aber er überließ sich leider; den Ausschweifungen, und verkürzte dadurch ein Leben, welches dem Vaterlande und der Welt noch sehr nüzlich hätte werden können. Mögte sein Schikſal allen jungen Leuten, welche in Gefahr stehn, den Weg der Tugend und der Wohlanständigkeit zu verlassen, zum warnenden Beispiel dienen!

Am ersten Mai erblikten wir die Insel St. Helena und ankerten noch am nämlichen Tage auf der dortigen Rhede, um uns zu erfrischen.

Diese den Engländern gehörige Insel liegt, wie meine jungen Leser auf jedem Planiglob sehen können, fast in der Mitte zwischen Afrika und Amerika, doch näher bei jenem als bei diesem. Sie ist der Gipfel eines ungeheuren Berges, der aus dem Grunde der Meers steil empor steigt, wie man daraus abnehmen kann, daß das Wasser rings um die Ufer herum

eine

eine unergründliche Tiefe hat. Sie ist übrigens nur 12 Seemeilen lang und 6 breit.

Die Stadt liegt hart am Strande und ist ziemlich schlecht gebaut. Die Kirche und das Rathhaus fanden wir gänzlich verfallen. Alle weisse Einwohner der Insel sind Engländer, deren Erwerb darin besteht, die hier einlaufenden Schiffe mit Erfrischungen zu versorgen. Alle eigentliche Arbeit wird hier von Sklaven verrichtet. Denn ohngeachtet man einige wenige Pferde auf der Insel hat, so braucht man sie doch nur zum Reiten. Da man nun überdem hier von keinen Maschienen und Werkzeugen zur Erleichterung der Arbeit, ja nicht einmal von einem größern Fuhrwerk etwas weiß: so müßen die armen Sklaven alles mit ihren eigenen Kräften bestreiten, alles auf dem Rücken fortschleppen, und sind nicht einmal mit dem einfachen Erleichterungsmittel eines Tragküssens versehn. Man bringt diese unglüklichen Geschöpfe fast aus allen Gegenden der Welt hierher zum Verkauf; und es wird jährlich eine große Menge derselben, theils durch übermäßige Arbeit, theils durch Mißhandlung aufgerieben. Es thut mir leid, zur Schande meiner hiesigen Landsleute hier öffentlich bekennen zu müssen, daß ich unter ihnen weit mehrere Beispiele von muthwilliger und ungezähmter Grausamkeit gefunden habe, als unter den Holländern zu Batavia und auf dem Cap, ob man gleich dieser Nation, vielleicht nicht ohne Grund, vorwirft, daß sie an beiden Orten aller Menschlichkeit entsagt habe.

Zu den vorzüglichsten Producten dieser Insel gehört das Ebenholz, welches sich, wie meine jungen Leser wissen werden, durch pechschwarze Farbe und durch eine ganz außerordentliche Festigkeit und Härte auszeichnet. Nur Schade, daß man hier nicht für die Fortpflanzung dieser schätzbaren Holzart sorgt, und daß sie daher nach und nach hier gänzlich ausgerottet werden wird.

Nachdem wir vier Tage allhier verweilt hatten, gingen wir, und zwar in Begleitung von dreizehn andern Schiffen, wieder unter Segel. Eins von diesen war das englische Kriegsschiff **Portland**; die zwölf übrigen waren Ostindienfahrer.

Einige Tage lang bestrebten wir uns, in dieser Gesellschaft zu bleiben; da aber der abgenuzte Zustand unsers Schiffes es uns unmöglich machte, es den andern Schiffen in Segeln gleich zu thun, und daher zu vermuthen stand, daß diese früher als wir nach England kommen würden: so gab ich dem Portland ein Zeichen, daß ich jemand von seinem Bord zu sprechen verlangte. Der Capitain desselben, Herr **Elliot**, kam hierauf selbst zu mir; und ich übergab ihm einen Brief an die Admiralität, nebst einem verschlossenen Kästchen, worin die Schifsrechnungen und die Tagebücher einiger meiner Officiere lagen. Einige Tage nachher verloren wir alle diese Schiffe aus dem Gesichte.

Um eben diese Zeit starb unser erster Lieutenant, Herr **Hicks**: und wir übergaben, unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten, seinen Leichnam der See.

Der

Der Zustand unsers Schifs verschlimmerte sich unterdeß zusehends. Unser Takelwerk und unsere Segel waren so abgenuzt, daß fast täglich, bald dies, bald jenes zerriß und unbrauchbar ward. Dennoch sezten wir unsern Lauf ohne beträchtliche Unfälle fort; und am 6 Junius erblikte Nikolas Young, eben der Schifsjunge, der Neu-Seeland zuerst gesehen hatte, die englische Landspize Lizard. Am 11ten liefen wir den Kanal hinauf; am 12ten hatten wir schon die Meerenge zwischen Dover und Calais erreicht, und noch an eben dem Tage kamen wir in den Dünen vor Anker, und landeten zu Deal.

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY